JKM LIBRARY
HX708.K21 v.1
Kautsky, Karl,
Vorlaufer des neueren Sozialismus
3 9968 02658 6993

Internationale Bibliothek

Karl Kautsky

Vorläufer des neueren Sozialismus

Erster Band

Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz.

HX276.K31

ACCESSION NUMBER 41741

SHELF NUMBER C-116080.1

The Virginia Library
McCormick
Theological Seminary
of the
Presbyterian Church, Chicago.

From the _____ Fund.

RECEIVED Feb. 1916.

Vorläufer des neueren Sozialismus

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_T4-ALC-334

Vorläufer des neueren Sozialismus

Von Karl Kautsky

Dritte, unveränderte Auflage

Erster Band

Kommunistische Bewegungen im Mittelalter

Stuttgart 1913
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G.m.b.H.

Alle Rechte vorbehalten.

VIRGINIA LIBRARY
MCCORMICK
THEOLOGICAL SEMINARY

Druck von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

HX
708
K21

Inhalt.

Seite

Vorwort zur zweiten Auflage VII

Erster Abschnitt.

Die Grundlagen des Kommunismus im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation.

Erstes Kapitel. Der platonische und der urchristliche Kommunismus 3
1. Plato und seine Zeit 3
2. Das Buch vom Staate 12
3. Die Wurzeln des urchristlichen Kommunismus . . 25
4. Das Wesen des urchristlichen Kommunismus . . . 33
5. Das Kirchengut im Mittelalter 49
6. Das Verschwinden der Sklaverei 55

Zweites Kapitel. Die Lohnarbeiter im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation 63
1. Die Anfänge des Handwerks 63
2. Die Zunft 67
3. Die Anfänge des Gesellenwesens 70
4. Lehrling, Geselle, Meister 77
5. Die Kämpfe zwischen Gesellen und Meister 85
6. Die Gesellenverbände 94
7. Die städtische Arbeiteraristokratie 107
8. Markgenossenschaft und Bergrecht 112
9. Der kapitalistische Großbetrieb im Bergbau . . . 122
10. Die Bergarbeiter 136
11. Kapital und Arbeit in der Weberei 146

Zweiter Abschnitt.

Kommunistische Sekten im Mittelalter.

Erstes Kapitel. Der allgemeine Charakter des mittelalterlichen Kommunismus 163
1. Der klösterliche Kommunismus 163
2. Der ketzerische Kommunismus und das Papsttum . 186

Seite
3. Der Gegensatz von arm und reich im Mittelalter . 190
4. Der Einfluß der christlichen Überlieferung 194
5. Die Mystik 199
6. Die Askese 207
7. Die Internationalität und der revolutionäre Geist . 212

Zweites Kapitel. Der ketzerische Kommunismus in Italien und Südfrankreich 220
1. Arnold von Brescia 220
2. Die Waldenser 225
3. Die Apostelbrüder 235
4. Die ökonomischen Wurzeln der Bauernkriege . . . 244
5. Die Erhebung Dolcinos 252

Drittes Kapitel. Die Begharden 261
1. Die Anfänge der Begharden 261
2. Ludwig der Bayer und der Papst 273
3. Die katholische Reaktion unter Karl IV. 282

Viertes Kapitel. Die Lollharden in England . . . 286
1. Die Wiclifsche Bewegung 286
2. Die Lollhardie 291
3. Der Bauernkrieg von 1381 298

Fünftes Kapitel. Die Taboriten 311
1. Die große Kirchenspaltung 311
2. Die sozialen Verhältnisse Böhmens vor den Hussitenkriegen 316
3. Beginn der Hussitischen Bewegung 326
4. Die Parteien innerhalb der Hussitischen Bewegung . 331
5. Die Kommunisten in Tabor 336
6. Der Untergang Tabors 352

Sechstes Kapitel. Die böhmischen Brüder 366

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Ausgabe dieses Buches erscheint in verändertem Gewande. Es bildet nicht mehr den ersten Teil eines Sammelwerkes, sondern eine selbständige Schrift. Das gab mir nicht Veranlassung, irgend etwas am Inhalt zu ändern, der im wesentlichen der gleiche geblieben ist. Nur den Titel gestaltete ich um. Statt „Die Vorläufer des neueren Sozialismus" heißt es nur noch „Vorläufer usw.".

So geringfügig diese Änderung aussieht, sie erscheint mir angezeigt, da Titel und Inhalt sich in der ersten Auflage nicht völlig deckten. Dies wurde dadurch hervorgerufen, daß das Buch, als ich sein Thema ins Auge faßte und es ausarbeitete, keineswegs für den Platz bestimmt war, in dem es dann erschien, die Gesamtgeschichte des Sozialismus, deren Einleitung es bildete.

Lange, bevor der Plan zur Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen gefaßt worden war, hatte ich an dem vorliegenden Buche gearbeitet und seine Hauptpartien fertiggestellt. Es ist fast ein Vierteljahrhundert her, daß ich mit den Studien zu dem Buche begann. Ich war damals dahin gelangt, die große Leistung des Marxismus für den Klassenkampf des Proletariats in der Vereinigung des utopischen Sozialismus mit der Arbeiterbewegung zu erkennen, die Engels schon 1845 in seiner „Lage der arbeitenden Klasse in England" gefordert hatte. Diesen Gedanken führte ich in meiner Artikelserie über „Das Elend der Philosophie und das Kapital" in der „Neuen Zeit" 1886 aus. Der Gegensatz des utopischen Sozialismus von Owen bis Weitling und der Arbeiterbewegung lag damals klar zutage. Es lockte mich, zu sehen, ob dieser Gegensatz sich nicht in frühere Jahrhunderte zurück verfolgen lasse und welche Formen er da

angenommen habe. Namentlich das Zeitalter der Reformation schien mir dafür günstig, in dem schon viele Gegensätze in voller Naivität und Frische zur Geltung kamen, die der spätere Absolutismus niederdrückte und die in England erst wieder in der Mitte des siebzehnten, in Frankreich gar erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert in großen politischen Kämpfen zutage traten. Thomas Münzer und Thomas More schienen mir in der Zeit der Reformation jenen Gegensatz in vollkommenster Weise zu repräsentieren.

Darin hatte ich mich auch nicht getäuscht, wohl aber irrte ich sehr, wenn ich erwartete, ich könne die Eigenart dieser beiden Männer und ihre Stellung in der Geschichte des Sozialismus in wenigen Bogen ausreichend zur Darstellung bringen. Die Arbeit wuchs mir rasch unter den Händen.

Am einfachsten gestaltete sich die Sache noch bei Thomas More, über den ich 1887 meine Monographie veröffentlichte. More war ein literarisch hochgebildeter Mann gewesen, der zahlreiche Schriften hinterlassen hatte, die sein Wesen vortrefflich kennzeichnen. Er genoß großes Ansehen unter den literarisch tätigen Männern seiner Zeit, die gern und oft über ihn und seine Arbeiten schrieben. Er wirkte als hervorragender Staatsmann und starb als Blutzeuge der katholischen Kirche. Dem dankt er es, daß auch seine politische Tätigkeit vielfach und mit Liebe dargestellt wurde. Endlich gehörten die literarischen Bestrebungen wie die politischen Aktionen, an denen er teilnahm, jenen erhöhten Regionen an, die von sich reden machen und über die wir wohl unterrichtet sind.

Auf weit größere Schwierigkeiten stieß ich, als ich Münzer behandeln wollte. Nicht humanistisch, sondern theologisch gebildet, hinterließ er nur ein paar Flugschriften, in denen der reale Kern nur schwer aus einer dicken Schale von Mystizismus herauszuschälen ist. Seine Anhänger und Freunde waren zumeist unwissende Proletarier; die Literatur-

kundigen seiner Zeit, die über ihn schrieben, standen ihm als seine erbittertsten Feinde gegenüber. Die Bewegung, mit der er fiel, war darauf angewiesen, sich verborgen zu halten. Dem ist es zuzuschreiben, daß die über sein Tun und Wollen überlieferten Nachrichten nicht nur gehässig, sondern oft auch sehr unbestimmt sind.

Um so wichtiger wurde es, sich nicht auf die Quellen allein zu verlassen, sondern daneben zur Aufhellung seiner Bestrebungen auch die Erkenntnis des Gesetzmäßigen in der Bewegung, in der er wirkte, noch mehr heranzuziehen, als es die materialistische Methode, der ich folge, von vornherein erheischt.

Da die Methode meiner historischen Arbeiten vielfach verkannt wird und meine Kritiker es lieben, mir historisches „Konstruieren" ins Blaue hinein vorzuwerfen, sei diese Methode kurz gekennzeichnet.

Der Ausgangspunkt der Geschichte ist stets die Geschichte menschlicher Individuen. Was wir Gesellschaft nennen, ist ja nur die Gesamtheit der Verhältnisse von menschlichen Individuen, deren Lebensbedingungen ihr Zusammenwirken, Füreinanderwirken oder auch Gegeneinanderwirken erheischen. Die Geschichte hört dort auf, wo die Zeugnisse über das Wirken einzelner Persönlichkeiten aufhören. Die materialistische Geschichtsauffassung unterscheidet sich von den herkömmlichen Geschichtsauffassungen nicht dadurch, daß sie von der Persönlichkeit in der Geschichte absieht, sondern dadurch, daß sie nicht bei den einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten stehen bleibt, die in der geschichtlichen Überlieferung allein fortleben und als die einzigen Träger des geschichtlichen Prozesses erscheinen. Dieser ist uns vielmehr das Produkt aller an ihm beteiligten Persönlichkeiten, und selbst das machtvollste einzelne Individuum kann nicht so gewaltigen Einfluß üben wie die Gesamtheit der Masse. Was diese bewegt, müssen wir vor allem erkennen, wollen wir die geschichtliche Entwicklung begreifen.

Aber unsere Quellenschriftsteller, die uns das historische Material liefern, kümmern sich wenig um die Masse. Was sie hervorheben, sind einzelne Individuen, die besondere Wirkungen auf die Masse geübt haben. Auch wir materialistischen Historiker müssen daher bei Untersuchungen der Vergangenheit oft von hervorragenden Individuen ausgehen, mögen wir nun Lessing behandeln und Friedrich II., die Männer der großen Revolution oder die Sozialisten der Reformationszeit. Doch ist uns in solchen Fällen das einzelne Individuum nur der Ausgangspunkt der Untersuchung. Wir können nicht die Masse als eine Menge von Nullen betrachten, die erst durch eine Ziffer an ihrer Spitze eine Zahl wird, wir suchen das Wirken der Masse nicht aus dem sie führenden Individuum zu begreifen. Der Führer ist nur einer und nicht der bedeutendste der Faktoren, die die Masse in Bewegung setzen und ihre Wirksamkeit bestimmen, und der Führer selbst erhält Kraft und Ziel in hohem Grade von der Masse, ist ohne sie nicht zu begreifen.

Haben wir also eine historische Persönlichkeit vor uns, die es darzustellen und zu begreifen gilt, dann heißt es vor allem untersuchen, welche ihrer Züge sie mit gesellschaftlichen Erscheinungen ihrer Zeit und ihres Volkes gemeinsam hat, und welche ihre persönliche Eigenart bilden. Ist das festgestellt, dann hat man wieder nachzuforschen, inwieweit die persönliche Eigenart in Besonderheiten der Umgebung und der Lebensschicksale begründet ist, die auf das Individuum einwirken. Ist man darüber klar geworden, dann wird im Individuum noch ein Rest übrigbleiben, der nur durch seine persönliche, angeborene Begabung zu erklären ist. Hier muß der Historiker haltmachen. Für den Künstler und den Naturforscher mag gerade dieser Rest besonders anziehende Probleme enthalten, aber es sind Probleme, die für die Erkenntnis der Gesetzlichkeit der geschichtlichen Entwicklung belanglos sind.

Haben wir aber das alles erreicht, dann sind wir noch lange nicht mit unserer Aufgabe zu Ende. Ihr schwierigster Teil beginnt erst.

Nachdem wir in der betreffenden Persönlichkeit das Individuelle und das Gesellschaftliche geschieden, müssen wir nun trachten, über die letztere Seite zur Klarheit zu kommen. Wir müssen suchen, in der gesellschaftlichen Bewegung, als deren Vertreter und Vorkämpfer jene Persönlichkeit geschichtliche Bedeutung erlangte, ebenfalls das Besondere vom Allgemeinen zu trennen. Wir müssen also die fragliche Bewegung mit zahlreichen anderen verwandten Bewegungen in Vergleich setzen, um dadurch herauszufinden, was die erstere von den anderen unterscheidet und was sie alle miteinander gemein haben.

Und nachdem dies geschehen, bleibt uns noch das Größte und Schwerste zu tun übrig. Wir müssen jede einzelne dieser Bewegungen mit dem gesellschaftlichen Gesamtprozeß ihrer Zeit und Nation in Verbindung bringen der seinerseits wieder in letzter Linie durch den ökonomischen Prozeß bedingt wird. Wir müssen untersuchen, einerseits, inwieweit die historische Eigenart der einzelnen Bewegung erklärbar wird durch die Eigenart der Gesellschaft und der Ökonomie ihrer Zeit; andererseits, inwieweit das Gemeinsame der verschiedenen Bewegungen durch die Faktoren bedingt wird, welche die verschiedenen gesellschaftlichen Formen und die verschiedenen Produktionsweisen miteinander gemein haben.

Ist uns dies gelungen, dann können wir sagen, daß wir imstande waren, ausgehend von einer historischen Persönlichkeit, vorzudringen zur Aufhellung von Gesetzen der historischen Entwicklung. Im Besitz solcher Gesetze können wir dann aber wieder manches in der Geschichte der einzelnen Persönlichkeiten und Bewegungen aufhellen, das noch dunkel ist.

Unsere historischen Quellen reichen ja nicht aus, alle Vorkommnisse erkennen zu lassen, die für das Verständnis der Vergangenheit wichtig sind. Viele Zeugnisse sind verloren

gegangen, andere berichten vom bloßen Hörensagen, irrtümlich oder doch unzureichend. Vieles teilen die Quellen nicht mit, weil sie es nicht beachten, da erst eine spätere Zeit erkennen ließ, wie das Unbedeutende der Keim zu Gewaltigem war. Anderes berichten sie nicht, weil es zu ihrer Zeit selbstverständlich erschien. Heute aber ist es uns fremd und unverständlich geworden.

Auch die sorgfältigste und scharfsinnigste Quellenkritik kann nur das klarstellen, was die Quellen ausreichend berichten; über die Lücken im Quellenmaterial vermag sie uns nicht das mindeste mitzuteilen. Solche Lücken findet jeder Historiker vor, er muß sie nach bestem Ermessen auszufüllen trachten. Einen soliden Boden wird er dabei aber nur dann unter den Füßen haben, wenn er ausgeht von der Erkenntnis historischer Gesetze. So wie die Paläontologie es vermag, aus einzelnen erhaltenen Knochen ganze Körper ausgestorbener Tiere zu rekonstruieren, so muß die Geschichte dahin gelangen, aus einzelnen Andeutungen ganze gesellschaftliche Einrichtungen zu rekonstruieren. Das sind freilich nur Konstruktionen, aber nicht Konstruktionen ins Blaue hinein. Sicher kann man dabei irren, doch ist es der einzige Weg, die Gesamtheit des historischen Prozesses wiederherzustellen, von dem uns die Quellen nur Bruchstücke erkennen lassen.

Und dabei liefert jene Methode Ergebnisse, die viel sicherer sind als die der herkömmlichen Geschichtschreibung. Auch diese muß rekonstruieren, aber nicht gesellschaftliche Einrichtungen sucht sie zu rekonstruieren, sondern das Seelenleben einzelner Personen — ein Beginnen, das unter keinen Umständen sichere Resultate ergeben kann. Nichts ist unsteter, flüchtiger, unfaßbarer, komplizierter, als das Seelenleben des Menschen. Kein Mensch kennt sich völlig selbst; noch weniger kennen ihn andere. Und nun will jemand das Seelenleben eines Individuums schildern, das er nie gekannt, das aus fernen Zeiten mit ganz anderem Seelenleben stammt, über das nur dürftige Aufzeichnungen existieren,

von der Parteien Haß und Gunst verzerrt! Wenn man von phantastischen Konstruktionen sprechen kann, sind es derartige Schilderungen großer Männer. Wohl sind wir gezwungen, von hervorragenden Individuen bei der geschichtlichen Darstellung auszugehen. Aber eine Geschichtschreibung, die sich darauf beschränkt und nicht trachtet, die schwankenden Charakterbilder der Überlieferung auf den soliden Boden der gesellschaftlichen Grundlagen zu stellen, wird nicht nur nichts zur Aufhellung der historischen Gesetzlichkeit beitragen, sondern auch stets nur Produkte fragwürdiger Richtigkeit liefern.

Freilich gilt das alles nur für Historiker, die von der Gesetzmäßigkeit des menschlichen Tuns ausgehen. Wer auf die Willensfreiheit schwört, der muß eine derartige Geschichtsmethode von vornherein ablehnen, der darf aber von einer Wissenschaft der Geschichte überhaupt nicht reden. Sie kann ihm nur eine mehr oder weniger erhebende Kunst sein, bei der es dann freilich auf die Richtigkeit weniger ankommt als auf die moralische Wirkung, die Erbauung.

Von der hier angedeuteten materialistischen Methode geleitet, kam ich bei der Untersuchung des Münzerschen Wirkens bald immer weiter; ich wurde getrieben, einerseits zu den Wiedertäufern voranzuschreiten, und andererseits zu den kommunistischen Sekten des Mittelalters, ja bis zum urchristlichen Kommunismus zurückzugehen, um Klarheit zu erhalten über das, was spezifisch Münzerisch war und was Münzer mit der ganzen kommunistischen Bewegung seiner Zeit gemein hatte, sowie über das, was deren Eigenart bildete und worin sie mit verwandten Bewegungen übereinstimmte; endlich Klarheit über die ökonomischen und politischen Situationen, in denen diese verschiedenen Bewegungen entstanden. Münzer blieb der Mittelpunkt der Arbeit, aber diese wuchs weit über ihn hinaus.

Ich war eben im Begriff, sie zu einem Abschluß zu bringen, als mein Verleger, Freund Dietz, den Plan einer Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen faßte und mir den Vorschlag machte, meine Arbeit als ersten Band des Sammel-

werkes erscheinen zu lassen. Gern ging ich darauf ein, denn ich hielt es für notwendig, dies Unternehmen zu fördern, das einem dringenden Bedürfnis entsprechen wollte. Als Einleitung zu den folgenden Bänden, die den neueren Sozialismus behandeln sollten, betitelte ich den Band: „Die Vorläufer des neueren Sozialismus".

Aber diesem Titel entsprach nicht ganz der Inhalt. Mit Recht hoben manche Kritiker hervor, daß mein Buch nicht alle Erscheinungen umfasse, die als Vorläufer des neueren Sozialismus in Betracht kämen, und daß es die in Betracht gezogenen Erscheinungen nicht alle gleichmäßig behandle; die Anfänge seien nur skizzenhaft entworfen, dagegen Münzer und die Wiedertäufer aufs ausführlichste dargestellt.

Leider ist es nicht gelungen, den Plan einer allumfassenden Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen zur völligen Durchführung zu bringen. Er mußte aufgegeben werden. Daher erscheint die zweite Auflage meines Buches als selbständige Arbeit, und dies benütze ich, den Titel in dem schon erwähnten Sinne zu ändern und damit mehr dem Inhalt anzupassen. Allzusehr wollte ich vom Titel der ersten Auflage nicht abweichen, sonst hätte ich das Buch genannt: „Die Kommunisten der deutschen Reformation und ihre Vorläufer".

Dem Buch jenen Titel zu geben, den es ursprünglich tragen sollte: Thomas Münzer als Gegensatz zum Thomas More, das ging nicht mehr an, dazu ist Münzer im Fortgang meiner Untersuchungen zu sehr zurückgetreten und bloße Episode geworden. Aber auch von den anderen Teilerscheinungen tritt keine so sehr hervor, daß sie den Charakter des Buches bestimmte.

Wohl aber hat es einen Kulminationspunkt: den Kampf der Wiedertäufer in Münster. Hier gebe ich mehr als im übrigen. Abgesehen von der Rolle der Bergarbeiter im Bauernkrieg sind die Einzelheiten, die ich in den früheren Teilen des Buches vorbringe, fast alle anerkannt und meist

auch weiter bekannt. Neu ist, daß sie nicht isoliert vorgebracht, sondern als Teile des Gesamtprozesses des proletarischen Aufstrebens betrachtet werden.

Den Kampf der Wiedertäufer in Münster mußte ich dagegen erst ganz neu aus den Quellen erforschen; die bisherigen Darstellungen dieses Kampfes sind entweder sinnlos oder direkt bösartige Fälschungen. Die friedlichen Wiedertäufer haben in der bürgerlichen Geschichtschreibung schon ihre Anwälte gefunden, nicht aber die kriegerischen, kämpfenden Wiedertäufer. Die bürgerliche Geschichtschreibung, der es so sehr am Herzen lag, einen Tiberius und eine Lucrezia Borgia reinzuwaschen, sie fährt fort, die albernsten Lügen über die Münsterschen Wiedertäufer nicht nur unbesehen hinzunehmen, sondern sie auch mit dem größten sittlichen Pathos immer wieder von neuem in die Welt zu schleudern. Ein Tun, das unbegreiflich bliebe, wenn man nicht annähme, daß die Herren wähnen, mit jedem Schlag, den sie den unverzagten Helden von 1534 und 1535 versetzen, auch die Vorkämpfer des proletarischen Klassenkampfes von heute zu treffen!

Auch ein Beitrag zur Redensart von der voraussetzungslosen Wissenschaft!

Eine Widerlegung meiner Ausführungen über die Wiedertäufer ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Weder hier noch an früheren Stellen habe ich Veranlassung gehabt, etwas von Belang zu ändern.

Dagegen hätte ich allerdings sehr gewünscht, die Arbeit erweitern zu können. Dazu fehlte mir jedoch die Zeit, ich mußte mich mit der Erweiterung meiner einleitenden Bemerkungen über den urchristlichen Kommunismus zu einer eigenen Schrift über den Ursprung des Christentums begnügen. Diese liegt als selbständige Arbeit vor, steht jedoch in engstem Zusammenhang mit der vorliegenden; die gesetzmäßigen Zusammenhänge, die ich in dieser entdeckte, haben mir auch als Leitstern in jener gedient. Beide Arbeiten

stützen einander. Wer die eine kritisieren will, muß auch die andere in Betracht ziehen.

Auf andere Erweiterungen der hier vorliegenden Gedankengänge mußte ich verzichten. Die neue Auflage wird schon lange gewünscht, und es hätte geheißen, sie ins Endlose hinausschieben, wollte ich warten, bis ich die Zeit fand, einzelne Partien ausführlicher zu behandeln und noch weiteres vergleichendes Material heranziehen zu können.

So nützlich, ja notwendig es ist, den Wurzeln des proletarischen Klassenkampfes in der Vergangenheit nachzuspüren, die Teilnahme am Klassenkampf der Gegenwart darf darunter nicht leiden. Die Theorie soll uns nicht totes Wissen bleiben, sondern unsere Praxis befruchten. Die Wissenschaft ist uns nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, allerdings nicht Mittel zu Zwecken der Partei, aber auch nicht der Nation, sondern Mittel zur Entwicklung der gesamten Menschheit. Diesem großen, praktischen Zweck hat alle Wissenschaft zu dienen. Sie hat, wie schon Marx sagt, die Welt nicht bloß „zu interpretieren, sondern auch zu verändern", und zwar im Sinne „der neuen, menschlichen Gesellschaft oder vergesellschafteten Menschheit". In diesem Sinne kann man die Marxisten auch Humanisten nennen.

Berlin, April 1909.

Karl Kautsky.

Erster Abschnitt.

Die Grundlagen des Kommunismus im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation.

[illegible] THEOL. SEM.

Erstes Kapitel.

Der platonische und der urchristliche Kommunismus.

1. Plato und seine Zeit.

Eines der hervorstechendsten Merkmale der modernen, auf der Anwendung der Naturwissenschaft und des Maschinenwesens beruhenden Produktionsweise und damit der modernen Gesellschaft ist ihr ruheloses Hasten nach neuen Erfindungen und Entdeckungen. In ständigem Umwälzungsprozeß begriffen, läßt sie das heute Errungene morgen schon als überholt, als „veraltet" erscheinen, gilt ihr alles Alte als unbrauchbar, als schlecht, nur das Allerneueste als annehmbar, jedoch nicht für die Dauer, sondern in Erwartung eines morgen auftauchenden Besseren.

Anders die früheren Produktionsweisen. Nur langsam entwickelten sie sich; namentlich die Grundlage aller Ökonomie, die Landwirtschaft, verharrte oft jahrhunderte-, selbst jahrtausendelang bei denselben Methoden. Das Alte war da das Erprobte, das Bewährte, das Ehrwürdige. Die Neuerung ein leichtsinniges Wagnis, das den schwersten Bedenken begegnete. Das galt natürlich vor allem von der Produktion und auch da wieder am meisten von der Landwirtschaft. Aber die gleiche Auffassung durchdrang die ganze Gesellschaft, auch ihre Kunst, ihre Wissenschaft, ihre Politik.

Heute gilt es als eine besondere Empfehlung für ein Kunstwerk, eine Theorie, eine Parteibildung, wenn man von ihnen sagen kann, sie schlügen ganz neue, völlig unerhörte Bahnen ein. Ehedem dagegen suchte jedermann für seine Bestrebungen nach Vorgängern, auf deren Vorbild er sich berufen konnte.

Mochte sein Wirken noch so sehr durch besondere, völlig neue Verhältnisse hervorgerufen werden, wichtiger als der Hinweis auf diese erschien die Stützung auf anerkannte Autoritäten der Vorzeit.

Dies gilt auch von den Wiedertäufern und anderen Sozialisten des Zeitalters der Reformation. Nicht als kühne Neuerer fühlten sie sich, sondern als Wiedererwecker des viele Jahrhunderte alten Urchristentums, wie es ihnen aus der Apostelgeschichte bekannt war. Und daneben war es hin und wieder auch die Autorität des noch älteren Plato, auf die sie sich beriefen.

Sie konnten das um so leichter, als die Produktionsweise, in der sie lebten, von der des Höhepunktes der hellenisch-römischen Welt nicht allzu verschieden war. Landwirtschaft, Handwerk, Handel der beiden Zeitalter hatten vieles miteinander gemein. Von der Höhe, die das Altertum in der Zeit zwischen Plato und den Anfängen des Christentums erreicht hatte, war es nach und nach herabgesunken, bis es in der Zeit der Völkerwanderung fast völlig in Barbarei untergegangen war, aus der sich die europäische Gesellschaft nur langsam emporarbeitete. Erst im Zeitalter der Reformation war sie wieder auf die alte Höhe gekommen und im Begriff, sie zu überschreiten.

Freilich darf man sich nicht vorstellen, daß die Verhältnisse im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert einfach eine Wiederholung der Verhältnisse des perikleischen Athen und des kaiserlichen Rom darstellten. Zwischen hier und dort besteht vor allem der tiefgehende Unterschied, daß im Altertum die Sklaverei bestand, die in der Völkerwanderung für Europa immer mehr aufhörte. Die Sklaverei hindert aber überall die Entwicklung der Produktivkräfte, sie führt die Gesellschaft in eine Sackgasse, aus der sie nicht mehr heraus kann. Daher endete das Altertum in allgemeiner Verarmung und gänzlichem Niedergang von Kunst und Wissenschaft. Dagegen bedeutete die Zeit der Reformation

die Zeit eines gewaltigen ökonomischen Aufschwunges, in der die Grundlagen für den riesenhaften Kapitalismus von heute gelegt wurden.

Aber diese Entwicklung war noch im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erst in ihren Anfängen. Noch erschienen auf allen Gebieten der Künste, der Wissenschaften, der Politik, des sozialen Lebens die großen Kulturvölker des Altertums als die Lehrer der Jetztzeit, und war der Einfluß des Christentums ungebrochen, das weit mehr noch als die Philosophen und Dichter der Griechen und Römer das ganze geistige Leben beherrschte. Die Kommunisten jener Zeit folgten nur dem allgemeinen Brauche aller Welt, wenn sie aus den christlichen wie den heidnischen Schriften der Vorzeit Autoritäten herausuchten, auf die sie ihre Forderungen begründeten. Nicht Plato, nicht das Urchristentum hat diese Forderungen des Mittelalters und der Reformationszeit hervorgerufen. Sie entsprangen sozialen Bedürfnissen dieser Zeit. Aber die Kommunisten des Mittelalters fanden im Urchristentum, die der Reformation daneben auch in Plato eine kraftvolle Stütze, an die sie sich lehnten, die ihr Selbstgefühl erhöhte, ihnen in manchen Punkten auch das Auffinden von Beweisgründen und Aufstellen von Forderungen erleichterte.

Zum vollen Verständnis der kommunistischen Sekten des Mittelalters und der Reformationszeit ist es also unerläßlich, den platonischen und den christlichen Kommunismus heranzuziehen.

Nur diese beiden Arten des Kommunismus im Altertum kommen hier für uns in Betracht, weil nur sie eine literarische Wirkung auf die Kommunisten der Reformationszeit übten. Sie waren aber keineswegs die einzigen Erscheinungsformen des Kommunismus ihrer Zeit.

Nichts irriger als die Anschauung, der Kommunismus widerspreche dem Wesen des Menschen, der Menschennatur. Der Mensch ist vielmehr ein soziales Wesen und fühlt sich

zum Kommunismus leicht hingezogen, wo dieser nur einigermaßen durch die Verhältnisse der Produktion möglich gemacht wird. Es gibt kaum ein Zeitalter ohne Formen eines wirklichen oder doch eines angestrebten Kommunismus. An der Wiege der Menschheit stand der Kommunismus, und er ist noch bis zu unserer Zeit die gesellschaftliche Grundlage der meisten Völker des Erdballs gewesen.

Weit entfernt, unvereinbar zu sein mit dem Gesetz des Kampfes ums Dasein, bildete er vielmehr die wichtigste Waffe der Menschheit in diesem Kampfe. Nur durch die innigste Zusammenschließung zu kleineren oder größeren Gemeinschaften konnten die nackten, waffenlosen Menschen der Vorzeit sich in den Wildnissen gegenüber ihren furchtbaren Feinden behaupten. Der primitive Mensch lebte nur in und mit seinem Gemeinwesen; seine Persönlichkeit hatte noch nicht die Nabelschnur zerrissen, die sie damit verband. In Gemeinschaft erwarben die Menschen ihren Lebensunterhalt — gemeinsam jagten sie, gemeinsam fischten sie —, in Gemeinschaft wohnten sie, gemeinsam verteidigten sie das gemeinsame Haus, den gemeinsamen Grund und Boden.

Freilich änderte sich das mit den Fortschritten der Produktion. Sie erzeugten neben dem Gemeineigentum das Privateigentum. Ursprünglich umfaßte dies nur einige geringfügige Gegenstände des persönlichen Gebrauchs, die meist ihr Träger auch selbst verfertigt hatte, Schmuck, Waffen und dergleichen, Gegenstände, die so mit ihrem Urheber und Träger verwachsen schienen, daß man sie ihm oft nach seinem Ableben mit ins Grab gab.

Aber allmählich nahm das Privateigentum an Umfang und Bedeutung zu; es entwickelte sich neben der Produktion für den Selbstgebrauch der Austausch von Produkten zunächst zwischen verschiedenen Stämmen, die verschiedenes produzierten, dann aber auch zwischen einzelnen Produzenten. So erstand die Warenproduktion, das heißt die Produktion für den Verkauf. Lange freilich nur in der Form,

daß jeder Wirtschaftsbetrieb in erster Linie für den eigenen Gebrauch produziert und nur seine Überschüsse verkauft. In der bäuerlichen Wirtschaft ist das heute noch der Fall. Diese Warenproduktion setzt voraus, daß der Produzent über seine Produktionsmittel und seine Produkte frei verfügt, daß sie sein Privateigentum bilden. Die Warenproduktion bildet sich erst, wenn das Privateigentum eine gewisse Höhe erlangt hat. Andererseits treibt die Entwicklung der Warenproduktion dahin, immer mehr Produktionsmittel und Produkte in Privateigentum zu verwandeln. Schließlich ergriff es sogar das wichtigste Produktionsmittel, die Grundlage alles Seins, das am längsten Gemeinbesitz bleibt, den Grund und Boden.

Die Entwicklung der städtischen Industrie und des Handels bedingt von vornherein das Privateigentum an den Produktionsmitteln und Produkten.

Aber nicht nur der Bereich des Privateigentums dehnt sich immer mehr aus, es verliert auch eine seiner Schranken nach der anderen, die immer lästiger werden, je mehr der Handelsverkehr und die das Privateigentum erheischenden Produktionsweisen sich entwickeln.

Es wurde aus einem rein persönlichen Eigentum, das nach dem Tode des Besitzers mit ihm vernichtet wurde oder an die Gemeinschaft zurückfiel, ein auf andere Personen vererbliches Eigentum.

Die ursprüngliche Gleichheit verschwand, das Privateigentum wurde zu einer gesellschaftlichen Macht, die Gesellschaft spaltete sich in Eigentümer, die herrschten, und Eigentumslose, die in Abhängigkeit waren, das Erwerben von Privateigentum wurde zu einer gesellschaftlichen Notwendigkeit. Das Aufkommen des Geldes endlich verwandelte die Erwerbslust in einen maßlosen Drang.

Das Bedürfnis nach Gebrauchsgütern ist stets ein beschränktes. Solange der Reichtum nur in Gebrauchsgütern besteht, verlangt man nicht mehr davon, als was zu einem bequemen, angenehmen Leben nötig ist. Geld dagegen kann

man nie genug haben, denn Geld ist die Ware, mit der man alle anderen kaufen kann, eine Ware, die nicht verdirbt, die stets verwendbar ist. Das Aufhäufen von Schätzen, von großen Vermögen weit über das eigene Bedürfnis hinaus wird nun zu einer Lebensaufgabe der Besitzenden. Der Gegensatz zwischen reich und arm kann von nun an ein unermeßlicher werden, und er wird es überall, wo die Bedingungen dazu sich bilden.

Die Verhältnisse der Menschen zueinander und ihr ganzes Denken und Sein verändern sich damit. Die Hingabe für das Gemeinwesen, die Selbstaufopferung war ehedem die Haupttugend des Menschen gewesen. Sie schwindet nun immer mehr dahin. Jeder ist sich selbst der Nächste. Die Gemeinwesen zerfallen in Klassen, die einander auf das erbittertste bekämpfen, sie zerfallen in Individuen, von denen jedes nur seinen eigenen Vorteil im Auge hat, von denen jedes dem Gemeinwesen möglichst wenig gibt und möglichst viel nimmt. Immer lockerer werden die Bande, die den einzelnen an sein Gemeinwesen fesseln und dieses zusammenhalten; es verkommt oder wird die Beute eines Volkes, das, in seiner Entwicklung zurückgeblieben, noch kommunistische Tugend und kommunistische Kraft besitzt.

Das ist die Geschichte aller Nationen und Staaten im Altertum.

Vielleicht am schnellsten und auffallendsten vollzog sich dieser Entwicklungsgang in Athen. Der Zeitraum von der Beendigung der Perserkriege bis zur Unterjochung Griechenlands durch Philipp von Mazedonien umfaßt kaum anderthalb Jahrhunderte (479 bis 338 vor Beginn unserer Zeitrechnung). Am Beginn desselben finden wir (auch abgesehen von den Sklaven, die ja nicht zum Gemeinwesen gehörten) wohl schon Klassenunterschiede und Klassengegensätze, bevorrechtete Aristokraten und rechtlose Volksschichten, Reiche und Arme, aber noch waren diese Gegensätze nicht so weit gediehen, um das gemeinsame Interesse am Staatswesen in

der freien Bevölkerung zu ersticken. Im letzten Drittel dieses Zeitraums gab es in Attika neben einer Menge Sklaven nur noch sehr Reiche und Arme.

„In früherer Zeit," rief der damals lebende Redner Demosthenes in einer seiner Gerichtsreden, „war es anders als jetzt. Damals war alles, was dem Staate angehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete sich äußerlich keiner vor dem anderen aus. Noch jetzt kann jeder von euch sich durch eigenen Anblick überzeugen, daß die Wohnungen eines Themistokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht schöner und ansehnlicher waren als die ihrer Mitbürger. Dagegen sind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale so großartig und prachtvoll, daß sie ewig unübertrefflich bleiben werden; ich meine die Propyläen, die Arsenale, die Säulengänge, die Hafenbauten des Piräus und andere öffentliche Werke unserer Stadt. Jetzt aber gibt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentliche Gebäude an Pracht überbieten, und welche so große Landgüter zusammengekauft haben, daß die Felder von euch allen, die ihr hier als Richter versammelt seid, an Ausdehnung denselben nicht gleichkommen.* Was dagegen jetzt von Staats wegen gebaut wird, das ist so unbedeutend und ärmlich, daß man sich schämen muß, davon zu reden."

In ganz Griechenland konnte man diese Erscheinung beobachten, aber am auffallendsten zeigte sie sich in Athen, denn dieses war durch die Perserkriege der mächtigste Staat in Griechenland geworden, und es hatte die griechische Freiheit vor dem Perserjoch nur gerettet, um den Griechen sein eigenes Joch aufzulegen. Fast die ganze Bevölkerung der Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres (und noch manche Küstenstadt und Insel außerhalb desselben) wurde ihm unter-

* Die Gerichtshöfe (Dikasterien) in Athen waren Schwurgerichtshöfe; jeder derselben bestand aus fünfhundert Geschworenen (Heliasten).

tan und zinspflichtig, neben der Sklavenarbeit und den Profiten eines mächtig aufblühenden Handels wurden Kriegsbeute und Tribute Unterworfener stete Einkommensquellen der Bevölkerung Athens, Mittel, die Reichen noch reicher zu machen und die übrigen Freien, die aus den großen Staatseinnahmen Nutzen zogen, der Arbeit zu entwöhnen, sie ins Lumpenproletariat hinabzudrücken, die ganze Bevölkerung zu korrumpieren und zu entnerven. Sie wurden aber auch Mittel, Athen in ganz Griechenland aufs äußerste verhaßt zu machen.

Schließlich kam es zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen dem sich stetig ausbreitenden Athen und den noch nicht von ihm unterworfenen Staaten des Peloponnes unter der Führung Spartas. Dieser Kampf war aber nicht nur ein Krieg gegen die Oberherrschaft Athens, er war auch ein Krieg der Aristokratie gegen die Demokratie. Athen war der demokratischste Staat Griechenlands, Sparta der aristokratischste. In allen Athen unterworfenen Staaten mußten vornehmlich die Aristokraten die Zeche zahlen; sie wurden in erster Linie geplündert, nicht das Volk. In Athen selbst wälzte das Volk die Staatslasten soviel als möglich auf die Aristokraten und Reichen ab. Athen wurde daher allenthalben von den Aristokraten und Reichen besonders bitter gehaßt; in diesem Staate selbst war die soziale Zersetzung, waren die Gegensätze zwischen arm und reich so weit gediehen, daß die Aristokraten und Reichen Athens mit Sparta, mit dem Landesfeind, liebäugelten und konspirierten. Ein Sieg Spartas erschien ihnen als das beste Mittel, die Herrschaft des Volkes zu stürzen.

Der entscheidende Kampf zwischen Athen und Sparta, der sogenannte Peloponnesische Krieg, dauerte fast dreißig Jahre (431 bis 404) und endete mit der völligen Vernichtung der athenischen Macht. Athen wurde auf Attika beschränkt und von Sparta abhängig. An Stelle der Demokratie trat ein Regiment charakterloser Kreaturen Spartas.

Das war eine Situation, die besonders aufforderte, Einkehr zu halten, über die Ursachen des Gedeihens und Verfallens der Staaten nachzudenken. Die Frage nach der besten Staatsverfassung war damals allgemein.

Unter diesen historischen Verhältnissen erwuchs Plato. Er wurde wenige Jahre nach dem Beginn des Peloponnesischen Krieges, zwischen 429 und 427 vor unserer Zeitrechnung, zu Athen geboren als Sohn eines alten aristokratischen Hauses. Er hat auch seine aristokratische Abkunft nie verleugnet und stets eine Abneigung gegen die Demokratie bewahrt. In angenehmen Vermögensumständen, konnte er ganz der Entwicklung seines Geistes leben und fing früh an, sich mit Dichtkunst und Philosophie zu beschäftigen. Seine Bekanntschaft mit Sokrates — wahrscheinlich in seinem 20. Lebensjahr — wurde für ihn entscheidend. Er widmete sich von nun an völlig der Philosophie und wurde des Sokrates bedeutendster Schüler. Aber er erweiterte den Sokratischen Ideenkreis durch selbständige Studien und eine Reihe von Reisen, die er nach dem Tode seines Freundes und Meisters unternahm, Reisen, die ihn nach Ägypten, Cyrene, Süditalien und Sizilien führten.

Von seinen Reisen zurückgekehrt, trat er in Athen öffentlich als Lehrer auf. Aber noch zweimal unterbrach er seine Lehrtätigkeit, um längere Reisen nach Sizilien auszuführen.

Die Ursache davon ist bezeichnend für den Verfall des politischen Lebens zu Platos Zeit. Dieser hatte ein System besonderer politischer Grundsätze entwickelt, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, aber es fiel ihm nicht ein, auch nur das geringste zu tun, um seinen Überzeugungen und Anschauungen durch Teilnahme am politischen Leben Geltung zu verschaffen.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß seine Ideen über Staat und Gesellschaft nicht praktisch gemeint waren, daß sie bloße Phantasien bleiben sollten.

368 starb der ältere Dionysius, Tyrann (Alleinherrscher) von Syrakus. Sein Sohn, Dionysius der Jüngere, hatte einige philosophische Allüren an den Tag gelegt und galt für einen Reformer, wie das bei Kronprinzen seit jeher der Brauch gewesen zu sein scheint. Dion, Platos Freund und des Dionysius Schwager, hofften diesen für ihre gemeinsamen Bestrebungen zu gewinnen, und Plato selbst reiste auf diese Aussicht hin nach Syrakus, um durch den Tyrannen zu erreichen, wofür er in der Demokratie keinen Finger rührte: die Verwirklichung seiner politischen Ideale.

Natürlich erlebte er eine arge Enttäuschung. Dionysius hatte es ganz gern, wenn die Philosophen sich an seinen Hof drängten und dessen Glanz vermehrten, aber sie durften ihn nicht bei den Freuden stören, die Wein, Weib und Gesang bereiten konnten. Als ihm die Philosophen unbequem wurden, ließ sie der „Philosoph auf dem Thron" einfach hinauswerfen — verbannen. Als Plato, dadurch nicht gewitzigt, einige Jahre später eine zweite Reise an den Hof von Syrakus unternahm, zog er sich die Feindschaft des Tyrannen in einem solchen Grade zu, daß er froh sein mußte, sein Leben zu retten und mit einem blauen Auge davon zu kommen.

Damit endigte die politische Tätigkeit unseres Philosophen. Seine Lehrtätigkeit setzte er dagegen bis zu seinem Tode fort, der in seinem 81. Jahre eintrat.

2. Das Buch vom Staate.

Von den Schriften Platos kommt für uns hier nur eine in Betracht, die erste philosophische, systematische Verteidigung des Kommunismus, die auf uns gekommen ist: die „Politeia", das Buch vom Staate. Wie die Platonischen Abhandlungen überhaupt, hat auch diese die Form eines Gesprächs, in dem Sokrates als der Hauptsprecher und Vertreter der Ideen Platos auftritt.

Den wesentlichen Inhalt dieses Buches bildet die Untersuchung der Frage: Welches ist die beste Staats- und Gesellschaftsverfassung?

Daß die bestehenden Staats- und Gesellschaftsformen schlecht sind, unterliegt für Plato keinem Zweifel.

Das Privateigentum, sagt er, der Gegensatz zwischen reich und arm führt zum Untergang der Staaten. „Verhalten sich nicht Tugend und Reichtum so, daß, läge jedes von ihnen auf der Schale einer Wage, eines absteigen müßte, wenn das andere aufsteigt? . . . Werden also der Reichtum und die Reichen in einem Staate geehrt, so werden die Tugend und die Guten minder geachtet. . . . Ein solcher Staat ist notwendig nicht einer, sondern zwei: den einen bilden die Armen, den anderen die Reichen, welche beide zusammenwohnen, einer dem anderen Böses sinnend (ἐπιβουλεύοντες).* . . . Und am Ende sind sie (die herrschenden Reichen) außerstande, einen Krieg zu führen, weil sie sich entweder der Menge bedienen müssen, vor welcher sie sich dann, wenn sie bewaffnet ist, mehr fürchten als vor den Feinden; oder wenn sie sich ihrer nicht bedienen, so erscheinen sie dann im Gefecht nur als eine geringe Streitmacht, und überdies wollen sie keine Steuern zahlen, weil sie das Geld so sehr lieben."

Die Armen aber, die Proletarier, vergleicht Plato mit Drohnen — ein bezeichnender Vergleich, der uns deutlich den Unterschied zwischen dem antiken und dem modernen Proletariat zeigt. Die freien Besitzlosen waren vielfach Lumpenproletarier. Heute lebt die Gesellschaft von den Proletariern, damals lebten die Proletarier zum großen Teil von der Gesellschaft. Sie lebten von der Ausbeutung des Staates und der Reichen, die aus Sklavenarbeit und Erpressungen Unterworfener ihre Einnahmen zogen. Aber,

* Das Wort von den zwei Nationen, die im Staate wohnen, hat, wie man sieht, nicht Disraeli erfunden; es ist um mehr als zwei Jahrtausende älter.

meint Plato weiter, die zweibeinigen Drohnen unterscheiden sich von den geflügelten: nicht alle unter ihnen sind stachellos. „Aus den Stachellosen werden Bettler auf ihr Alter, aus den mit Stacheln bewehrten alles Gaunervolk . . . Diebe und Beutelschneider und Tempelräuber und Verüber ähnlicher Schandtaten." (8. Buch, 6. und 7. Kapitel.)

Ein Staat, in dem zwei derartige Staaten miteinander in Zwietracht leben, ist dem Untergang geweiht, mögen nun die Reichen herrschen (Oligarchie) oder die Armen (Demokratie.)

Welche Staatsverfassung schlägt aber Plato an Stelle dieser „schlechten Verfassungen" vor?

Nur der Kommunismus, meint er, kann die Zwietracht bannen.

Aber er ist viel zu sehr Aristokrat, um die Klassenunterschiede aufheben zu wollen. Der Kommunismus soll zum staatserhaltenden, konservativen Element gemacht werden, jedoch nur als Kommunismus der herrschenden Klasse. Wird das Privateigentum für die herrschende Klasse aufgehoben, dann, sagt er, hört jede Versuchung für diese auf, das arbeitende Volk auszubeuten und zu bedrücken, dann werden die Herrschenden nicht mehr Wölfe sein, sondern treue Wachhunde, die einzig nur ihrer Aufgabe leben, das Volk zu schützen und zu seinem Besten zu führen.

Für die arbeitenden Klassen, die Bauern und Handwerker, besteht im Staate Platos das Privateigentum fort, ebenso für die Krämer und Großhändler. Und in der Tat, die Aufhebung des Privateigentums für sie widersprach den Bedürfnissen der damaligen Produktionsweise. Denn noch war die Grundlage der Produktion der Kleinbetrieb in Ackerbau und Handwerk. Dieser bedingt aber mit Naturnotwendigkeit das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Wohl kannte man auch schon größere Betriebe, aber nur mit Sklaven. Die Technik in Ackerbau und Industrie war noch nicht so weit entwickelt, daß sie gesellschaftliche Produktion verlangt hätte. Wo nicht äußerer Zwang die Ar-

beiter zusammentrieb, wo diese freie Männer waren, da arbeiteten sie jeder für sich. Das Privateigentum an den Produktionsmitteln für freie Arbeiter abschaffen wollen, wäre zu Platos Zeit ein Unding gewesen. Sein Sozialismus war demnach ein von dem modernen grundverschiedener.

Die herrschende Klasse im platonischen Idealstaat produziert nicht. Sie wird erhalten durch die Beiträge der arbeitenden Klassen. Ihr Kommunismus ist nicht ein Kommunismus der Produktionsmittel, sondern der Genußmittel, dies Wort im weitesten Sinne genommen, ein Kommunismus des Konsums.

Die herrschende Klasse, das sind die Wächter des Staates. Sie werden mit besonderer Sorgfalt ausgewählt aus den Besten und Tüchtigsten. Die Kinder der Wächter haben wohl bessere Aussichten als die anderen Kinder im Staate, dieser Klasse eingereiht zu werden, weil der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Aber wenn einer der Nachkommen der Wächter seinem Posten nicht gewachsen ist, dann soll er ohne Mitleid aus deren Klasse ausgeschlossen werden; umgekehrt sollen sie, wenn unter den Handwerkern und Ackerbauern einer aufwüchse, in dem sich edle Eigenschaften zeigten, „einen solchen in Ehren halten und unter die Herrscher erheben".

Die Aristokratie im platonischen Staate beruht also nicht auf einem Geburtsadel.

Der zur Aufnahme in die Klasse der Wächter bestimmte Nachwuchs wird einer besonderen, sorgfältigen Erziehung unterworfen, die Plato ausführlich beschreibt, auf die hier einzugehen jedoch nicht der Ort ist.

„Außer dieser Erziehung nun," fährt Plato fort, oder vielmehr Sokrates, „möchte wohl ein Vernünftiger sagen, müßten auch ihre Wohnungen und ihre ganze übrige Habe so eingerichtet sein, daß dadurch die Wächter weder davon abgebracht werden, die Besten zu sein, noch auch gereizt, gegen die anderen Bürger zu freveln."

„Sehr wahr," sagt er (Glaukon).

„Sieh also zu," erwiderte ich (Sokrates), „ob sie etwa auf folgende Weise leben und wohnen müssen, wenn sie derartig werden sollen. Vor allem soll keiner etwas zu eigen besitzen, wenn es irgend zu vermeiden ist; keine besondere Wohnung soll er haben, noch eine Vorratskammer, wohin nicht jeder könnte, der Lust hat. Das Notwendige aber, dessen ebenso tapfere wie mäßige Krieger bedürfen, sollen sie der Reihe nach von den anderen Bürgern als Lohn für ihren Schutz in solchen Mengen empfangen, daß sie keinen Mangel haben, daß ihnen aber auch nichts für das nächste Jahr übrig bleibt. Gemeinsam sollen sie leben und wie im Felde Stehende gemeinsame Mahlzeiten (Syssitien) abhalten. Gold und Silber aber, muß man ihnen sagen, haben sie von den Göttern als Göttliches immer in der Seele, daher bedürfen sie nicht des Goldes und Silbers der Menschen. Es sei ihnen auch gar nicht gestattet, den Besitz des göttlichen Goldes durch den des sterblichen zu verunreinigen, da gar vieles und Unheiliges mit dieser gemeinen Münze vorgefallen ist, indes das Gold in ihrer Seele lauter sei. Ihnen allein im Staate sei es verboten, mit Gold und Silber sich abzugeben, es zu berühren, es in der Wohnung oder an der Kleidung zu haben oder daraus zu trinken. Besäßen sie selbst eigenes Land und Wohnungen und Gold, so würden sie Hauswirte und Landwirte sein und nicht Wächter, harte Gebieter und nicht Genossen der anderen Bürger; sie würden dann hassend und gehaßt, belauernd und belauert ihr ganzes Leben hinbringen, weit mehr den inneren Feind fürchtend als den äußeren, und dem Verderben entgegenrennen, sie und die ganze Stadt." (3. Buch, 22. Kapitel.)

Aber Plato verlangt für seine „Wächter" nicht nur die Gemeinschaft der Güter. Alles, was Privatinteressen bei ihnen erzeugen, Zank und Zwietracht unter ihnen säen könnte, soll ausgeschlossen sein. Daher verlangt er für sie die Aufhebung der Einzelfamilie, die Gemeinschaft der Weiber und Kinder.

Was unsere heutigen Sozialistenfresser als Beweis für die viehische Verkommenheit der Sozialdemokraten hinstellen, die Forderung der Aufhebung der Familie und Ehe, das können sie bei jenem Philosophen des Altertums finden, den heute die offiziellen Hüter von Zucht und Sitte, den namentlich unsere Geistlichen am meisten erheben, besonders um seiner „fast christlichen" Ethik willen.

„Mit dem ganzen Vorhergegangenen," läßt Plato Sokrates sagen, „hängt meiner Meinung nach folgende Einrichtung zusammen." — „Welche?"

„Daß die Weiber alle den Männern gemein seien, keine aber mit irgend einem besonders zusammenlebe. Und auch die Kinder sollen gemein sein, so daß weder ein Vater sein Kind kenne, noch ein Kind seinen Vater." (5. Buch, 7. Kapitel.)

Damit meint jedoch Plato nicht gänzlich regellosen Geschlechtsverkehr. Aber dieser soll nur von einem Prinzip beherrscht werden: dem der geschlechtlichen Zuchtwahl. Die Frauen dürfen nur vom 20. bis zum 40. Jahre „dem Staate gebären", die Männer nur vom 30. bis zum 55. Jahre „dem Staate zeugen". Wer vor oder nach diesem Alter Kinder zeugt oder gebärt, macht sich eines Vergehens schuldig. Dergleichen Kinder soll man beseitigen durch eine künstliche Fehlgeburt oder durch Aussetzung. Aufgezogen dürfen sie nicht werden. Die innerhalb dieser Altersgrenzen Stehenden sollen aber von den Regenten möglichst so gepaart werden, daß „die Tüchtigsten den Tüchtigsten am meisten beiwohnen und die Untauglichsten den Untauglichsten; und die Kinder der ersteren sollen aufgezogen werden, die Kinder der letzteren aber nicht, wenn die Herde tadellos bleiben soll; und dies alles (die Regelung der Paarung) muß völlig unbekannt bleiben, außer den Oberen selbst, damit die Schar der Wächter stets möglichst von Zwietracht frei bleibe."

Diejenigen aber, die über das vorgeschriebene Zeugungsalter hinaus sind, mögen sich vermischen nach Herzenslust und Gutdünken innerhalb ihrer Altersschicht.

„Die neugeborenen Kinder nehmen die dazu bestimmten Behörden an sich, die aus Männern oder Frauen oder beiden bestehen, denn die Ämter sind ja Männern und Frauen gleich zugänglich."

„Gut."

„Die Kinder der Tüchtigen nun, denke ich, tragen sie in das Säugehaus zu Wärterinnen, die in einem besonderen Teile der Stadt wohnen, die der Untauglichen aber und ebenso die mißgestaltet Geborenen werden sie, wie es sich gehört, an einem unzugänglichen und unbekannten Orte verbergen."

„Sicher," sagte er, „wenn das Geschlecht der Wächter edel bleiben soll."

„Diese Behörden werden auch für die Ernährung der Säuglinge sorgen, indem sie die Mütter, wenn sie von Milch strotzen, in das Säugehaus führen, wobei sie jedoch möglichst darauf bedacht sind, daß keine ihr Kind erkenne, und indem sie, wenn jene nicht hinreichen, noch andere Säugende herbeischaffen." (5. Buch, 9. Kapitel.)

Alles das erscheint für unser Empfinden seltsam, ja abstoßend. Nicht so für die Griechen der Zeit Platos. Wohl herrschte unter ihnen die Einehe, aber diese war, wie sie selbst offen erklärten, nur eine Einrichtung zur Erzielung legitimer Kinder, zur Sicherung des Erbrechtes. Die Ehen wurden nicht im Himmel der Liebenden geschlossen, sondern von den Familienhäuptern verabredet, wobei nicht die Neigungen der Beteiligten, sondern ihre Vermögensverhältnisse in Betracht kamen. Ein junger Mann hatte in der Regel gar keine Gelegenheit, ein Mädchen aus gutem Hause vor seiner Verlobung mit ihr kennen zu lernen.

Man sieht, es ist falsch, wenn man der kapitalistischen Produktionsweise die Schuld gibt, daß die Ehe ein Geldgeschäft geworden sei. Die gesetzlich geschützte Einehe ist es von jeher gewesen. Sie ist ein Kind des Privateigentums und des Erbrechtes. Die kapitalistische Produktionsweise hat

vielmehr Verhältnisse geschaffen, unter denen die individuelle Geschlechtsliebe — das leidenschaftliche Bedürfnis, einer bestimmten Person des anderen Geschlechtes anzugehören und keiner anderen, dieser aber für immer — zu einem anerkannten Faktor im gesellschaftlichen Leben werden konnte. Für die Moral der heutigen Gesellschaft ist dadurch eine Ehe, die ein bloßes Geldgeschäft ist, zu einem unsittlichen Verhältnis geworden. Da aber die kapitalistische Produktionsweise die ökonomischen Wurzeln des Ehegeschäftes bestehen läßt, ja verstärkt, bewirkt jene moralische Anschauung nicht, daß die Ehe aufhört, ein Geldgeschäft zu sein, sondern nur, daß man sich bemüht, diesen Charakter zu verbergen, daß die Eheschließenden gezwungen sind, so zu tun, als sei es wirklich die Liebe, die sie zu ihrem Bunde dränge. An Stelle der heidnischen Offenherzigkeit ist christliche Heuchelei getreten. Natürlich gilt das vornehmlich für die Ehen der Besitzenden.

Neben der Sorge um die Vermehrung und Vererbung des Vermögens war bei den Eheschließungen auch die für Erzielung einer kräftigen Nachkommenschaft sehr maßgebend. In Sparta, wo die Vermögensverhältnisse eine geringere Rolle spielten, dagegen die Kriegstüchtigkeit der Spartiaten in erster Linie stand, waren bei den Eheschließungen die Rücksichten der geschlechtlichen Zuchtwahl von großer Bedeutung. So stark wirkten sie, daß unter Umständen ein Gatte seine ehelichen Rechte einem anderen abtrat, weil dieser kräftiger war, bessere Kinder zu zeugen versprach. Plutarch verglich in der Tat die spartanische Ehe mit einem Gestüt, in dem es sich nur um die Erzeugung einer möglichst edlen Rasse handle.

Angesichts dessen war die Regelung der Paarung durch die Obrigkeit nach den Regeln der Zuchtwahl für die Zeitgenossen Platos weder etwas Widersinniges noch etwas Widerliches.

Die Aufhebung der Familie, der geschlechtliche Kommunismus, war aber die logische Konsequenz des Kommunismus

der Genüsse. In der Tat, wo alle Genüsse gemeinsam sein sollen, war es höchst inkonsequent, einen so machtvollen, das gesellschaftliche Leben so tief beeinflussenden Genuß wie den geschlechtlichen dem Bereich der Gemeinsamkeit zu entziehen.

Dagegen steht die Weibergemeinschaft, der geschlechtliche Kommunismus, nicht im geringsten logischen Zusammenhang mit der Forderung des Gemeineigentums an den Produktionsmitteln, die der moderne Sozialismus erhebt, man müßte denn die Frau zu den Produktionsmitteln rechnen. So sagt auch das Kommunistische Manifest: „Der Bourgeois sieht in seiner Frau ein bloßes Produktionsinstrument. Er hört, daß die Produktionsinstrumente gemeinsam ausgebeutet werden sollen, und kann sich natürlich nichts anderes denken, als daß das Los der Gemeinschaftlichkeit die Weiber gleichfalls treffen soll."

In einem anderen Punkte berührt sich jedoch das platonische Ideal mit einer Forderung der heutigen Sozialdemokratie. So wie diese verlangt Plato die Gleichstellung von Mann und Weib, die Zulassung der letzteren zu allen Ämtern (freilich nur innerhalb der Klasse der Wächter). Sogar in den Krieg sollen die Frauen mitziehen. Sie sollen auch dieselbe Erziehung erhalten wie die männlichen Wächter.

„Von allen Beschäftigungen, durch die der Staat besteht, gibt es keine, die dem Weibe als Weib oder dem Manne als Mann zukommt; die natürlichen Anlagen sind in beiden auf ähnliche Weise verteilt, und die Frau kann ihrer Natur nach ebenso wie der Mann an allen Beschäftigungen teilnehmen; in allem aber ist das Weib schwächer als der Mann. . . . Mögen sich also immer die Frauen unserer Wächter entkleiden (um Leibesübungen vorzunehmen wie die Männer), da sie ja Tugend statt des Gewandes überwerfen werden, und mögen sie teilnehmen am Kriege und an der Regierung des Staates und mögen anderes nicht verrichten. Hiervon aber wollen wir das Leichtere den Weibern zuteilen

vor den Männern, wegen der Schwäche ihres Geschlechtes." (5. Buch, 5. und 6. Kapitel.)

Die Grundlage der gesellschaftlichen und politischen Gleichstellung der Frau mit dem Manne bildet ihre Befreiung von den Arbeiten des Haushaltes. Im platonischen Staat geschieht es dadurch, daß diese Arbeiten den arbeitenden Klassen zugewiesen werden. Solange es nicht möglich war, zum mindesten die schwersten dieser Arbeiten von der Maschine besorgen zu lassen, konnte eine Emanzipation der Frau auf anderer Grundlage nicht erreicht werden.

So kühn alle diese Ideen Platos sind, sie sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern haben eine reale Grundlage. Wir haben dies schon bei einer seiner kühnsten Ideen, der Einführung planmäßiger Zuchtwahl in den Geschlechtsverkehr, gesehen. Das Vorbild, das ihn dort leitete, hat seinen ganzen Ideengang beeinflußt. Dieses Vorbild war Sparta, der aristokratischste Staat Griechenlands, der sich daher stets der besonderen Sympathien der athenischen Aristokratie erfreute. Diese Sympathien waren so stark, daß sie mit beigetragen haben zu der Niederwerfung Athens durch Sparta im Peloponnesischen Kriege. Sie äußerten sich durch Verschwörungen, Landesverrat, ja durch die meuchlerische Ermordung hervorragender Demokraten und Feldherren.

Die spartanischen Sympathien, die Plato als Aristokrat hegte, wurden jedenfalls nicht vermindert durch den Einfluß, den die antidemokratischen Tendenzen des Sokrates auf ihn übten.

Von den Schülern des Sokrates haben mehrere der hervorragendsten und bekanntesten sich spartanerfreundlich gezeigt. Xenophon, der Busenfreund des spartanischen Königs Agesilaos, hat in spartanischen Diensten mehrere Feldzüge mitgemacht; er scheute sich sogar nicht, in der Schlacht bei Koronea (394) im Gefolge des spartanischen Feldherrn gegen seine Mitbürger, die Athener, zu fechten. Grund genug, daß er aus seiner Vaterstadt verbannt wurde. Alkibiades hatte

es im Peloponnesischen Kriege noch besser getrieben. Er ging als athenischer Feldherr zu den Spartanern über, wurde gewissermaßen deren Generalstabschef, teilte ihnen alle schwachen Seiten Athens mit und führte so eine Reihe großer Niederlagen für dieses herbei, die tatsächlich den Krieg entschieden, wenn derselbe auch noch lange fortgeschleppt wurde. Und als Athen unterlegen war, wurde es eine Beute der „dreißig Tyrannen", einer Bande aristokratischer Gesinnungslumpen, die das siegreiche Sparta dem athenischen Volk als Regenten aufdrängte. An der Spitze dieser Bande, die sich durch ein wüstes Schreckensregiment bereicherte und das niedergeworfene Athen vollends ruinierte, stand Kritias, ebenfalls ein Schüler des Sokrates.

Man muß das im Auge behalten, wenn man den Prozeß des Sokrates richtig verstehen will.

Angesichts alles dessen dürfen wir uns nicht wundern, daß der spartanische Staat die Grundlage war, auf die sich Plato beim Aufbau seines Idealstaates stützte. Es läßt sich das in einer Reihe von Punkten nachweisen, doch ist hier nicht der Ort, diesen Nachweis zu führen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Plato den spartanischen Staat bloß abgeschrieben hat. Dazu war er denn doch zu sehr Philosoph, und dazu sah er die Schäden zu genau, an denen dieser Staat zu seiner Zeit schon krankte. Die Macht und der Reichtum, die Sparta durch den Peloponnesischen Krieg und nach ihm erlangte, korrumpierten es ebenso schnell, wie Athen durch seine Siege in den Perserkriegen und deren Konsequenzen korrumpiert wurde. Die Reste eines urwüchsigen Kommunismus, die sich in Sparta noch erhalten hatten, boten ebensowenig Schutz dagegen, als die Ruinen einer Ritterburg Schutz vor der modernen Artillerie gewähren. Sie sanken zu bloßen Formen herab. Ihre größte Wichtigkeit zu Platos Zeit bestand vielleicht in der Anregung, die sie dem Geiste des Forschers und Denkers gaben, kommunistische Zustände für möglich und wünschens-

wert zu halten und aus den Gedankenkeimen, die sie boten, das konsequent durchgeführte System eines Kommunismus zu entwickeln, der zu seiner Zeit wenigstens ideell möglich war.

Allerdings nur ideell. Plato war Aristokrat, aber seine aristokratische Gesinnung betätigte sich nur in der Abneigung gegenüber dem niederen Volke, nicht in dem Zutrauen zu seinen Standesgenossen. Er zweifelte an diesen ebenso wie an jenen. Der rohe spartanische Militarismus und die rücksichtslose spartanische Ausbeutungswirtschaft behagten ihm ebensowenig wie die athenische Volksherrschaft.

Darum teilte er in seinem Idealstaat die obere Klasse, die der Wächter, in zwei Unterabteilungen: die Krieger und die Regenten. Nur die letzteren sollen den Staat regieren, sie aber sollen Philosophen sein. Die Herrschaft des Kriegsadels war in seinen Augen ebenso verderblich wie die des Volkes, das zu seiner Zeit bereits zum großen Teil aus Lumpenproletariern bestand. Bloß die Herrschaft der Philosophen kann eine vernünftige Staatsleitung verbürgen. „Ehe nicht das Geschlecht der Philosophen Herr im Staate wird (ἐγκρατὲς γένηται), wird weder für den Staat noch für die Bürger ein Ende des Unglücks sein, noch wird die Verfassung, die wir ersonnen haben, in Erfüllung gehen." (6. Buch, 13. Kapitel. Vergleiche 5. Buch, 18. Kapitel.)

Wie aber sollen die Philosophen im Staate zur Herrschaft gelangen? Nicht durch Anteilnahme an den politischen Kämpfen des Volkes, sondern dadurch, daß sie einen Alleinherrscher für sich gewinnen. (6. Buch, 14. Kapitel.)*

---

* Eine verblüffende Entdeckung hat der jüngste Forscher über den platonischen Kommunismus gemacht, der Herr Professor Robert Pöhlmann. Den philosophischen Absolutismus, den Plato gefordert, erklärt er für verwirklicht im — Deutschen Reich: „Erscheint diese Forderung nicht geradezu wie ein prophetischer Hinweis auf eine wahrhaft staatliche Monarchie, wie sie vor allem der deutsche Staat verwirklicht hat?" Wer aber sind die Staatsphilosophen, die über den Klasseninteressen der

Wir wissen bereits, welche Erfahrungen Plato mit seinem Versuch machte, einen Alleinherrscher für seine Ideen zu interessieren.

Sein Schicksal war das Schicksal aller Utopisten nach ihm, das heißt aller derjenigen, die eine Erneuerung von Staat und Gesellschaft anstrebten, ohne in dieser selbst die dazu nötigen Faktoren zu finden; sie mußten auf einen Akt großmütiger Willkür eines politischen oder finanziellen Alleinherrschers hoffen, eines philosophischen Königs oder eines philosophischen Millionärs.

Zu Platos Zeit gab es in den Staaten, die er kannte, keine Volksschicht mehr, von der er eine Regeneration des Staates hätte erwarten können. Alles war angefault und zerfressen, und bereits spukte die Idee einer Alleinherrschaft als letzte Rettung des Staates auch in den Köpfen von Republikanern. Xenophon, der Mitschüler Platos, schrieb einen Staatsroman, die „Kyropädie", in dem der Segen der Herrschaft eines wohlerzogenen Königs gepriesen wird.

Besitzenden sowohl wie der Besitzlosen stehen? Es sind „unsere heutigen Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Offiziere usw., in der Mehrzahl Leute, denen ohne oder doch ohne großen Besitz die höchste Bildung zugänglich ist" usw. „Eben dies, die Schaffung einer so gestellten und so gesinnten Gesellschaftsschicht, wie sie der moderne Staat besitzt und der damalige entbehrte, ist von Plato mit genialem Scharfblick als eine Haupt- und Grundfrage aller Politik erkannt worden." (Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus, I, S. 427 ff.) Die Auffassung, daß die ganze weltgeschichtliche Entwicklung seit dem Mittelalter kein anderes Ziel gehabt habe, als die alles überstrahlende Herrlichkeit der Hohenzollernschen Dynastie und ihres Staates zu offenbaren, ist bei einem deutschen Geschichtsprofessor etwas Selbstverständliches. Aber zu diesem Zwecke bis ins graue Altertum zurückzugehen und Plato zum Vorkämpfer der Herrschaft des preußischen Junker- und Bureaukratentums zu machen — das hat vor Herrn Pöhlmann doch niemand gewagt.

Daß ein deutscher Gelehrter mit der feierlichsten Miene von der Welt dem griechischen Philosophen die Pickelhaube aufsetzen kann, ohne von einem Sturme von Hohngelächter begraben zu werden, ist bezeichnend für die heutige deutsche Geschichtswissenschaft und ihr Publikum.

Bald nach Plato fingen die Philosophen an, in der Alleinherrschaft nicht mehr ein Mittel zu sehen, sie zur Herrschaft im Staate zu bringen, sondern nur noch ein Mittel, sie der lästigen Sorge um Staatsangelegenheiten zu entheben. Die Auflösung des Staates vollzieht sich auch im allgemeinen Bewußtsein. Es ist nicht mehr das Gemeinwesen, was die Philosophen beschäftigt, sondern das liebe Ich. Nicht nach der besten Staatsverfassung suchen sie mehr, sondern nach der besten Methode für den einzelnen, auf eigene Faust glückselig zu werden.

Es entwickelt sich allmählich die Atmosphäre, der das Christentum entspringt.

3. Die Wurzeln des urchristlichen Kommunismus.

Wir haben bereits gesagt, daß die Entwicklung, die wir im Eingang des vorigen Kapitels geschildert und durch das Beispiel Athens belegt haben, das Schicksal aller Nationen und Staaten im Altertum gewesen ist.

Auch das weltbeherrschende Rom blieb davon nicht verschont. Es war schon weit in seinem inneren Niedergang fortgeschritten, als es auf der Höhe seiner äußeren Macht anlangte. Sein Reich, welches alle Länder um das Mittelmeer herum umfaßte, bildete ein Gemenge von Staaten, die alle auf derselben Bahn wandelten; die einen, im Osten und Süden des Mittelmeers gelegen, waren Rom vorausgeeilt, die anderen, im Westen und Norden, waren hinter ihm zurückgeblieben; aber sie waren eifrig bestrebt, dieselbe Höhe zu erreichen wie die Hauptstadt und mit ihr dahin zu gelangen, wo Griechenland und die Länder des Orients bereits standen: bei der völligen sozialen Auflösung.

Wir haben gesehen, wie die athenische Volksfreiheit verfiel und die Republik reif wurde für den Übergang zur Alleinherrschaft. Ebenso ging es auch in den anderen Demokratien, ebenso auch in Rom. In dieselbe Zeit, in die man

die Geburt Christi setzt, fallen die letzten Zuckungen der römischen Republik und die Anfänge des Cäsarismus.

Die Aristokratie und die Demokratie zeigten sich damals in gleicher Weise bankrott. Der Kern des Volkes, die freie Bauernschaft, war im römischen Reiche verkümmert, in vielen Gegenden völlig verschwunden, in anderen zu Pächtern großer Grundbesitzer herabgedrückt. Größe und Ruhm des Staates erwuchsen aus dem Ruin der Bauern. Die ewigen Kriege, durch bäuerliche Milizheere geführt, brachten es dahin, daß die Wirtschaft des Bauern verkam, indes die Wirtschaft des größeren Grundbesitzers, der mit Sklaven wirtschaftete, nicht litt. Im Gegenteil, gerade die Kriege lieferten ihm ungemein billiges Sklavenmaterial. Kein Wunder, daß die Sklavenwirtschaft rasch überhand nahm und die Wirtschaft des freien Bauern verdrängte. Wie Schnee vor der Sonne schmolz die freie, kräftige Bauernschaft dahin, zum Teil verkrüppelte sie, zum größten Teil aber ging sie im städtischen Proletariat unter, Lastträgern, Hausierern, Heimarbeitern, Bettlern. Die besitzlosen Bauern drängten in die Großstädte, wo sie zusammen mit freigelassenen Sklaven die unterste Schicht der freien Bevölkerung bildeten.

Aber solange noch die demokratische Republik bestand, bedeutete die Massenarmut nicht notwendigerweise das Massenelend. Die Massen freier Bürger besaßen, wenn nichts anderes, so doch die politische Macht, und sie wußten von dieser sehr wohl zu leben, sie in den mannigfachsten Formen zur Schröpfung der Reichen und der zinspflichtigen unterworfenen Gebiete auszunützen.

Nicht nur Brot und Spiele verschaffte ihnen ihre politische Macht, sondern mitunter auch die Zuwendung von Produktionsmitteln, von Grundeigentum. Durch die letzten Jahrhunderte der römischen Republik ziehen sich ununterbrochen die Versuche hin, durch Verteilung von Bauerngütern an Proletarier eine neue Bauernschaft zu gründen. Indessen alle diese Versuche, das Rad der ökonomischen Entwicklung

zurückzudrehen, waren vergeblich. Sie scheiterten an der politischen und ökonomischen Übermacht der Großgrundbesitzer, welche die Durchführung dieser Versuche hinderten, wo sie konnten, und welche, wo es trotzdem gelang, freie Bauern zu schaffen, diese rasch wieder unterdrückten und auskauften. Sie scheiterten aber auch an der Verkommenheit des Lumpenproletariats, das vielfach nicht mehr arbeiten wollte und es vorzog, sich in der Großstadt zu amüsieren, statt auf dem Lande das dürftige, arbeits- und sorgenvolle Dasein eines Kleinbauern zu führen. Die Proletarier hinderten oft die Sozialreformen, die zu ihren Gunsten dienen sollten, dadurch, daß sie die ihnen zugewiesenen Güter ohne weiteres wieder verschleuderten; sie hinderten sie aber auch oft dadurch, daß sie ihre politische Macht den reichen Großgrundbesitzern verkauften und sie gegen die Sozialreformer wendeten.

Die großartigsten dieser Versuche einer Sozialreform wurden veranlaßt und geleitet von den beiden Gracchen, Tiberius Sempronius Gracchus (geb. 163, von seinen aristokratischen Gegnern erschlagen 133 vor unserer Zeitrechnung) und dem entschiedeneren und weitergehenden Gajus Sempronius Gracchus, geb. 153, der das Werk seines älteren Bruders fortsetzte, aber so wie dieser der Wut der Latifundienbesitzer erlag (121). Man hat die beiden Gracchen Kommunisten genannt, das waren sie jedoch in keiner Weise. Was sie anstrebten, war nicht eine Aufhebung des Privateigentums, sondern die Schaffung neuer Eigentümer, die Wiederherstellung einer kräftigen Bauernschaft, der festesten Grundlage des Privateigentums.

Sie handelten darin ganz im Sinne der ökonomischen Verhältnisse ihrer Zeit. Wohl verdrängte damals nicht bloß der Großgrundbesitz den Kleingrundbesitz, sondern vielfach auch der Großbetrieb den Kleinbetrieb. Aber dies war nicht die Folge der technischen und ökonomischen Überlegenheit des ersteren, sondern die Folge der enormen Billigkeit seiner Arbeitskräfte, der Sklaven.

Die ewigen Kriege brachten zahlreiche Kriegsgefangene als Sklaven auf den Markt. Gar mancher Krieg der Römer war bloß durch das Bedürfnis der Großgrundbesitzer nach billigen Sklaven hervorgerufen, die reine Sklavenjagd.

Ungeheure Sklavenmassen kamen zusammen; kein Wunder, daß ihre Preise ungemein sanken. Schon in Athen hatte die Sklaverei infolge ähnlicher Verhältnisse sich stark entwickelt. Im römischen Weltreich wurde das Sklavenunwesen noch ärger. Der römische Feldherr Lucullus verkaufte (in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung) Kriegsgefangene, das Stück zu drei Mark (in unserem Gelde gerechnet), als Sklaven!

Jetzt wurde es unter Umständen rentabel, große Sklavenherden zusammenzukaufen — reiche Römer besaßen Tausende von Sklaven — und zusammen an die Arbeit zu setzen. Aber diese Großbetriebe waren den Kleinbetrieben keineswegs technisch überlegen. Die Sklavenarbeit zeigte sich vielmehr, namentlich in der Landwirtschaft, so roh und unökonomisch als nur möglich; der einzelne Sklave in diesen Großbetrieben leistete viel weniger als ein freier Arbeiter in einem Kleinbetrieb.

Marx bemerkt in seinem „Kapital" in einer Note über die Sklavenarbeit: „Der Arbeiter soll sich hier (in der Sklaverei) nach dem treffenden Ausdruck der Alten nur als instrumentum vocale (sprachbegabtes Werkzeug) von dem Tier als instrumentum semivocale (stimmbegabtes Werkzeug) und dem toten Arbeitszeug als instrumentum mutum (stummes Werkzeug) unterscheiden. Er selbst aber läßt Tier und Arbeitszeug fühlen, daß er nicht ihresgleichen, sondern ein Mensch ist. Er verschafft sich das Selbstgefühl seines Unterschiedes von ihnen, indem er sie mißhandelt und con amore verwüstet. Es gilt daher als ökonomisches Prinzip in dieser Produktionsweise, nur die rohesten, schwerfälligsten, aber gerade wegen ihrer unbehilflichen Plumpheit schwer zu ruinierenden Arbeitsinstrumente anzuwenden." (K. Marx, Das Kapital, I, 2. Aufl., S. 185.)

Man vergleiche damit folgende Ausführung, die wir in Sismondis „Études sur l'économie politique“ (Paris 1837) gefunden haben. Er gibt da einen längeren Auszug aus einem Werke von Ch. Comte über die Sklaverei und sagt unter anderem: „Die Sklaven unserer Tage sind unfähig für jede Arbeit, die Intelligenz, Geschmack, Sorgfalt erfordert. Es ist wahrscheinlich, daß die schönen Arbeiten des römischen Altertums von Leuten verrichtet wurden, die ihre industrielle Geschicklichkeit als Freie erlangt hatten und die erst der Krieg zu Sklaven gemacht hatte. Denn sobald die Römer einmal alle industriellen Nationen unterjocht hatten, so daß sie nur noch unter den Barbaren Sklaven machen konnten, verkamen die Künste und alle Arten der Industrie ungemein rasch, und sie selbst verfielen in Barbarei.

„Aber die Sklaverei korrumpiert nicht bloß die Versklavten, sondern auch die Freien, denn sie züchtet jene Verachtung der industriellen Arbeit, welche die Beschäftigung der ärmeren Freien mit der Industrie immer mehr zurückdrängt. Der Zustand der Proletarier in der römischen Republik, die von jeder Arbeit zurückgehalten wurden, teils durch die Verachtung der Arbeit, teils durch die Konkurrenz der Sklaven, ist ein bemerkenswertes und erschütterndes Beispiel der Degradation und des Elendes, in die die Sklaverei jenen Teil des Volkes stürzt, der weder zu den Herren noch zu den Knechten zählt.“ (I, S. 382 bis 393.)

Wenn der Sklave im Großbetrieb trotzdem billiger produzierte, so nur deswegen, weil er selbst fast nichts kostete und wegen der Billigkeit und Massenhaftigkeit des Sklavenmaterials auch nicht geschont und ausreichend genährt und bekleidet zu werden brauchte. Mochten sie verkommen, man fand genug andere an ihrer Stelle.

Man sieht, die Verdrängung des Kleinbetriebs durch den Großbetrieb im römischen Reiche beruhte auf ganz anderen Bedingungen als die heutige gleichartige Erscheinung. Die Vorbedingungen zu einer höheren Produktionsweise, als der

Kleinbetrieb (im Ackerbau und auch im Handwerk) bedeutet, zu einer genossenschaftlichen Produktion, waren nicht gegeben. Wenn die Gracchen also als Vertreter der Interessen des Proletariats nichts weniger als Kommunisten waren, so entsprach dies vollständig den ökonomischen Verhältnissen, die sie vorfanden.

Was für die Gracchen gilt, kann auch von Catilina (geb. 108 v. u. Z.) gesagt werden, dem Führer einer Verschwörung gegen das römische Grundbesitzerregiment, der, nachdem alle anderen Versuche seiner Partei, die politische Macht zu erobern, gescheitert waren, mit seinen Genossen zu gewaltsamer Erhebung getrieben wurde und der Übermacht seiner Gegner in heldenmütigem Kampfe erlag (62 v. u. Z.). Auch ihn hat man zum Kommunisten gestempelt — Mommsen zum „Anarchisten" —, aber ohne jede Berechtigung. Ebensowenig wie bei den Gracchen handelte es sich bei Catilina um die Aufhebung des Privateigentums, um die Einführung einer kommunistischen Gesellschaftsordnung. Er strebte die Eroberung der politischen Macht durch die Besitzlosen an, um diese zu Besitzenden zu machen.

Eine andere Richtung erhielt das Denken der Proletarier und ihrer Freunde, als das politische Leben abstarb, als die Besitzlosen moralisch und politisch ebenso verkommen waren wie die Besitzenden, die Demokratie ebenso haltlos wurde wie die Aristokratie und der Boden geebnet war für das Auftreten eines Alleinherrschers, eines Kaisers, des Herrn eines Söldnerheeres und der Anfänge einer Bureaukratie.

Mit der politischen Macht versiegte die wichtigste, ja fast die einzige Erwerbsquelle des antiken Proletariers. Arm sein hieß jetzt auch elend sein. Die Besitzlosigkeit der Massen entwickelte in der römischen Gesellschaft grauenhafte Zustände, die ehedem unbekannt gewesen waren. Der Pauperismus, die Massenarmut und das Massenelend wurden nun zur wichtigsten sozialen Frage, einer Frage, die immer dringender ihre Lösung heischte, denn die gesellschaftliche Ent-

wicklung ging ihren Gang, die Mittelschichten verfielen immer mehr, die Reichen wurden immer reicher, die Zahl der Besitzlosen wuchs.

Dies war jedoch nicht die einzige soziale Frage, welche die Gesellschaft des römischen Weltreiches bewegte. Der Verfall der freien Bauernschaft, der zum cäsaristischen Absolutismus führte, bildete den Vorläufer des ökonomischen Verfalls der ganzen Gesellschaft.

Schon ehe die römische Gesellschaft politisch abgedankt hatte, hatte sie militärisch abgedankt. Mit den Bauern waren die Krieger des Milizheeres verschwunden. An Stelle desselben trat ein Söldnerheer, die kräftigste Stütze des Despotismus. Aber dieses Heer, unwiderstehlich nach innen, hatte bald Mühe, den auswärtigen Feind abzuwehren, namentlich die Germanen, die immer kraftvoller andrängten, indes das römische Heerwesen zusehends verfiel.

Dies zeitigte sehr wichtige ökonomische Folgen. Die Eroberungskriege wurden seltener; der ewige Krieg, der an den Grenzen tobte, gestaltete sich immer mehr zum reinen Verteidigungskrieg, der mehr Verluste an Kriegern brachte, als er an Kriegsgefangenen lieferte. Die Zufuhr von Sklaven wurde nach und nach immer spärlicher. Mit dem Aufhören der reichlichen Sklavenzufuhr brach aber die Grundlage der Sklaverei, namentlich in der Landwirtschaft, zusammen. Die Sklaverei selbst hörte nicht völlig auf, aber sie wurde immer mehr bloße Luxussklaverei.

Dies bedeutete jedoch nicht den Aufschwung einer freien Bauernschaft und eines freien Handwerkes. Hand in Hand mit der Verringerung der Sklavenzufuhr geht weniger das Aufkommen eines freien, kräftigen Handwerkes, als vielmehr der Rückgang und Verfall der Industrie. Nicht viel besser ging es in der Landwirtschaft. Die freien Bauern waren von der Sklavenwirtschaft verkrüppelt und erschlagen worden, und wo sie einmal im Römerreich verschwunden waren, da konnte die Bauernwirtschaft sich nicht wieder einwurzeln.

Denn wenn auch die Sklavenwirtschaft immer unrentabler wurde, der Großgrundbesitz blieb, ja er dehnte sich auch jetzt noch mehr aus, denn den Erpressungen der kaiserlichen Beamten und den Verheerungen, die namentlich unglückliche Kriege über viele Landschaften brachten, konnte er immer noch besser widerstehen als die kleineren Grundbesitzer.

Aber den Betrieb der Landwirtschaft durch Sklaven konnte er schließlich nicht mehr aufrechterhalten. Derselbe wurde immer mehr eingeschränkt, und neben ihm entwickelte sich das System, die großen Güter ganz oder zum Teil zu parzellieren und die kleinen Gütchen gegen bestimmte Lieferungen und Leistungen zu verpachten, an sogenannte Kolonen, die man namentlich in den späteren Jahrhunderten der Kaiserzeit so eng als möglich an die Scholle zu fesseln suchte — die Vorgänger der mittelalterlichen Hörigen.

Die Ursache dieser Fesselung war die rapide Abnahme an Arbeitskräften im Reiche, die aus der allgemeinen Verarmung hervorging. Die zahlreichen unglücklichen Kriege vermehrten noch das Defizit an Menschen. Die Bevölkerung verminderte sich zusehends. Um Kolonen und Soldaten zu bekommen, mußten die herrschenden Klassen Roms immer mehr Ausländer, Barbaren, ins Reich ziehen, dessen Wehrstand und Nährstand schließlich vornehmlich von diesen eingewanderten Fremdlingen und ihren Nachkommen gebildet wurde.

Aber das genügte nicht, den Abgang an Menschen zu ersetzen, und es waren immer rohere, tiefer stehende Elemente, die man heranziehen mußte.

Die römische Kultur hatte ihre Höhe nur erreichen können durch den Überfluß an Arbeitskräften, der ihr zu Gebot gestanden hatte und den sie rücksichtslos hatte verschwenden dürfen. Mit dem Überfluß an Arbeitskräften hörte auch der Überfluß an Produkten auf, Landwirtschaft und Industrie gingen zurück, wurden immer roher und barbarischer. Und mit ihnen verkamen Kunst und Wissenschaft.

Dieser gesellschaftliche Niedergang nahm einen langen Zeitraum in Anspruch. Es dauerte mehrere Jahrhunderte, bis das römische Weltreich von der stolzen Höhe, die es unter Augustus und seinen ersten Nachfolgern einnahm, zu dem erbärmlichen Tiefstand herabgesunken war, den es zu Beginn der Völkerwanderung erreicht hatte. Aber die Richtung dieses Niederganges war bereits im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gegeben und in manchen Punkten klar erkennbar. Mit ihm und durch ihn ist jene neue gesellschaftliche Macht erwachsen, die in dem allgemeinen Verfall rettete, was noch zu retten war, und die schließlich die Reste der römischen Kultur den Germanen übermittelte, wo sie eine neue, höhere Kultur anbahnte. Diese Macht war das Christentum.

4. Das Wesen des urchristlichen Kommunismus.

Wie zur Zeit des Verfalls Griechenlands, mußten auch jetzt in der römischen Kaiserzeit alle denkenden und mit ihren leidenden Brüdern empfindenden Menschen sich gedrängt fühlen, nach einem Ausweg aus den furchtbaren Zuständen zu suchen.

Auf die Frage nach diesem Ausweg wurden die verschiedensten Antworten gegeben. Auch das platonische Ideal wurde wieder neu belebt, aber es konnte jetzt noch weniger Einfluß üben als zur Zeit seines Ursprunges. Der Neuplatoniker Plotin (im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung) gewann zwar die Gunst der höheren Stände, ja des Kaisers Gallienus und der Kaiserin Salonina in so hohem Grade, daß er daran denken konnte, mit deren Hilfe eine Stadt nach dem Muster des platonischen Gemeinwesens zu gründen. Aber dieser Salonkommunismus des Modephilosophen bildete nur eine der zahlreichen Spielereien, mit denen die Obersten der Nichtstuer die Zeit vertändelten. Es wurde nicht einmal ein Versuch zur Ausführung des Planes

gemacht, wenn man nicht die Erfindung eines Namens für die Kolonie — Platonopolis, Platostadt — als solchen betrachten will.

Die Staatsgewalt begegnete allgemeinem Mißtrauen und allgemeiner Gleichgültigkeit, und die Verwesung des Gesellschaftskörpers war eine so hochgradige, daß man von keinem Sterblichen, und wäre er der mächtigste der Cäsaren gewesen, erwarten durfte, es könnte ihm gelingen, demselben neues Leben einzuhauchen. Nur eine übermenschliche Macht, nur ein Wunder konnte dies bewirken.

Wer es nicht für möglich hielt, daß noch Wunder geschähen, versank in trübsinnigen Pessimismus oder betäubte sich in gedankenlosem Genuß. Unter den sanguinischen Enthusiasten aber, denen das eine wie das andere gleich unmöglich war, begannen manche an das Wunder zu glauben.

Namentlich war dies der Fall bei den Enthusiasten der untersten Schichten des Volkes, die den allgemeinen Niedergang am drückendsten empfanden und die weder die Mittel besaßen, sich in Vergnügungen zu berauschen, noch den Katzenjammer fühlten, der auf solchen Rausch gern folgt und der so leicht den Pessimismus erzeugt. Aus ihren Reihen vornehmlich ersproß die Idee, daß ein Erlöser vom Himmel in nächster Zeit kommen werde, um ein herrliches Reich auf Erden zu errichten, in dem es keinen Krieg gibt und keine Armut, in dem Freude, Friede und Überfluß herrschen und unendliche Seligkeit. Dieser Erlöser war der Gesalbte des Herrn — Christus.*

War man einmal so weit, das Wunder für möglich zu halten, dann waren alle Schranken der Phantasie niedergerissen, und jeder der Gläubigen durfte sich das kommende Reich so überschwenglich als möglich vorstellen. Nicht nur die Gesellschaft, die ganze Natur sollte sich ändern, alle

---

* christos, griechisch = gesalbt.

Schädlichkeiten sollten aus ihr verschwinden, alle Genüsse, die sie bietet, maßlos vergrößert, die Menschen erfreuen.*

Eine bekannte christliche Schrift, in der derartige Erwartungen ausgesprochen wurden, bildet die sogenannte „Offenbarung Johannis", die Apokalypse, die wahrscheinlich bald nach Neros Tode geschrieben wurde und die verkündigt, es werde baldigst ein furchtbarer Kampf sich entspinnen zwischen dem wiederkehrenden Nero, dem Antichrist, und dem wiederkehrenden Christus, ein Kampf, den die gesamte Natur mitkämpft. Christus werde siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen und ein tausendjähriges Reich begründen, in welchem die Frommen mit Christus regieren werden, ohne daß der Tod eine Macht über sie hat. Aber nicht genug damit, wird nach Ablauf dieses Reiches ein neuer Himmel und eine neue Erde erstehen und auf dieser Erde ein neues Jerusalem, ein Sitz der Seligkeit.

Das tausendjährige Reich — das ist der Zukunftsstaat des Urchristentums; nach ihm werden alle überschwenglichen Erwartungen des Kommens einer neuen Gesellschaft, die in christlichen Sekten auftauchen, als chiliastische** bezeichnet.

Anknüpfend an die Apokalypse haben zahlreiche christliche Lehrer in den ersten Jahrhunderten des Christentums chiliastische Erwartungen geäußert und mitunter, wie Irenäus (im zweiten Jahrhundert) und noch Lactantius (um 320 unserer Zeitrechnung), das kommende Paradies auf Erden sehr eingehend und in den glühendsten sinnlichen Farben beschrieben.*** Aber je mehr das Christentum aufhörte, bloß der

---

* Corrodi hat in seiner „Kritischen Geschichte des Chiliasmus" (Frankfurt 1781) die sonderbaren Blasen, welche diese Phantasien warfen, eingehend beschrieben, ja sogar — kritisiert!

** Chilias, griechisch = die Zahl Tausend.

*** Eine große Rolle spielen in dem kommenden christlichen Reiche der Wein und die Liebe. Irenäus lehrte: „Es wird die Zeit kommen, da die Weinstöcke wachsen, jeder mit zehntausend Reben, jede Rebe mit zehntausend großen Zweigen, jeder große Zweig mit zehntausend kleinen

Glaube der Unglücklichen und Unterdrückten, der Proletarier und Sklaven und ihrer Freunde zu sein, je mehr es auch der Glaube der Mächtigen und Reichen wurde, desto mehr geriet der Chiliasmus in Mißgunst bei der offiziellen Kirche, denn er hatte immer einen revolutionären Beigeschmack, war immer eine Prophezeiung des kommenden Umsturzes der bestehenden Gesellschaft.

Die chiliastischen Erwartungen sind eines der hervorragendsten Merkmale des urchristlichen Geisteslebens. Aber nicht minder wichtig sind seine Tendenzen eines praktischen Kommunismus.

Gleich der Sozialdemokratie ist auch das Urchristentum für die Machthaber seiner Zeit dadurch unüberwindlich geworden, daß es für die Masse der Bevölkerung unentbehrlich wurde. Sein praktisches Wirken, nicht bloß seine frommen Schwärmereien haben ihm zum Siege verholfen.

Dies praktische Wirken wollen wir jetzt betrachten.

Der Pauperismus war, wie wir gesehen, die große soziale Frage der Kaiserzeit. Alle Versuche des Staates, ihm entgegenzuwirken, erwiesen sich als vergebens. Manche Kaiser, und auch Private, suchten ihm durch milde Stiftungen zu steuern. Aber das geschah in höchst unzureichendem Maße; es waren Tropfen auf einen heißen Stein, und die habgierige römische Bureaukratie bildete nicht den besten Verwalter derartiger Einrichtungen.

Zweigen, jeder kleine Zweig mit zehntausend Trauben, jede Traube mit zehntausend Beeren und jede Beere mit Saft für zwanzig Maß Wein." Hoffentlich wächst der Durst in dem tausendjährigen Reiche in demselben Verhältnis. Irenäus stellt aber noch zartere Freuden in Aussicht: „Die jungen Mädchen werden sich da in Gesellschaft der Jünglinge ergötzen; die Greise werden dieselben Vorrechte genießen, und ihr Kummer wird sich in Vergnügen auflösen." Namentlich letztere Aussicht muß für die jüngeren und älteren Greise der römischen fin de siècle-Gesellschaft sehr verlockend gewesen sein.

Die Pessimisten und die Genußmenschen taten dem Pauperismus gegenüber, was sie auch den anderen Übeln im Staate und der Gesellschaft gegenüber taten, nämlich nichts. Sie erklärten, es sei sehr traurig, daß derartige Zustände beständen, aber diese seien unabwendbar, und Philosophen dürften gegen das Unabwendbare nicht ankämpfen.

Anders die sanguinischen Enthusiasten und die Proletarier, auf denen das Elend lastete. Sie konnten es unmöglich ruhig mit ansehen, sie mußten danach trachten, ihm ein Ende zu bereiten. Mit den überschwenglichen Träumen von der Glückseligkeit, die der Messias aus den Wolken herabbringen werde, war den Entbehrenden nicht geholfen. Denselben Kreisen, denen der Chiliasmus entstammte, entsprangen auch tatkräftige Versuche, dem bestehenden Elend zu Leibe zu rücken.

Diese Versuche mußten ganz anderer Art sein, als die der Gracchen gewesen waren. Diese hatten an den Staat appelliert; sie wollten, daß das Proletariat die politische Macht erobere und sich dienstbar mache. Jetzt hatte jede politische Bewegung aufgehört, und die Staatsgewalt war in allgemeinen Mißkredit geraten. Nicht durch den Staat, sondern hinter seinem Rücken, durch besondere, von ihm völlig unabhängige Organisationen wollten die neuen Sozialreformer die Gesellschaft umgestalten.

Noch wichtiger zeigte sich ein anderer Unterschied. Die gracchische Bewegung war eine halb ländliche; sie stützte sich nicht bloß auf die städtischen Proletarier, sondern auch auf die verkommenden Bauern. Und sie wollte jene auch zu Bauern machen. Das städtische Proletariat wurzelte eben mit einem Fuße noch in der Bauernschaft.

In der Kaiserzeit waren Stadt und Land bereits völlig getrennt. Die städtische und die ländliche Bevölkerung bildeten zwei Nationen, die einander nicht mehr verstanden. Die christliche Bewegung war in ihren Anfängen eine rein großstädtische — so sehr, daß Landmann und Nichtchrist gleich-

bedeutende Begriffe wurden. Das Wort Paganus (lateinisch = Dorfbewohner) gebrauchten die späteren Christen zur Bezeichnung der „Heiden".

Damit hängt aufs engste der entscheidende Unterschied zwischen der gracchischen und der christlichen Sozialreform zusammen. Jene wollte die Plantagen- und Weidewirtschaft durch die Bauernwirtschaft verdrängen; wenn sie die bestehende Verteilung des Eigentums antastete, so geschah das, um eine Reform der Produktionsweise anzubahnen. Aber eben deswegen mußte sie notwendigerweise, wie wir gesehen haben, das Privateigentum (an den Produktionsmitteln) anerkennen.

Für das Christentum in seinen Anfängen war die maßgebende Klasse ein großstädtisches Proletariat, das sich zum großen Teil der Arbeit entwöhnt hatte. Das Produzieren erschien diesen Elementen als eine ziemlich gleichgültige Sache; ihr Vorbild waren die Lilien auf dem Felde, die nicht säen und nicht spinnen und doch gedeihen. Wenn sie eine andere Verteilung des Eigentums anstrebten, so hatten sie nicht die Produktionsmittel im Auge, sondern die Genußmittel. Ein Kommunismus des Konsumierens war aber für die Proletarier jener Zeit nichts Unerhörtes. Zeitweise öffentliche Speisungen großer Massen Bedürftiger oder Verteilungen von Lebensmitteln an sie waren in den letzten Zeiten der römischen Republik Regel gewesen und fanden auch in der Kaiserzeit anfänglich noch statt: was lag näher, als diese Speisungen und Verteilungen in ein System zu bringen, einen regelmäßigen Kommunismus der vorhandenen Genußmittel — teils durch gleichmäßige Verteilung, teils durch gemeinsame Verwendung derselben — anzustreben?

Es entstanden kommunistische Ideen, bald auch kommunistische Gemeinden zu ihrer Durchführung. Die ersten bildeten sich im Orient, der ökonomisch am weitesten vorgeschritten war, namentlich unter den Juden, die auch vor den Christen schon apokalyptische Erwartungen entwickelt hatten, und

unter denen wir bereits um das Jahr 100 vor unserer Zeitrechnung einen kommunistischen Bund, den der Essener finden.

„Den Reichtum halten sie für nichts," berichtet von diesen Josephus, „hingegen rühmen sie sehr die Gemeinschaft der Güter, und man findet keinen unter ihnen, der reicher wäre als der andere. Sie haben das Gesetz, daß alle, die in ihren Orden eintreten wollen, ihre Güter zum gemeinsamen Gebrauch darreichen müssen, daher man bei ihnen weder Mangel noch Überfluß merkt, sondern sie haben alles gemein wie Brüder. . . . Sie wohnen nicht in einer Stadt zusammen, sondern haben in allen Städten ihre besonderen Häuser, und wenn Leute, die ihres Ordens sind, anderswoher zu ihnen kommen, teilen sie mit denselben ihren Besitz, und diese können ihn wie ihr eigenes Gut gebrauchen. Sie kehren ohne weiteres beieinander ein, auch wenn sie einander nie gesehen haben, und tun, als ob sie ihr Leben lang in vertrautem Verkehr gewesen wären. Wenn sie über Land reisen, nehmen sie nichts mit sich als eine Waffe gegen die Räuber. In jeder Stadt haben sie einen Gastmeister, der den Fremden Kleider und Lebensmittel austeilt. . . . Sie treiben keinen Handel miteinander, sondern wenn jemand einem, der Mangel hat, etwas gibt, so empfängt er hingegen wieder von ihm, was er bedarf. Und wenn er auch nichts dafür bieten kann, so mag er doch ohne Scheu, von wem er will, begehren, was er braucht."*

Anfangs strebten auch die Christen vielfach nach der Einführung eines völligen Kommunismus. Jesus spricht im Evangelium Matthäi (19, 21) zum reichen Jüngling: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib es den Armen."** In der Apostelgeschichte (4, 32, 34) wird die erste Gemeinde zu Jerusalem folgendermaßen be-

* Josephus, Geschichte des jüdischen Krieges, 2. Buch, 8, 3, 4.
** Vergleiche Markus 10, 21; Lukas 12, 33; 18, 21.

schrieben: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen alles gemein. . . . Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn jene, die da Äcker und Häuser besaßen, verkauften sie und brachten das Geld des verkauften Gutes und legten es zu der Apostel Füßen; und man gab einem jeglichen, was ihm not war." Ananias und Sapphira, die etwas von ihrem Gelde der Gemeinde vorenthielten, wurden bekanntlich dafür von Gott mit dem Tode bestraft.*

Praktisch lief jedoch diese Art Kommunismus darauf hinaus, daß alle Produktionsmittel in Genußmittel verwandelt und dieselben an die Armen verteilt werden sollten: das bedeutete, wenn allgemein durchgeführt, das Ende aller Produktion. So wenig die ersten Christen sich als echte Bettlerphilosophen um das Produzieren kümmern mochten, eine dauernde größere Gesellschaft konnte auf dieser Grundlage nicht aufgebaut werden.

Der damalige Stand der Produktion verlangte das Privateigentum an den Produktionsmitteln, und die Christen konnten darüber nicht hinauskommen. Sie mußten also danach trachten, Privateigentum und Kommunismus miteinander zu vereinigen. Sie konnten es jedoch nicht in der Weise Platos tun, der den Kommunismus zum Privilegium einer Aristokratie machte und das Privateigentum für die Volksmasse bestehen ließ. Gerade diese bedurfte jetzt des Kommunismus.

Die Vereinigung von Privateigentum und Kommunismus geschah in der Weise, daß man einem jeden sein Eigentum, namentlich an Produktionsmitteln, ließ und bloß den Kommunismus des Genießens und Gebrauchens — namentlich der Lebensmittel — forderte.

Natürlich ergab sich diese Unterscheidung nicht in der Theorie, so scharf unterschied man damals nicht in ökono-

* Wichtig ist auch die Stelle Apostelgeschichte 2, 44, 45.

mischen Dingen. Aber die Praxis lief immer mehr darauf hinaus.

Die Besitzenden sollten ihre Produktionsmittel behalten und ausbeuten, vor allem ihren Grund und Boden; aber was sie an Konsumtionsmitteln besaßen und erwarben — Nahrungsmittel, Kleider, Wohnungen und Geld, um derlei zu kaufen —, das sollte der christlichen Gemeinde zur Verfügung gestellt sein. „Es war also die Gemeinschaft der Güter nur eine Gemeinschaft des Gebrauchs. Ein jeder Christ hatte nach der brüderlichen Verbindung ein Recht zu den Gütern aller Mitglieder der ganzen Gemeinde und konnte im Falle der Not fordern, daß die begüterten Mitglieder ihm so viel von ihrem Vermögen mitteilten, als zu seiner Notdurft erforderlich ward. Ein jeder Christ konnte sich der Güter seiner Brüder bedienen, und die Christen, die etwas hatten, konnten ihren dürftigen Brüdern die Benutzung und den Gebrauch derselben nicht versagen. Ein Christ zum Beispiel, der kein Haus hatte, konnte von einem anderen Christen, der zwei oder drei Häuser hatte, begehren, daß er ihm eine Wohnung gebe; deswegen blieb dieser doch Herr der Häuser. Wegen der Gemeinschaft des Gebrauchs aber mußte die eine Wohnung dem anderen zum Gebrauch überlassen werden.“*

Die transportablen Lebensmittel sowie Geld wurden zusammengebracht und eigene Gemeindebeamte gewählt, welche die Austeilung dieser Gaben zu leiten hatten.

Der volle Kommunismus, den das Christentum in seinen Anfängen anstrebte, war mit der, wenn auch nur teilweisen Anerkennung des Privateigentums durchbrochen. Er sollte aber noch eine weitere Abschwächung erfahren.

Der Kommunismus des Konsumierens hängt, wie wir bereits bei der Betrachtung des platonischen Staates gesehen

---

* J. L. Vogel, Altertümer der ersten und ältesten Christen, S. 47. Hamburg 1780.

haben, aufs engste zusammen mit der Aufhebung der Familie und Einzelehe. Man kann dies auf zwei Wegen erreichen: durch Gemeinschaft der Frauen und der Kinder oder durch den Verzicht auf den geschlechtlichen Verkehr, durch das Zölibat. Plato wählte den ersteren Weg, die Essener den letzteren. Sie huldigten der Ehelosigkeit. In seinen radikal-kommunistischen Anfängen suchte das Christentum ebenfalls der Familie und Ehe zu Leibe zu gehen, meist in der asketischen Form, die der katzenjämmerlichen Stimmung jener Zeit am besten entsprach; es hat aber auch christliche Sekten gegeben, zum Beispiel die Adamiten, eine gnostische Sekte aus dem zweiten Jahrhundert, welche die lebenslustigere Form der Aufhebung von Familie und Ehe lehrten und praktizierten.

Das Evangelium Matthäi läßt Christum sagen (19, 29): „Wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird hundertfältigen Lohn ernten und das ewige Leben erwerben." Und im Evangelium Lucä ruft Christus aus: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater und Mutter, Weib und Kinder, Brüder und Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein."*

Sämtlichen urchristlichen Gemeinden ist das Streben eigentümlich, das Familienleben wenigstens bis zu einem gewissen Grade aufzuheben. Daher finden wir bei ihnen die Einrichtung, daß die täglichen Mahlzeiten gemeinsam waren. (Vergleiche Apostelgeschichte 2, 46.) Diese Liebesmahle, Agapen, entsprechen den gemeinsamen Mahlzeiten, Syssitien, der Spartaner und des platonischen Staates.** Sie

* Vergleiche auch Matth. 10, 37; 12, 46 ff. Mark. 3, 31 ff.; 10, 29. Luk. 8, 20; 18, 29.

** Allerdings, wenn wir Daumer glauben dürften (Die Geheimnisse des christlichen Altertums. Hamburg 1847), so wären diese Mahlzeiten nicht Liebesmahlzeiten gewesen, sondern — Menschenfressereien.

waren die natürliche Konsequenz des Kommunismus der Genußmittel.

Indes, wie schon gesagt, das Christentum konnte den Kleinbetrieb und das Privateigentum an Produktionsmitteln nicht überwinden. Damit ist aber notwendig die Einzelfamilie verbunden, nicht bloß als Form des Zusammenlebens von Mann und Weib, von Eltern und Kindern, sondern auch als wirtschaftliche Einheit. Da das Christentum nicht eine neue Produktionsweise bringen konnte, mußte es auch die überkommene Familienform bestehen lassen, so sehr sie dem Kommunismus des Konsumierens widersprach. Nicht die Art und Weise, wie die Menschen genießen, sondern wie sie produzieren, entscheidet in letzter Linie über den Charakter der Gesellschaft. Wie der volle Kommunismus, war auch die angestrebte Aufhebung der Familie und Ehe unverträglich mit der Ausbreitung des Christentums in der Gesellschaft. Sie ist stets auf einzelne Sekten und Korporationen beschränkt geblieben. Es gelang ihr nicht, allgemeine Gültigkeit zu erlangen.

Es zeigte sich wieder einmal, daß die materiellen Verhältnisse stärker sind als die Ideen, und diese von jenen beherrscht werden. Unwiderstehlich wurde die Kirche getrieben, ihre Lehre den durch ihre Ausdehnung veränderten Verhältnissen anzupassen. Da man die kommunistische Überlieferung nicht vernichten konnte, suchte man sie wegzudeuten und durch eine Reihe von Spitzfindigkeiten, wie sie der damaligen, mehr klügelnden als forschenden Philosophie nahe lagen, mit der Wirklichkeit zu versöhnen.

In seiner späteren Entwicklung verzichtet das Christentum darauf, das Problem der Armut zu lösen, den Unterschied zwischen reich und arm aufzuheben. Hatten die ersten Christen noch behauptet, kein Reicher könne des Himmelreichs teilhaftig werden, das heißt in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden, der nicht alles Hab und Gut den Armen spende und selbst arm werde, nur die Armen könnten selig werden,

so wurden jetzt diese rein materiellen Verhältnisse in geistige Beziehungen umgedeutet.

„Die Kirche," sagt Ratzinger in seiner „Geschichte der kirchlichen Armenpflege" (Freiburg i. B. 1860) bei seiner Charakterisierung des Gedankenganges der ersten Kirchenlehrer über das Eigentum, „war bloß für die Armen bestimmt, die Reichen waren davon ausgeschlossen. Diese Entäußerung vom Besitz braucht kein völliger Verzicht darauf zu sein, es genügt, wenn er (der Reiche) sich des übermäßigen Genusses am Besitz, der Lust an demselben, kurz, der Habsucht entschlägt. ... Auch der Reiche mußte sein Herz von allem irdischen Besitz trennen; er durfte, sich als Haushalter Gottes betrachtend, nur so besitzen, als besäße er nicht, er sollte nur das Nötigste zu seinem Unterhalt verwenden, alles übrige aber als treuer Verwalter Gottes für die Armen verwenden." Aber ebensowenig als der Reiche darf der Arme nach irdischem Besitz streben; er muß mit seinem Los zufrieden sein und dankbar die Brosamen hinnehmen, die ihm der Reiche vorwirft. (S. 9, 10.)

Welch niedlicher Eiertanz! Nicht mehr sich, nur noch sein Herz braucht der Reiche vom irdischen Besitz zu trennen; er soll besitzen, als besäße er nicht! So wußte sich das Christentum mit seinem kommunistischen Ursprung abzufinden.

Aber auch in dieser seiner abgeschwächten Form hat das Christentum noch jahrhundertelang Bedeutendes in der Bekämpfung des Pauperismus geleistet. Hat es ihn auch nicht beseitigt, so war es doch diejenige Organisation, die bei weitem am wirksamsten sich erwies, in ihrem Bereich das Elend, das aus der Massenarmut erwuchs, zu lindern. Und darin liegt vielleicht der wichtigste Hebel seines Erfolges.

Indes je mächtiger es wurde, desto ohnmächtiger dem sozialen Problem seiner Zeit gegenüber, aus dem es seine Kraft gezogen. Nicht nur, daß das Christentum sich unfähig erwies, den Klassenunterschieden ein Ende zu machen, die es vorfand, es selbst erzeugte mit der Zunahme seiner

Macht und seines Reichtums einen neuen Klassengegensatz: es bildete sich in der Kirche eine herrschende Klasse, der Klerus, welchem die Masse, das Laientum,* botmäßig war.

Ursprünglich herrschte in den christlichen Gemeinden volle Selbstverwaltung. Die Vertrauensmänner an ihrer Spitze, die Bischöfe und Presbyter, wurden von den Gemeindegenossen aus ihren eigenen Kreisen gewählt, waren ihnen Rechenschaft schuldig. Sie zogen keine Vorteile aus ihrem Amte.

Sobald jedoch die einzelnen Gemeinden größer und reicher wurden, wuchsen die Aufgaben, die den Vorstehern zufielen, so sehr, daß sie nicht nebenher, neben einem bürgerlichen Beruf betrieben werden konnten. Es trat eine Arbeitsteilung ein, die Ämter in den christlichen Gemeinden wurden besondere Berufe, die ganze Leute erforderten. Das Kirchengut konnte nun nicht mehr ausschließlich der Unterstützung der Armen zugewendet werden; man mußte auch die Kosten seiner Verwaltung daraus bestreiten, die Kosten für die Versammlungsgebäude und die Erhaltung der Gemeindebeamten.

Wer aber bildete die Masse der Gemeinde? Lumpenproletarier oder arbeitende Proletarier, deren soziale Lage und daher auch deren Geistesverfassung sie dem Lumpenproletariat sehr näherte. Solche Elemente sind nie imstande gewesen, die Macht, welche ihnen eine demokratische Verfassung verlieh, zu bewahren. Sie konnten es in der Kirche ebensowenig wie in der Republik. Sie verkauften und verloren sie in jener an den Bischof, wie sie sie in dieser an den Cäsar verloren hatten.

Der Bischof hatte das Vermögen seiner Kirche, das heißt seiner Gemeinde zu verwalten und zu bestimmen, in welcher Art die Einkünfte der Kirche zu verwenden seien. Dadurch wurde dem Lumpenproletariat gegenüber eine ungeheure Macht in seine Hände gelegt, die immer mehr wuchs, je

* Vom griechischen Laos, das Volk.

größere Reichtümer die Kirche ansammelte. Die Bischöfe wurden immer unabhängiger von ihren Wählern, diese wurden immer abhängiger von ihnen.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging eine immer engere Zusammenschließung der einzelnen Gemeinden, die ursprünglich völlig selbständig gewesen waren, zu einem großen Verein, der Gesamtkirche. Gleiche Anschauungen, gleiche Ziele, gleiche Verfolgungen veranlaßten schon früh einzelne Gemeinden, durch Sendschreiben und Abgeordnete in Verkehr miteinander zu treten; gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts war die Verbindung vieler Kirchen in Griechenland und Asien schon so eng, daß die Kirchen einzelner Provinzen festere Vereinigungen bildeten, deren oberste Instanzen Kongresse der Vertrauensmänner waren, Synoden der Bischöfe. Ihnen gegenüber schrumpfte die Selbstverwaltung der einzelnen Gemeinden sehr zusammen, die Erhebung der Bischöfe über ihre Gemeindegenossen aber wurde dadurch begünstigt.

Schließlich kam es zu einer Zusammenfassung aller christlichen Gemeinden des Reiches in einer einzigen Vereinigung, und im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung finden wir bereits Reichssynoden (die erste 325 zu Nicäa).

Innerhalb der Synoden selbst aber dominierten jene Bischöfe, welche die reichsten und mächtigsten Gemeinden vertraten. So kam schließlich der Bischof von Rom an die Spitze der abendländischen Christenheit.

Diese ganze Entwicklung ging nicht ohne große Kämpfe vor sich, Kämpfe gegen die Staatsgewalt, die den neuen Staat im Staate nicht aufkommen lassen wollte, Kämpfe zwischen den einzelnen Organisationen und innerhalb der Organisationen, Kämpfe zwischen Volk und Klerus, in denen ersteres in der Regel den kürzeren zog. Schon im dritten Jahrhundert besaß das Volk fast überall nur noch das Bestätigungsrecht der Kirchenbeamten; diese hatten sich zu einer geschlossenen Körperschaft organisiert, die sich selbst ergänzte

und über das Kirchenvermögen nach ihrem Gutdünken verfügte.

Von nun an war die Kirche diejenige Organisation im römischen Reiche, die einem strebsamen Kopfe die beste Karriere bot. Die politische Karriere hatte aufgehört, seitdem das politische Leben erloschen war; der Kriegsdienst war fast völlig an gemietete Barbaren überlassen worden, Kunst und Wissenschaft fristeten nur noch mühselig ihr Dasein, und die Staatsverwaltung verknöcherte und verfiel immer mehr. Nur in der Kirche herrschte noch Leben und Bewegung; dort konnte man noch am ehesten zu einer gesellschaftlichen Macht emporsteigen. Fast alles, was die heidnische Welt noch an Tatkraft und Intelligenz aufzuweisen hatte, wandte sich nun dem Christentum und in diesem der kirchlichen Laufbahn zu; die Kirche, die sich als unbesiegbar erwiesen hatte im Kampfe mit der Staatsgewalt, begann diese selbst sich dienstbar zu machen.

Zu Beginn des vierten Jahrhunderts fand bereits ein schlauer Thronprätendent, Konstantin, heraus, daß der Sieg demjenigen winke, der den Christengott sich günstig stimme, das heißt, der sich mit dem christlichen Klerus auf guten Fuß stelle. Durch ihn wurde das Christentum zur herrschenden, bald darauf zur einzigen Religion im römischen Reiche.

Von da an ging die Mehrung des Kirchenguts erst recht schnell vor sich. Kaiser und Private wetteiferten miteinander, die Gunst der neuen Macht durch Geschenke zu erkaufen. Andererseits sahen die Kaiser sich immer mehr veranlaßt, der kirchlichen Bureaukratie die Besorgung einer Reihe staatlicher und munizipaler Aufgaben zuzuweisen, zu denen die verkommene staatliche Bureaukratie nicht ausreichte. Auch dazu mußten sie der Kirche bestimmte Einnahmequellen eröffnen.

Vordem waren die Gaben der Gemeindegenossen an die Kirche rein freiwillige gewesen. Seitdem diese sich des Schutzes der Staatsgewalt erfreute, fing sie an, auf regelmäßige Ab-

gaben zu sinnen. Der Zehnte wurde eingeführt, anfangs nur durch moralische Mittel eingetrieben, schließlich aber auch durch Zwang.*

Die Kirche wurde nun enorm reich, und gleichzeitig wurde ihr Klerus völlig unabhängig von der Laienschaft. Kein Wunder, daß sie in dem Maße, als ihr Reichtum wuchs, immer mehr aufhörte, ihr Vermögen im Interesse der Armen zu verwalten! Der Klerus verwendete es für sich, Habsucht und Verschwendung rissen in der Kirche ein, namentlich bei den reichen Gemeinden, in Rom, Konstantinopel, Alexandrien usw. Aus einer kommunistischen Anstalt wurde sie die riesenhafteste Ausbeutungsmaschine, welche die Welt gesehen. Bereits im fünften Jahrhundert finden wir die Teilung des kirchlichen Einkommens in vier Teile als stehende Einrichtung der römischen Kirche. Ein Teil gehörte dem Bischof, ein Teil seinem Klerus, ein Teil diente den Kultusbedürfnissen (Bau und Erhaltung der Kirchen und dergleichen) und nur ein Teil den Armen. Diese zusammen erhielten nur noch so viel als der Bischof allein!

Und dabei ist diese Vierteilung höchst wahrscheinlich nicht einmal eingeführt worden, um die Armen zu benachteiligen, sondern um sie zu schützen, damit die Herren Seelenhirten nicht das ganze Kirchengut für sich allein verpraßten.

Jedoch der kommunistische Ideengehalt des Christentums ließ sich nicht ersticken, solange die sozialen Zustände währten, die ihn geboren. Solange das römische Reich dauerte, und bis in die Zeit der Völkerwanderung hinein, galt das Kirchengut als Eigentum der Armen (patrimonium pauperum), und keinem Kirchenlehrer, keinem Konzil wäre es eingefallen, das leugnen zu wollen. Freilich, die Verwaltungskosten dieses Gutes waren recht hohe geworden, sie fraßen zeitweise das ganze Einkommen auf, aber das ist eine Eigentümlichkeit

* Das zweite Konzil von Tours (567) verlangt von den Gläubigen, sie sollten unter anderem auch von den Leibeigenen den Zehnten geben.

der meisten Wohltätigkeitsinstitute. Deswegen hätte es doch niemand gewagt, zu behaupten, daß die Verwalter die Eigentümer des Vermögens seien.

Dieser letzte Schritt, der den kommunistischen Ursprung der Kirche völlig verwischen sollte, konnte erst geschehen, nachdem die einbrechenden Germanen die römische Welt und damit auch die Kirche auf völlig neue gesellschaftliche Grundlagen gestellt hatten.

5. Das Kirchengut im Mittelalter.

Das Christentum war nicht imstande und konnte nicht imstande sein, eine neue Produktionsweise zu begründen, eine soziale Revolution herbeizuführen. Darum war es auch nicht imstande, das römische Reich vor dem Untergang zu retten. Wenn dieses trotz aller sozialen Verkommenheit seine Existenz durch Jahrhunderte hindurch zu schleppen vermochte, so verdankte es dies nicht dem Christentum, sondern den heidnischen Barbaren, den Germanen. Diese wurden als Söldner und einwandernde Bauern die Stützen der sinkenden Gesellschaft.

Aber Söldnertum und Kolonisation genügten nicht, die andrängenden Germanen zu befriedigen. Diese Einrichtungen zeigten ihnen bloß die Schwäche des Reiches und machten sie mit Genüssen bekannt, die nur im Römerreich zu befriedigen waren; sie verstärkten den Drang nach dem Süden. Schließlich überfluteten die Germanenscharen das Reich und nahmen davon Besitz, eine Schar die andere verdrängend und vordrängend, bis allmählich wieder Ruhe in das Chaos kam, die einzelnen Völker seßhaft wurden und neue Staaten sich bildeten, eine neue gesellschaftliche Ordnung sich entwickelte.

Die Germanen standen in der Zeit der Völkerwanderung noch auf der Stufe des urwüchsigen Agrarkommunismus. Die einzelnen Stämme, Gaue und Gemeinden bildeten Genossenschaften, Markgenossenschaften, mit Gemeineigentum

an Grund und Boden. Haus und Hof waren allerdings schon Privateigentum der einzelnen Familien geworden; das Ackerland wurde unter diese zur Sondernutzung verteilt, aber das Eigentumsrecht daran stand der Genossenschaft zu; Weide, Wald und Wasser blieben in der Nutzung der Gemeinschaft.

Die Armut, die Besitzlosigkeit, die in der verfallenden Gesellschaft der römischen Kaiserzeit zu einer Massenerscheinung geworden war, hörte als solche seit der Völkerwanderung auf. Wohl tritt im Mittelalter nicht selten Massenelend auf, aber es rührt von Mißwachs her oder Kriegsnot oder Seuchen, nicht aber von Besitzlosigkeit. Und es war stets ein vorübergehendes Elend, kein Elend für Lebenszeit. Wo sich aber Bedürftige fanden, da standen sie nicht verlassen da: die Genossenschaft, zu der sie gehörten, bot ihnen Schutz und Hilfe.

Die Wohltätigkeit der Kirche hörte auf, ein für den Bestand der Gesellschaft notwendiger Faktor zu sein. Die kirchliche Organisation selbst erhielt sich in den Stürmen jener Zeit, aber nur dadurch, daß sie sich den neuen Verhältnissen anpaßte, daß sie ihren Charakter völlig veränderte. Aus einer Wohltätigkeitsanstalt wurde sie eine politische Einrichtung. Ihre politischen Funktionen wurden neben ihrem Reichtum die Hauptquelle ihrer Macht im Mittelalter. Ihren Reichtum rettete die Kirche in den Stürmen der Völkerwanderung aus der alten in die neue Gesellschaft. Wieviel sie auch davon verlieren mochte, ebensoviel oder noch mehr wußte sie neu zu erwerben. Die Kirche wurde in allen christlich-germanischen Staaten der größte Grundeigentümer, ein Drittel des Landes gehörte in der Regel ihr, in manchen Gegenden noch mehr.

Dies reiche Kirchengut hörte nun völlig auf, Armengut zu sein. Karl der Große wollte noch, wie manche andere Einrichtung des Römerreiches, so auch die Vierteilung des Kirchenvermögens in das Frankenreich übertragen. Aber wie die meisten anderen seiner „Reformen" blieb auch diese auf

dem Papier — oder Pergament. Wenige Jahre nach Karls Tode schon erschienen die isidorischen Dekretalien, eine Sammlung frech erfundener und gefälschter Dokumente, welche die Ansprüche des Papsttums rechtfertigen sollten und die juristische Grundlage seiner Politik wurden. In bezug auf das Kirchenvermögen behaupten diese Dekretalien, daß unter den Armen, deren Vermögen es bilde, bloß die Geistlichen zu verstehen seien, die das Gelübde der Armut abgelegt haben. Diese Theorie wurde allgemein zur Geltung gebracht, von da an wurden die Kirchengüter als Güter des Klerus betrachtet. Im zwölften Jahrhundert fand diese Theorie ihre folgerichtige Ausbildung durch die Behauptung, alles Kirchenvermögen gehöre dem Papste, der darüber nach Belieben verfügen könne.

Das war eine Anschauung, die ganz den tatsächlichen Verhältnissen entsprach, der Herrschaft, welche die Kirche in Staat und Gesellschaft, welche das Papsttum in der Kirche übte.

Diese Veränderung im Charakter des Kirchenguts hatte eine wichtige Folge. Sie drängte zur Durchführung des Zölibates, der Ehelosigkeit der Geistlichkeit. Aus ideologischen Gründen hatten verschiedene Richtungen in der Kirche seit jeher die Ehelosigkeit der Geistlichen gewünscht, mitunter auch angeordnet, aber es war ihnen nicht gelungen, damit durchzudringen. Diese Bestrebungen hatten erst Erfolg, als sich ein materielles Interesse damit verknüpfte, die Sorge um das Kirchengut. Solange dies als Gut der Gemeinden galt, welches die Bischöfe bloß zu verwalten hatten, wurde es in seinem Bestand durch die Familien der Geistlichen nicht sehr bedroht. Das änderte sich, als das Kirchengut das Gut des Klerus selbst wurde. Nun suchte jeder Kleriker, der Kinder hatte, diesen vom Kirchengut möglichst viel mitzuteilen. „Man erlebte täglich, daß die Priestersöhne nicht allein das Erbgut ihrer Väter erhielten, sondern auch das Kirchengut, dessen Nießbrauch jene gehabt, als ihr Erbteil in Anspruch nahmen!“ (Giesebrecht, Geschichte der deutschen

Kaiserzeit, II, S. 406.) Gar rührend sind die Klagen, die zum Beispiel Benedikt VIII. auf dem Tessiner Konzil (zwischen 1014 und 1024) darüber anstimmte: „Große Grundstücke, große Güter, was immer sie können, erwerben die niederträchtigen Väter (die verheirateten Geistlichen) ihren niederträchtigen Söhnen aus dem Kirchenschatz — denn etwas anderes besitzen sie nicht" usw. (Bei Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, Bonn 1831, I, S. 282. Durch Gieseler wurden wir auf den Zusammenhang zwischen Kirchengut und Zölibat der Geistlichkeit aufmerksam gemacht.) Aber der Verschleuderung des Kirchenguts an die Kinder der Kleriker konnte wirksam erst Einhalt getan werden, als in der Kirche die Alleinherrschaft des Papsttums fest begründet worden war. Eine der ersten Aufgaben der päpstlichen Gewalt war nun die Bekämpfung der Priesterehe. Leo IX. (1048 bis 1054) begann damit, der energische Gregor VII. (1073 bis 1085) führte das Verbot der Priesterehe am entschiedensten durch. Indessen dauerte es nördlich der Alpen lange, bis es allgemein anerkannt wurde. In Lüttich finden wir noch um 1220 und in Zürich noch um 1230 verheiratete Geistliche in Amt und Würden. (Gieseler, a. a. O., S. 290.)

Als in der Reformation das Kirchengut verweltlicht, von den Fürsten an sich gerissen wurde und die Geistlichen sich in Beamte des Staates verwandelten, die von ihrem Solde lebten, verschwand natürlich jedes Interesse an der Aufrechterhaltung des Zölibats der Geistlichkeit. Der protestantische Geistliche kann Kinder haben, so viel er will, er findet kein Kirchengut, das er ihnen zuschanzen könnte.

Im Mittelalter hatte das Kirchengut, wie wir gesehen, aufgehört, Armengut zu sein. Damit ist nicht gesagt, daß im Mittelalter von seiten der kirchlichen Organisationen gar nichts für die Armen geschehen sei, soweit es Arme damals überhaupt gab. Wenn auch kein Proletariat in unserem Sinne in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters bestand — einige Städte vielleicht ausgenommen —, so gab es doch

zeitweise nicht wenige Bedürftige, wie wir schon oben erwähnt, in Zeiten von Mißwachs Hungernde, in Zeiten von Seuchen Kranke und Witwen und Waisen, denen eine Familie fehlte, die sie aufnahm, in Kriegszeiten sogar landlose Leute aus der Nachbarschaft oder von fernher, die der einbrechende Feind vertrieben hatte.

Solche Bedürftige zu unterstützen, galt im Mittelalter als die Pflicht eines jeden Besitzenden, vor allem jedes Grundbesitzers, also auch des größten Grundbesitzers, der Kirche. Diese Pflicht erfüllte sie nicht, weil sie eine besondere Wohltätigkeitsanstalt gewesen wäre, sondern weil sie zu den Besitzenden gehörte; diese Pflichterfüllung war nicht der Ausfluß eines besonderen christlichen, sondern eines allgemeinen, wenn man will, heidnischen Prinzips, eines Prinzips, welches allen Völkern gemein ist, die auf niederer Kulturstufe stehen: der Gastfreundschaft.

Die Freude am Teilen, am Mitteilen, ist allen Völkern eigen, bei denen der urwüchsige Kommunismus oder mindestens noch dessen Überlieferungen herrschen. Und der Fremde ist eben dort eine so seltene, so auffallende Erscheinung, daß man ihm gegenüber unmöglich gleichgültig bleiben kann; je nach seinem Herkommen und Benehmen bekämpft man ihn als Feind, oder ehrt ihn als Gastfreund, als ein geschätztes Mitglied der Familie; man spaltet ihm den Schädel, oder stellt ihm Haus und Hof, Küche und Keller zur Verfügung, mitunter auch das Ehebett.

Die Freude an der Mitteilung des Überschusses, den die eigene Wirtschaft über die Bedürfnisse der Familie hinaus erzeugt, erhält sich, solange die sogenannte Naturalwirtschaft besteht, solange nicht für den Markt oder den Kunden, nicht für den Verkauf produziert wird, sondern für den Selbstgebrauch. Diese Produktionsweise herrschte während des Mittelalters, wenigstens in der Landwirtschaft, und dieser Produktionszweig war damals für das gesellschaftliche Leben weitaus der entscheidende.

Je mehr die Produktion sich entwickelte, desto größer wurde der Überschuß, den jedes Landgut erzielte. Namentlich in den Händen der großen Grundherren, der Könige, der hohen Adligen, der Bischöfe, der Klöster häuften sich enorme Überschüsse von Lebensmitteln an, die sie nicht verkaufen konnten. Sie konnten sie nur — verfüttern. Sie benutzten sie, um zahlreiche Kriegsleute zu halten, Handwerker und Künstler, sowie um die freigebigste Gastfreundschaft zu üben. Es hätte damals für höchst unanständig gegolten, wenn ein Bemittelter einem friedfertigen Familienfremden Speise und Trank und ein Obdach versagt hätte, sobald dieser darum ansprach.

Wenn Bischöfe und Klöster die Hungrigen speisten, die Nackten kleideten und die Obdachlosen beherbergten, taten sie nichts, was nicht jeder andere Besitzende im Mittelalter auch tat. Der Unterschied war höchstens der, daß sie, als die Reichsten, den anderen Besitzenden darin voraus sein konnten.

Aber die Sitte der Gastfreundschaft nimmt rasch ein Ende, sobald die Warenproduktion beginnt, das Produzieren zum Verkauf, sobald ein Markt für die verschiedenen Produkte sich auftut. Die einzelnen Wirtschaften kommen nun in die Lage, ihre Überschüsse gegen Geld umzutauschen, jenen großen Erzeuger von Macht, von dem man nie zuviel haben kann, der nicht verdirbt, der sich aufhäufen läßt. An Stelle der Freude des Mitteilens vom Überschuß tritt die Freude am Aufspeichern von Schätzen, die Freigebigkeit wird getötet durch die Habsucht.

Je mehr die sogenannte Geldwirtschaft die Naturalwirtschaft zurückdrängt, ein Vorgang, der von Italien und Südfrankreich aus seit dem dreizehnten Jahrhundert sich rasch über das übrige Europa verbreitet, desto mehr schränken die Besitzenden ihre Gastfreundschaft und Freigebigkeit ein.

Aber in demselben Maße, in dem die Freigebigkeit schwand, vermehrte sich die Zahl der Armen. Die Entwicklung der

Warenproduktion erzeugte ein Proletariat, das rasch anwuchs und in manchen Gegenden eine bedeutende Ausdehnung erreichte.

Es schien, als sollte sich die Entwicklung wiederholen, die im Altertum so manchen Staat zuerst hochgehoben, dann aber zersetzt und zum Untergang geführt hatte.

Daß es dazu nicht kam, verdankte die mittelalterliche Gesellschaft dem Verschwinden der Sklaverei aus dem Produktionsprozeß.

6. Das Verschwinden der Sklaverei.

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß das Christentum die Sklaverei abgeschafft habe. Nichts irriger als das. Möglich, daß es in seinen kommunistischen Anfängen die Sklaverei prinzipiell verwarf: erhalten ist uns kein Zeugnis davon. In den ältesten Literaturdenkmälern des Christentums, die auf uns gekommen sind, wird aber die Sklaverei, soweit sie Erwähnung findet, anerkannt, ja der Sklave zum Gehorsam und freudiger Unterwerfung gegenüber seinem Herrn ermahnt.

Der Schein, als habe das Christentum die Sklaverei beseitigt, rührt daher, daß sie in demselben Maße im Römerreich zurückgeht, in dem die christliche Lehre dort Boden gewinnt. Aber die Ursache des Rückganges der Sklaverei haben wir schon kennen gelernt. Es war der Rückgang der militärischen Kraft, eine Folge der Verarmung und Entvölkerung des Reiches, die selbst wieder aus der Sklavenwirtschaft hervorgingen, was bewirkte, daß mit dem Kriegsglück auch die Zahl der Kriegsgefangenen und damit die Sklavenzufuhr schwand. So wurde der Sklave immer mehr ein kostbarer Luxusartikel, er hörte auf, ein profitables Ausbeutungsobjekt zu sein.

Die Sklaverei hatte im Römerreich so ziemlich aufgehört, als die Germanen in der Völkerwanderung dies Reich überschwemmten und besetzten. Die Germanen nahmen einen

Teil des eroberten Bodens für sich in Anspruch, sie wurden seßhaft, und ihre ungebrochene bäuerliche Kraft verjüngte den Staat oder vielmehr die Staaten, die sich auf den Trümmern des römischen Weltreiches erhoben.

Diese neue Kraft sollte diesmal aber nicht wieder eine neue Sklavenwirtschaft begründen. Kaum waren die germanischen Stämme seßhaft und christlich, das heißt mit den Überresten der römischen Kultur und ihrer Produktionsweise einigermaßen vertraut geworden, als von allen Seiten Horden von unsteten, leichtbeweglichen Völkern auf sie eindrangen, Reitervölker und Seevölker: Awaren und Magyaren von Osten, Normannen von Norden, Araber und Sarazenen von Süden und Osten her. Vom achten bis zum elften Jahrhundert wurde die Christenheit des Abendlandes durch ununterbrochene Raubzüge dieser Eindringlinge gepeinigt, oft in ihrem Bestand bedroht. Weit entfernt, Sklaven zu erbeuten, wurde sie selbst ein ergiebiges Objekt für Sklavenjäger und Sklavenhändler. Christensklaven gab es eine Menge unter den „Heiden", dagegen wurden heidnische Sklaven immer seltener und teurer unter den Christen.

Ganz verschwanden sie nicht von den Märkten der Christenheit. Noch aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert werden Beispiele von Sklavenhandel aus Italien berichtet. Amadeus VI. von Savoyen kaufte 1307 zu Konstantinopel zwei Sklavinnen. In Genua kostete 1384 eine tatarische Sklavin, „frei von allen geheimen Krankheiten (magagnis)", 1049 Lire, eine andere 1389 1312 Lire. Die Sklavenhändler bezogen ihre Ware meist aus Kaffa. In den städtischen Gesetzbüchern dieser Zeit findet man noch zahlreiche Bestimmungen über die Sklaven. (Jul. Krone, Fra Dolcino und die Patarener, historische Episode aus den piemontesischen Religionskriegen, Leipzig 1844, S. 16.)

Diese Sklaven waren nur noch Luxussklaven. Dagegen wurde es unmöglich, die Produktion auf die Sklaverei zu begründen. Die neue Produktionsweise, die sich in den ger-

manischen Staaten aus der überkommenen römischen entwickelte, mußte sich von vornherein darauf einrichten, ohne Sklaven auszukommen.

Daß es nicht Gewissensskrupel, durch das Christentum erzeugt, waren, was der Sklaverei ein Ende machte, sondern nur die Not, der Mangel an Sklavenmaterial, ersieht man daraus, daß, als die Christenheit so weit erstarkt war, wieder die Offensive gegen die „Ungläubigen" zu ergreifen, gerade die Vorkämpfer der Christenheit die ersten sind, die sich daran machen, Sklaven zu erbeuten und zu verschachern. Die Kreuzfahrer ebenso wie später die Spanier und Portugiesen in Afrika betrieben beides auf das schwunghafteste. Die Bulle Papst Nikolaus' V. vom 8. Januar 1454 erklärte es ausdrücklich für erlaubt, „alle Sarazenen, Heiden und andere Feinde Christi in ewige Sklaverei zu bringen", und Klemens V. (1523 bis 1534) dehnte dies „Recht" auch auf alle Ketzer aus. (Ludwig Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien, Leipzig 1885, S. 480.) Aber die Entwicklung der Produktionsweise hatte damals eine Richtung genommen, welche die Sklavenarbeit für Europa überflüssig machte.

Der Sklave blieb ein Luxusartikel; das änderte sich erst, als die europäischen Mächte überseeische Kolonien eroberten und begründeten; dort fanden sie nicht die Vorbedingungen für die europäische Produktionsweise, dort konnte die Sklavenarbeit mit Vorteil angewandt werden. Von da an spielten Sklavenjagd, Sklavenhandel und Sklavenschinderei wieder eine wichtige Rolle im Erwerbsleben der europäischen Christenheit, und weder die römische noch eine der großen protestantischen Kirchen hat daran Anstoß genommen.

In den christlich-germanischen Reichen, die sich nach der Völkerwanderung bildeten, war die Produktion durch Sklaven ebenso unmöglich, wie sie im römischen Kaiserreich unmöglich geworden war; und wie dort in der Landwirtschaft das Kolonat an deren Stelle getreten war, so entstand auch

jetzt eine ähnliche Einrichtung, mitunter wohl unter direkter Anlehnung an das römische Vorbild.

Die Bauern von ihren Stellen zu vertreiben, wäre damals eine große Torheit gewesen. Nicht an Land fehlte es, sondern an Leuten. Die Reichen und Vornehmen in den christlich-germanischen Staaten, die Bischöfe und Äbte, die Könige und Herzöge mit ihren Gefolgen und Günstlingen, trachteten nicht danach, an Stelle der Bauernwirtschaften Sklavenwirtschaften zu setzen; sie suchten vielmehr die Not des Bauern dadurch auszubeuten, daß sie ihn von sich abhängig, zins- und dienstpflichtig machten. Dafür mußten sie aber auch dem Bauern diejenigen Lasten abnehmen, denen er erlag, die eine ordentliche Bauernwirtschaft unmöglich machten, vor allem den Kriegsdienst.

Ein Bauer nach dem anderen begab sich unter den Schutz eines der Mächtigen und verpflichtete sich, ihm jahraus jahrein eine bestimmte Anzahl von Produkten seiner Wirtschaft zu liefern und eine bestimmte Zahl von Arbeitstagen zu leisten. Dafür wurde ihm der Kriegsdienst abgenommen, den sein Schutz- und Grundherr an seiner Stelle mit seinen Gefolgen und Knechten leistete.

Eine andere Form, Zinsbauern zu schaffen, war folgende: Aus der Römerzeit hatten sich in den christlich-germanischen Reichen mancherlei Latifundien (Großgrundbesitztümer) erhalten, namentlich die der Kirche, die stets ihre Interessen trefflich zu wahren wußte. Neuer Großgrundbesitz wurde durch Schenkungen der Könige geschaffen. Die steten Kriege schufen viel herrenloses Land; die Fortschritte der Landwirtschaft machten auch viel Land verfügbar. Eine bestimmte Bevölkerung bedarf einer viel kleineren Bodenfläche zu ihrer Ernährung, wenn sie vom Ackerbau, als wenn sie von der Viehzucht oder gar der Jagd lebt. Die ungeheuren Forste, die ehedem der Ernährung des Volkes gedient hatten, waren Gemeineigentum bestimmter Markgenossenschaften. Sie verloren jetzt für diese an Wert und wurden von den Königen

in Anspruch genommen, ebenso wie anderes wüstes Land, und an Günstlinge und Vornehme, namentlich an Bischöfe und Klöster geschenkt oder verliehen. Der neue Grundherr suchte dann, um seinen Besitz nutzbar zu machen, Bauern als Kolonisten heranzulocken, denen er Bauernstellen verlieh — natürlich mit gemeiner Weide und gemeinem Wald, ohne die eine bäuerliche Wirtschaft unmöglich gewesen wäre — gegen bestimmte Lieferungen und Leistungen.

Suchte jeder Grundherr soviel neue Bauern als möglich anzulocken, so trachtete er noch mehr danach, daß ihm seine Bauern nicht abgelockt würden. Alle Mittel, die ihm zu Gebote standen, moralische und unmoralische, rechtliche und widerrechtliche, bot er auf, um sie an die Scholle zu fesseln. Die bis dahin freien Bauern wurden nicht nur zinspflichtig, sie wurden auch hörig.

Aber wie tief auch die Bauern herabgedrückt werden mochten, stets standen sie hoch über dem Sklaven. Der Sklave, ein Fremder im Lande, ein Fremder seinen Mitsklaven gegenüber, ist rechtlos, eine bloße Sache, er hat nicht die mindeste Grundlage, auf der er fußen könnte, um einen dauernden Klassenkampf zur Emanzipation seiner Klasse zu führen. Wir wissen wohl von Sklavenaufständen, aber derartige vorübergehende Explosionen konnten im besten Falle den Teilnehmern daran die Freiheit verschaffen, auf die Institution der Sklaverei selbst blieben sie ohne Einfluß. Sie waren Versuche, nicht die Sklaverei abzuschaffen, sondern ihr zu entfliehen. Die Abschaffung der Sklaverei ist nirgends das Werk eines ausdauernden Klassenkampfes von Sklaven gewesen.

Anders als mit den Sklaven stand es mit den Hörigen des Mittelalters. Sie waren nicht rechtlos, ihre Leistungen und Lieferungen waren bestimmt abgegrenzt, und jedes Mehr oder Minder konnte ihnen nicht willkürlich auferlegt, mußte ihnen aufgedrungen oder abgefeilscht werden. Und der Hörige stand dem Grundherrn nicht vereinzelt gegenüber. Jeder

Bauer, ob hörig oder frei, gehörte einer Markgenossenschaft an, die mit ihm solidarisch war, wie er mit ihr. In dieser Organisation fand er stets einen mächtigen Rückhalt. Auf dieser Grundlage konnte der Bauer dem Grundherrn ganz gehörigen Widerstand leisten, und er hat es oft genug getan. Das ganze Mittelalter ist eine Zeit von Klassenkämpfen zwischen Grundherren und ihren Bauern, und diese Kämpfe führten schließlich unter günstigen Umständen oft wieder zur Befreiung der Bauern, nicht nur von der Hörigkeit, sondern auch von der Tributpflichtigkeit, zur Beseitigung der Grundherrschaft.

Und besser noch als den Bauern ging es den Handwerkern in den Städten. Sie haben schließlich überall die Hörigkeit und Grundherrlichkeit abgeschüttelt.

Dank ihrer Freiheit entwickelten die Handwerker des christlichen Kulturkreises, sobald dieser sich seiner Feinde erwehrt hatte, vom zwölften Jahrhundert an, rasch eine Technik, die über die des Altertums hinausging und ihnen Wohlstand und Ansehen brachte, woraus sie wieder neue Kraft schöpften, die Unfreiheit abzuwehren.

So blieb den christlichen Staaten in Europa die Sklaverei erspart, jenes Element, das den Fortschritt der alten Gesellschaft stets nur bis zu einem gewissen Punkte gestattet und von dort an in Rückschritt verwandelt hatte.

Damit gewannen auch die proletarischen und kommunistischen Bewegungen einen anderen Charakter als im Altertum. Damals war das Proletariat nicht die unterste aller Klassen gewesen. Es hatte noch die Sklaven unter sich gesehen und oft gesucht, auf deren Kosten, das heißt durch deren Arbeit, nicht durch eigene Arbeit zu leben. Auch soweit die Proletarier des Altertums nicht Lumpenproletarier, sondern Arbeiter, Handwerker waren, zeigten sie sich von dieser lumpenproletarischen Gesinnung angesteckt. Das Lumpenproletariat, das eine Schmarotzerexistenz in der Gesellschaft führt, von ihr lebt, bestimmt im Altertum den Charakter des gesamten Proletariats.

Anders im Mittelalter. Das Proletariat wird jetzt zur untersten aller Klassen. Es findet keine Klasse mehr unter sich, von deren Ausbeutung es leben könnte. Schon das bewirkt, daß sein schmarotzerhafter Teil, das Lumpenproletariat, nicht jene verhältnismäßig große Ausdehnung erlangen kann, wie zu manchen Zeiten und in manchen städtischen Zentren im Altertum. Es hat keine Aussicht, zu einer Macht im Staate zu werden, wie etwa das Lumpenproletariat im alten Rom, aber auch keine Aussicht, durch seine Macht ein so sorgenloses Dasein zu gewinnen, wie zuweilen ein großer Teil dieses Proletariats. Eine jämmerliche Bettlerexistenz ist alles, was es unter diesen Umständen erlangen kann.

War aber das Lumpenproletariat im Mittelalter viel weniger zahlreich und viel schwächer und elender als im alten Rom, so war über ihm ein Stand freier Handwerker und Lohnarbeiter erstanden, der weit mehr Kraft und Einfluß in der Gesellschaft besaß als seine Vorfahren im Altertum. Aus der Arbeit zog er seine Kraft und sein Ansehen, die Arbeit war sein Lebenselement. Nicht aus der Arbeit anderer, aus eigener Arbeit suchte er sein Wohlergehen zu gewinnen. In diesen Kreisen mochten sich manche ganz proletarische Schichten finden, deren wirtschaftliche Lage sie einem Kommunismus geneigt machte, ähnlich dem des Urchristentums, einem Kommunismus des Genießens, nicht des Produzierens. Aber so sehr dieser Kommunismus sich auf das Urchristentum berufen und so sehr er diesem äußerlich ähneln mochte, je weiter das Mittelalter fortschritt, je mehr sich das Handwerk entwickelte und auch die Lohnarbeiterschaft an Kraft gewann, desto mehr wurde der Kommunismus der proletarischen Elemente, wenn er auch noch ein Kommunismus des Genießens war, doch schon ein Kommunismus, der sein Einkommen aus der Arbeit zog, aus der Arbeit der Genossen. In den Städten, wo der Kleinbetrieb des Handwerkes herrschte, konnte dieser Kommunismus des Ge-

nießens nicht auch schon kommunistische Produktion nach sich ziehen. Wohl aber war das der Fall auf dem flachen Lande, in der Landwirtschaft, wo der Haushalt und die Produktion noch nicht getrennt waren, wo der Kommunismus des Haushaltes auch den Kommunismus des Betriebs nach sich zog und wo ein Großbetrieb, der Landwirtschaft und Industrie vereinigte, seit langem eine stark verbreitete Produktionsform war.

Das war die Grundlage, auf der der klösterliche Kommunismus entstand.

War der urchristliche Kommunismus eine großstädtische Erscheinung, so bildete sich der klösterliche ebenso wie ehedem bei den alten Juden der essenische Kommunismus zuerst auf dem flachen Lande.

Aber wie groß die Unterschiede des mittelalterlichen Kommunismus in Stadt und Land sein mochten, in der Regel war er ein Kommunismus, der auf der Arbeit beruhte. Dadurch unterscheidet er sich vom urchristlichen Kommunismus. Vom modernen unterscheidet er sich aber noch dadurch, daß er ebenso wie der urchristliche seinen Ausgangspunkt vom gemeinsamen Besitz und der gemeinsamen Benutzung nicht der Produktionsmittel, sondern der Konsumtionsmittel nimmt.

Zweites Kapitel.

Die Lohnarbeiter im Mittelalter und im Zeitalter der Reformation.

1. Die Anfänge des Handwerks.

Wie wurde die Industrie im Mittelalter ursprünglich betrieben? Jede Wirtschaft erzeugte selbst, was sie brauchte. Jede Bauernwirtschaft — die wir uns nicht als Zwergwirtschaft vorstellen dürfen, sondern als eine Hausgenossenschaft, eine große Familie, in der mehrere Generationen, ein Vater mit seinen Söhnen und deren Weibern und Kindern, mitunter auch Kindeskindern hauste — produzierte nicht bloß ihre landwirtschaftlichen Rohprodukte, sondern verarbeitete diese auch, zu Mehl und Brot, zu Garn und Geweben, zu Geschirren und Werkzeugen usw. Der Bauer war sein eigener Baumeister und Zimmermann, sein eigener Schreiner und Schmied.

Die Bedürfnisse der Gutsherren waren in der Regel viel weitergehend als die der Bauern; aber auch der Gutsherr mußte alles, was er brauchte, auf dem eigenen Hofe, dem Herrenhof (Fronhof), oder in den von ihm abhängigen Bauernwirtschaften erzeugen lassen. Ihm standen jedoch mehr Arbeitskräfte zu Gebote als den Bauern: mit den Lebensmitteln, die ihm die Bauern abgaben, konnte er ein zahlreiches, meist unfreies Gesinde ernähren; daneben konnte er über jeden seiner Bauern während einer gewissen Anzahl von Tagen im Jahre (Frontage) verfügen. Er konnte daher eine gewisse Arbeitsteilung eintreten lassen, die einen ausschließlich oder vorwiegend mit Bau- oder Zimmermannsarbeit, andere mit Lederarbeit, dritte mit dem Schmieden von Waffen usw. beschäftigen.

So bildeten sich auf den Fronhöfen die Anfänge des Handwerks im Mittelalter.

Wo sich Städte aus der Römerzeit erhalten hatten, namentlich in Italien und Südfrankreich, erhielten sich auch Reste eines städtischen, freien Handwerks. Aber für Deutschland kommt es gegenüber dem Handwerk auf den Fronhöfen fast gar nicht in Betracht.

Hatte aber einmal ein Arbeiter eine besondere Geschicklichkeit in einem Handwerk erlangt, dann war es irrationell, ihn mit anderen Arbeiten zu beschäftigen. Er fing an, wenn der Fronhof nicht seine ganze Arbeitskraft in seinem Handwerk in Anspruch nahm, für andere zu arbeiten, für benachbarte Bauernwirtschaften oder Fronhöfe, die zu klein waren, um einen solchen Meister halten oder ausbilden zu können. Natürlich konnte er es nicht tun ohne Erlaubnis seines Grundherrn und ohne diesen mit einer Abgabe zu entschädigen.

So sehen wir die Anfänge der Kundenarbeit sich entwickeln.

Daneben tritt aber bald noch eine andere Tätigkeit: die für den Markt.

Manche Fronhöfe bildeten besondere Anziehungspunkte für die Bevölkerung der näheren oder weiteren Umgebung. So namentlich die kaiserlichen oder königlichen Residenzen (Pfalzen) und die Bischofsitze. Kriegsvolk sammelte sich dort, Gefolge, Beamte, und zeitweise strömte dort noch viel anderes Volk zusammen, zu Festen und Lustbarkeiten, zu Gerichtstagen, zu Kundgebungen aller Art. Was das Land damals an Reichtum produzieren konnte, häufte sich namentlich an diesen Orten an. Sie bildeten naturgemäß auch die ersten Anziehungspunkte für die Kaufleute, in Deutschland anfangs meist Ausländer, Italiener und Juden. Dort fanden die Kaufleute am leichtesten Absatz für ihre Waren, und auch die Handwerker durften dort am ehesten erwarten, ihre Produkte gegen andere eintauschen zu können.

Die Ortschaften, die mit solchen Fronhöfen verbunden waren, wurden zu Märkten. Sie wuchsen an Bevölkerung und Reichtum, wurden dadurch am ehesten in den Stand gesetzt, sich zu befestigen, und am ehesten dazu getrieben, weil sie die Raubgier am meisten anlockten. Durch die Befestigung wurde eine Ortschaft zu einer Stadt.

Waren große Volkszahl und Reichtum Ursachen, einen Ort zu befestigen, so bildete die Befestigung und die Sicherheit, die sie bot, in den damaligen unsicheren Zeiten wieder einen Grund, der die Bevölkerung und den Reichtum der Stadt vergrößerte.

Auf diese Weise überzog sich Deutschland seit dem achten Jahrhundert, und ebenso früher oder später jedes der anderen Länder der abendländischen Christenheit, mit einem Netz von Städten.

Nur wenige der Städte waren von Anfang an freie Städte. Die meisten waren aus grundherrlichen Dörfern hervorgegangen, ihre Bewohner einem oder mehreren Grundherren untertan. Aber je mehr die Städte an Reichtum und Volkszahl wuchsen, desto mehr konnten sie des Schutzes des Grundherrn entraten, desto mehr wurden für ihre Bewohner die Abgaben und Leistungen an den Fronhof zu überflüssigen Lasten, und desto mehr wuchs ihre Macht, sich derselben zu entledigen. Immer entschiedener wendeten sich die Stadtbürger gegen die Grundherren, bis es ihnen schließlich überall gelang, die Freiheit zu erobern.

Von dieser Entwicklung blieben die Handwerker natürlich nicht unberührt. Sie bildeten ja einen sehr wesentlichen Bestandteil der städtischen Bevölkerung, nahmen an den Kämpfen gegen den Grundherrn lebhaften Anteil und hatten teil an den Erfolgen der Stadt.

Diese bildete nicht nur einen Markt, sondern auch eine Schutzwehr für die Handwerker. Neben den Handwerkern des Fronhofs ließen sich bald auch andere Handwerker in der Stadt nieder, flüchtige Leibeigene oder Hörige von

anderen Fronhöfen und Freie, die das Handwerk schon betrieben oder sich ihm zuwandten. Damals herrschte noch kein Überfluß an Handwerkern, im Gegenteil, die Stadt war froh, wenn ihre Bevölkerung sich vermehrte, wodurch ihr Wohlstand und ihre Macht wuchs. Sie schützte entlaufene Leibeigene und Hörige. Blieben sie ein Jahr unangefochten in der Stadt, dann waren sie frei. Die Handwerker selbst sahen die neu zuziehenden Berufsgenossen nicht als Konkurrenten an, sondern als Kampfesgenossen, und hießen sie freudig willkommen. Neben den hörigen und leibeigenen wuchs die Zahl der freien Handwerker. Jene verbündeten sich mit diesen, das Ansehen und die Macht der städtischen Handwerker nahmen zu, und die Unfreien unter ihnen wurden immer selbständiger. An Stelle ihrer Hofdienste und Naturallieferungen traten Geldabgaben. Sie erhielten die Marktfreiheit, das Recht, frei und ungehindert zu kaufen und zu verkaufen. Schließlich setzte sich überall der Grundsatz durch, daß jeder in einer Stadt Ansässige schon dadurch von vornherein persönlich frei sei.

Ein Handwerk nach dem anderen verschwand auf den Fronhöfen, ein Handwerk nach dem anderen wurde ausschließlich städtisch. Was die Gutsherren ehedem auf den eigenen Höfen hatten erzeugen lassen, mußten sie nun in den Städten als Waren kaufen.

Und das Handwerk hörte völlig auf, von unfreien Menschen betrieben zu werden. Am Ende dieser Entwicklung finden wir nur noch freie Männer unter den Handwerkern, das Handwerk selbst blühend und hochgeehrt.

Die Zeit dieser Entwicklung ist für jedes besondere Handwerk und jede besondere Lokalität verschieden. Sie beginnt im allgemeinen mit dem elften und endet mit dem vierzehnten Jahrhundert.

Die hofhörigen Goldschmiede begannen schon gegen Ende des elften Jahrhunderts neben dem Dienste für den Fronhof für den Markt zu arbeiten. Und diese Arbeit hatte

schon damals ihren knechtischen Charakter so sehr verloren, daß Freie sich ihr widmeten. (Hans Meyer, Die Straßburger Goldschmiedezunft von ihrem Entstehen bis 1681, Leipzig 1881, S. 154.) Andererseits war in Bonn noch im vierzehnten Jahrhundert das Recht zu weben ein Amt, es war abhängig vom Fronhof. (Maurer, Geschichte der Städteverfassung in Deutschland, Erlangen 1870, II, S. 323.)

2. Die Zunft.

Der Kampf gegen die städtischen Grundherren war nicht der einzige, den das aufstrebende Handwerkertum zu führen hatte. Ebenso wichtig wurde der Kampf gegen die städtischen patrizischen Geschlechter.

Wir haben gesehen, wie die Städte ursprünglich nichts waren als ummauerte Dörfer. Die Verfassung des Dorfes war die Markverfassung; diese blieb auch die Verfassung der Stadt. Wie das Gebiet des Dorfes, die Dorfmark, zerfiel das der Stadt, die Stadtmark, in zwei Teile, die geteilte und die ungeteilte Mark (Weide, Wald, Wasser). Alle, die im Dorfe angesessen waren und eine eigene Wirtschaft trieben, hatten Anteil daran; sie bildeten zusammen eine Genossenschaft, die sich selbst verwaltete, nach eigenen Gesetzen lebte. Wo sich Grundherrschaften in den Marken bildeten, erhielten die Grundherren mancherlei Vorrechte, sie bildeten die ständigen Markvorsteher, die Beschlüsse der Märkerversammlung bedurften ihrer Zustimmung. Es war dies sozusagen ein konstitutionelles Regime.

Ursprünglich war in der Regel jeder Neuzuziehende als Markgenosse willkommen. Grund und Boden war ja im Überfluß vorhanden, dagegen fehlte es an Menschen, die ihn bebauten. Das änderte sich zuerst in den Städten, deren Bevölkerung rasch anwuchs. Hier schwand bald der Überfluß an Grund und Boden, und die altangesessenen Familien fürchteten schließlich, sich zu schädigen, wenn sie die Neu-

zuziehenden noch an der Mark teilnehmen ließen. Die Markgenossenschaft verwandelte sich nun in eine geschlossene Gesellschaft, die neue Mitglieder nicht mehr oder höchstens in Ausnahmefällen aufnahm, wenn ihr daraus besonderer Vorteil erwuchs.

Neben den altangesessenen Geschlechtern bildete sich nun in der Stadtgemeinde eine zweite Schicht von Einwohnern, die der später eingewanderten, die an der gemeinen Stadtmark gar keinen oder doch nur geringen Anteil besaßen, und die, weil sie nicht zur Markgenossenschaft gehörten, auch in deren Verwaltung nichts dreinzureden hatten. Das Markregiment war aber gleichbedeutend mit dem Stadtregiment. Die Neubürger waren daher in der Stadt politisch rechtlos. Die Altbürger wurden zu einer Aristokratie.

Anfangs waren die Neubürger als Schutzbürger bloß geduldet in der Stadt. Aber mit der Zeit wuchsen sie an Zahl und Reichtum. Sehr viele Kaufleute, die meisten Handwerker gehörten zu ihnen. Sie begannen sich zu fühlen und Anteil an der Stadtregierung zu verlangen. Früher oder später, in manchen Städten im dreizehnten, in anderen im vierzehnten Jahrhundert, begannen sie den Kampf gegen das Geschlechterregiment, und es gelang ihnen schließlich fast überall, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, es zu stürzen und Anteil an der Regierung zu erlangen.

Die gemeine Mark wurde den Geschlechtern nicht genommen. Wo sich eine solche noch erhalten hatte, nicht verteilt worden war, blieb auch die Markgenossenschaft als geschlossene Genossenschaft innerhalb der Stadtgemeinde bestehen. Aber die Stadtgemeinde hörte auf, eine Markgemeinde zu sein. Die politische Grundlage der Städte bildete nicht mehr die Markverfassung, sondern, wenigstens in Deutschland, die Zunftverfassung.

Größere Menschenmassen können nicht auf die Dauer kämpfen, ohne sich zu organisieren. Auch die Handwerker mußten sich eine Organisation geben; ein Vorbild dazu

fanden sie in den Markgenossenschaften. Bereits hatte man auf reichen Fronhöfen, wo viele Arbeiter beschäftigt waren, die Arbeiter jedes Gewerbes in Genossenschaften unter einem Meister organisiert, allerdings nicht zu Zwecken des Kampfes, sondern der Produktion und Verwaltung. Aber wo es zu Kämpfen der hörigen Arbeiter gegen ihre Grundherren kam, mußten diese Genossenschaften auch kriegerischen Zwecken dienen; sie wurden beibehalten, als die Handwerker ihre Freiheit errungen hatten. Aus dem hörigen Handwerksamt wurde eine freie Innung.

Neben dieser gründeten vielfach die freien Handwerker in den Städten zu ihrem Schutze Organisationen, die von vornherein frei waren und sich selbst verwalteten. Diese freien Innungen wirkten auf die hörigen zurück, unterstützten sie in ihren Kämpfen. Schließlich wurden beiderlei Genossenschaften identisch, und nach Aufhebung der Hörigkeit in den Städten finden wir nur noch freie Innungen oder Zünfte.

In den meisten Städten bildeten sich freie Zünfte schon im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert. In anderen erst später. Und nicht alle Gewerbe kamen gleichzeitig dazu, sich in Zünften zu organisieren. Die reichsten und diejenigen, welche die meisten Mitglieder zählten, gelangten am ehesten dahin. Die ältesten Zünfte waren neben denen der Kaufleute die der Wollenweber und Gewandschneider. Nach ihnen kamen die der Schuster, Bäcker, Metzger usw. Es kam auch vor, daß einzelne Gewerbe zu schwach vertreten waren, als daß sie eine Zunft für sich hätten bilden können; sie mußten sich dann der Zunft eines anderen Gewerbes anschließen, wollten sie des Schutzes einer Organisation teilhaftig werden. So gehören zum Beispiel die Bader in Reutlingen zur Metzgerzunft, in Eßlingen zur Kürschnerzunft.

Wer nur konnte in der städtischen Bevölkerung, schloß sich einer Zunft an. Sogar die feilen Dirnen bildeten Zünfte, zum Beispiel in Frankfurt, Genf, Paris, wo sie unter dem Schutze der heiligen Magdalena ihr „horizontales Hand-

werk" trieben. (Maurer, a. a. O., II, S. 471.) Aber nicht alle Berufe waren in der glücklichen Lage, Zünfte organisieren zu können, so wie auch heute nicht alle Proletarier in der Lage sind, sich gewerkschaftlich zu organisieren. Zahlreiche Berufe blieben stets übrig, die entweder ihren Mann zu schlecht nährten oder zu verachtet waren, als daß sie zu Zünften sich hätten zusammenschließen oder Zutritt zu schon bestehenden Zünften hätten erlangen können. Auf diesen armseligen „Pöbel" sahen die zünftigen Handwerker ebenso hochmütig herab, wie die Patrizier auf sie selbst, und es fiel ihnen nicht ein, auch für diese tiefsten Schichten der Bevölkerung einzutreten.

Neben der Altbürgerschaft erwuchs in den zünftigen Handwerkern eine zweite Schicht Privilegierter in der Stadt.

Je mehr aber die Zunft zu einem Privilegium wurde, desto mehr entwickelte sich innerhalb des Handwerks ein neuer Klassengegensatz: der zwischen Meister und Geselle.

3. Die Anfänge des Gesellenwesens.

Die Masse der Lohnarbeiter in den Städten bildeten die Handwerksgesellen. Vergnügt und zufrieden lebten sie da, „ohne jenen dünkelhaften Neid, der mißvergnügt auf im Leben Höherstehende hinblickt", stolz auf ihren Stand, in „blühender Wohlhabenheit", mit einem „gerechten Anteil am Arbeitsertrag". Was hätten sie noch verlangen sollen? Gleich den Meistern standen auch sie unter dem „Schutze der Zunft", die bei ausbrechenden Streitigkeiten zwischen ihnen und den Meistern entschied und „alle ihre Gerechtsame" wahrte; sie gehörten zur Familie des Meisters, aßen an seinem Tische, wurden von ihm Kindern gleich geachtet und zu ehrbarem, sittlichem Lebenswandel angehalten, auf daß sie wert würden der Ehre der Meisterschaft, die als ein „von Gott verliehenes Amt" betrachtet ward, eine Ehre, der sich der Geselle ebenso mit Ehrfurcht nahte wie der Kleriker

der Priesterweihe und der Edle dem Ritterschlag. Noch lebten ja die „Handwerker in brüderlicher Liebe und Treue miteinander in der Zunft", noch arbeitete man „nicht bloß um des Gewinnes willen, sondern nach dem Gebot Gottes", noch galten in der Zunft die Grundsätze „der Gleichheit und Brüderlichkeit".

So schildern uns Freunde des Zunftwesens und Schwärmer für das Mittelalter die Lage der Gesellen in der Zeit der Blüte des zünftigen Handwerks, und aus diesen Schilderungen haben heutzutage gewisse Kreise geschlossen, es bedürfe bloß einer Wiederbelebung des Innungswesens, um die Klassengegensätze zwischen Arbeitern und Unternehmern zu beseitigen und die soziale Harmonie herbeizuführen. Die Innungen seien die geeigneten Institutionen, die Interessen nicht bloß der Meister, sondern auch der Gesellen zu wahren.

Der jüngste unter den hervorragenden deutschen Historikern, der die Lage der Handwerksgesellen zu Ausgang des Mittelalters so idyllisch geschildert, ist Herr Johannes Janssen, dessen eigene Worte wir oben zum Teil gebrauchten.* Indessen muß es doch Bedenken erregen, wenn der genannte Historiker als Beweis für den Wohlstand der Gesellen unter anderem besonders die Klagen der Obrigkeiten, Meister und bürgerlichen Schriftsteller über den Luxus und Übermut der Gesellen anführt, die unerträglich würden. Wenn derlei Klagen beweiskräftig wären, dann könnte man mit leichter Mühe dartun, daß die Lohnarbeiter sich zu jeder Zeit aufs wohlste befunden haben.

Wenn man den Tatsachen näher tritt, findet man denn auch ganz andere Verhältnisse als jene Idylle, die uns Janssen geschildert hat.**

---

* Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, I, S. 315 bis 342.

** Wenige neuere historische Werke haben solches Aufsehen erregt wie das von Janssen, und bis zu einem gewissen Grade ist dies auch ganz berechtigt. Janssen hat der liberalen protestantischen Reformationslegende

Die ersten Nachrichten über die Handwerksgesellen oder „Knechte", wie sie früher genannt wurden, finden wir in Deutschland im dreizehnten Jahrhundert. Vordem dürfte das Halten von Knechten seitens der Handwerker nur vereinzelt vorgekommen sein, so daß man keine Veranlassung fand, sie zu erwähnen.

Bei den Straßburger Wollenwebern ist noch im dreizehnten Jahrhundert von einem Gesellenrecht keine Rede, und auch im vierzehnten Jahrhundert sind Meister und Knechte wenig geschieden. (G. Schmoller, Die Straßburger Tucher- und Weberzunft. Straßburg 1879, S. 389. Vergleiche S. 451.)

Vor dem vierzehnten Jahrhundert waren die Bedingungen der Bildung eines besonderen Knechte- oder Gesellenstandes höchst ungünstig. Die Handwerker waren, wie wir bereits wissen, zum Teil noch Hörige auf den Höfen der großen Grundherren, zum Teil Freie, aber nicht Vollbürger. Nur die Grundbesitzer, die Markgenossen, besaßen politische Rechte,

---

einen gewaltigen Stoß versetzt und dargetan, daß hinter der religiösen Phrase der Reformation sich sehr materielle Interessen bargen. Darauf hat freilich der wissenschaftliche Sozialismus schon vor Herrn Janssen hingewiesen, und zwar hat er nicht einseitig wie dieser bloß auf protestantischer, sondern auch auf katholischer Seite solche Interessen wirksam gefunden; aber dem großen Publikum war es neu, und ebenso überraschte es, wenn gezeigt wurde, daß Männer, die von den heutigen Säulen der Ordnung so hochgehalten werden, wie Luther und seine Genossen, Revolutionäre waren, die revolutionäre Ziele mit revolutionären Mitteln anstrebten. Der Forscher, der die Reformationszeit bereits kennt, wird in dem Werke Janssens manche Anregung, manchen neuen Aufschluß finden. Insofern ist es verdienstlich. Aber wir würden uns sehr davor hüten, es dem größeren Publikum als eine wahrheitsgetreue Darstellung zu empfehlen. Wir kennen kein modernes historisches Werk, das sich an Unwahrheit mit dem des Herrn Janssen messen könnte. Von den sozialen Verhältnissen zu Beginn der Reformation gibt er zwei Darstellungen. Zuerst zeigt er nur die wirklichen oder eingebildeten guten Seiten dieser Verhältnisse: So glücklich, meint er, sei Deutschland unter der Herrschaft des Katholizismus gewesen. Dann werden die schlechten Seiten der sozialen Zustände im Anfang des

die Organisationen der Handwerker hatten kaum rechtliche Existenz, sie waren vor allem Kampfesorganisationen. Jeder zuwandernde oder neu hinzuwachsende Handwerker war da willkommen als Kampfesgenosse, als eine Verstärkung der Zunft. Man hatte nicht nur keine Ursache, ihn von der Zunft auszuschließen, man mußte im Gegenteil alles aufbieten, ihn zu ihr heranzuziehen. Dies war die Bedeutung des Zunftzwanges, der durchaus kein Monopol begründen sollte. (Vergleiche G. L. v. Maurer, a. a. O., II, S. 399.) Noch 1400 setzten die Straßburger Weber fest, jeden ohne weiteres, ohne Lehrlingszeit, in die Zunft aufzunehmen, der nach dem Urteil der Fünfmannen redlichen Herkommens sei. (Schmoller, a. a. O., S. 402.)

Die Technik des Handwerks war noch äußerst primitiv und erforderte nicht die Kooperation, das Zusammenarbeiten mehrerer. Jeder Handwerker konnte sich leicht Werkzeuge und andere Produktionsmittel beschaffen. In vielen Gewerben lieferte damals noch der Kunde die Rohstoffe, und

---

sechzehnten Jahrhunderts hervorgehoben. Seht, ruft er, wohin der Unglaube der jüngeren Humanisten, sowie das römische Recht und der Protestantismus Deutschland gebracht haben!

Dazu kommt noch eine absonderliche Art von „Darstellung aus den Quellen". Herr Janssen hebt aus den Quellen nicht das Charakteristische heraus, sondern das ihm Passende; er teilt aus ihnen nicht bloß Tatsachen mit, sondern auch, und zwar vornehmlich, Urteile und Wünsche, die er dann frischweg in Tatsachen umsetzt — wenn sie seinen Zwecken entsprechen. Eine katholische Zunftordnung empfiehlt den „Zunftgenossen", in „brüderlicher Liebe und Treue" zusammen zu leben; ein katholisches Traktätlein erklärt, der Handwerker arbeite nicht um des Gewinnes, sondern um Gottes willen: Sind das nicht „quellenmäßige Beweise" für die Biederkeit und Treue der Katholiken? Ein katholischer Pfaffe schreibt, eine Reformation der Kirche sei notwendig: Ist das nicht ein deutlicher Beweis, daß die Kirche ohne gewaltsame Umwälzung, ohne Losreißung vom Papsttum hätte reformiert werden können, in einer Weise, daß Deutschland einig und glücklich geblieben wäre? Was hat dagegen der Protestantismus gebracht? Die protestantischen Pfaffen jammern, wie das ihre Art, in ihren Predigten und Schriften darüber, daß die Welt von Tag zu Tag gottloser werde:

der Handwerker verarbeitete sie gegen Lohn, meist in dessen Hause. Die meisten Handwerker waren zu arm, Knechte zu halten; kein Handwerker war in der Regel gezwungen, sich als Knecht zu verdingen, da weder technische noch ökonomische oder gesetzliche Verhältnisse ihn hinderten, selbständig zu arbeiten. Woher hätten also die Handwerksknechte kommen sollen?

Anders gestalteten sich die Dinge seit dem vierzehnten Jahrhundert. Es entwickelt sich ein besonderer Gesellenstand mit eigenem Recht, das Lehrlingswesen bekommt bestimmte Formen. Maurer nimmt an (a. a. O., II, S. 367), diese Neuordnung des Handwerks sei nach dem Vorbild der Ritterorden erfolgt; so wie diese Pagen, Knappen und Ritter unterschieden, so das zünftige Handwerk Lehrlinge, Gesellen und Meister. Es haben aber wohl noch andere Verhältnisse darauf bestimmend eingewirkt.

Im vierzehnten Jahrhundert wurde das Handwerk der wichtigste Erwerbszweig in den Städten; es überflügelte an

---

Geht daraus nicht deutlich hervor, wie schlecht die Reformation die Menschen gemacht hat? Es besagen das ja die unverdächtigsten — die protestantischen „Quellen".

Mögen auch Janssens Zitate alle richtig sein, durch die Art ihrer Zusammenstellung und Verwendung wird die auf sie aufgebaute Darstellung zur Fälschung. Sie wird nicht verbessert durch die Manier, die seit Mommsen unter den deutschen Historikern Mode geworden, Verhältnisse der Vorzeit mit modernen Namen zu bezeichnen und so den Leser förmlich dazu zu drängen, von den historischen Besonderheiten der alten Zeit abzusehen und sie mit unserem Maße zu messen. So wie Mommsen bei den alten Römern mit den Worten und Begriffen der modernen kapitalistischen Produktionsweise hantiert, so Janssen im Mittelalter und der Reformationszeit. „Das kirchliche Recht," sagt er an einer Stelle (I, S. 412), „erklärte die Arbeit für allein wertschaffend," welcher Satz jedoch nur dadurch bewiesen wird, daß Janssen sich über seine Bedeutung völlig im unklaren zeigt. Ebenso liebt er es, vom „Recht auf Arbeit" zu sprechen, das die Zünfte garantierten. Wem und wie, das werden wir sehen.

Alles in allem ist das Werk Janssens demjenigen, der nach unbefangener Belehrung sucht, nicht zu empfehlen.

Bedeutung immer mehr nicht bloß die Landwirtschaft, sondern oft selbst den Handel. Die Handwerker wurden immer wohlhabender, die Zünfte immer mächtiger und angesehener, ihr Einfluß auf das Stadtregiment immer bedeutender.

Einzelne Handwerker kamen durch ihre Wohlhabenheit in die Lage, Knechte halten zu können. Die Zünfte hatten die „Klinke der Gesetzgebung" erobert und damit die Möglichkeit, ihren Sonderinteressen den Schutz des Gemeinwesens angedeihen zu lassen. Dieselben Verhältnisse, welche diese Entwicklung herbeiführten, schufen aber auch Elemente, aus denen die Handwerksmeister ihre Knechte rekrutieren konnten.

Die Fortschritte des Handwerks und des Handels revolutionierten auch die ländlichen Verhältnisse. Wir werden näher darauf eingehen, wenn wir auf die Ursachen der Bauernkriege zu sprechen kommen. Hier nur so viel, daß diese Umwälzung nicht nur schließlich zu den Bauernkriegen führte, sondern auch ein fortgesetztes Strömen von proletarisierten Landbewohnern in die blühenden Städte veranlaßte, die Schutz und Freiheit und Wohlleben verhießen.

Wie stark der Zuzug in (verhältnismäßig) größere Städte von außen, das heißt von Dörfern, Flecken und kleinen Landstädtchen war, zeigen deutlich die Untersuchungen Büchers in seinem trefflichen Werke über die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.*

So betrug der Zuwachs der Frankfurter Bürgerschaft an männlichen Neubürgern christlichen Bekenntnisses ausschließlich der einheimischen Bürgersöhne:

in der Zeit von			Personen	durchschnittl. jährlich
1311	bis	1350	1293	32
1351	=	1400	1535	31
1401	=	1450	2506	50
1451	=	1500	2537	51

* Vergleiche dazu auch die interessante Besprechung des Buches durch Karl Lamprecht im „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik", Tübingen 1888, I, S. 485 ff.

Der Zuzug wird also immer stärker, je mehr wir uns dem sechzehnten Jahrhundert nähern.

Auch der Bezirk, aus dem sich die auswärtigen Neubürger rekrutieren, erweitert sich immer mehr. Von je 100 Bürgern Frankfurts stammten aus einer Entfernung:

	bis 2 Meilen	2 bis 10 Meilen	10 bis 20 Meilen	über 20 Meilen
1311 bis 1350	54,8	35,5	6,5	3,2
1351 = 1400	39,4	42,9	11,1	6,6
1401 = 1450	22,9	54,4	12,6	10,1
1451 = 1500	23,2	51,2	11,3	14,3

Nicht der ganze Zuzug von außen wurde in die Bürgerschaft aufgenommen; je mehr es proletarisierte Elemente waren, die sich in die Städte drängten, desto mehr dürften sie die Reihen der unsteten Bevölkerung dort angeschwellt haben. Diese aber statistisch festzustellen, dazu fehlt uns jeder Anhaltspunkt. Wir müssen uns damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß die Zahl der Armen in den deutschen Städten zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ganz unglaublich hoch angewachsen war. In Hamburg sollen 1451 bis 1538 16 bis 24 Prozent der Bevölkerung Arme gewesen sein, in Augsburg gab es 1520 angeblich 2000 Nichtshäbige. Woher diese Elemente stammten, darüber haben wir bloß Vermutungen; aber die ganze Sachlage weist darauf hin, daß der Zuzug proletarisierter Elemente vom Lande einen großen Anteil an dieser erstaunlichen Höhe des städtischen Lumpenproletariats hatte.

Die Neuzuziehenden suchten wohl meist im Handwerk unterzukommen, zum mindesten ihre Kinder ein solches erlernen zu lassen. Die Handwerksmeister erhielten jetzt Knechte und Lehrlinge genug, bald mehr, als ihnen lieb war. Denn natürlich suchten sich die Knechte sobald als möglich selbständig zu machen, Meister zu werden; die Zahl der Handwerker wuchs rascher als die Nachfrage nach ihren Produkten. Hatte ehedem die Zunft jeden neu hinzukommenden Handwerksgenossen als Kraftzuwachs mit offenen Armen auf-

genommen, so sah sie jetzt in jedem neuen Ankömmling einen unwillkommenen Konkurrenten für die ohnehin schon zu zahlreichen Genossen. Ihre Macht beruhte jetzt nicht mehr auf den Fäusten, sondern auf den Geldbeuteln ihrer Mitglieder, und die waren um so straffer gespannt, je geringer die Konkurrenz innerhalb des Gewerbes. Die Zünfte wurden daher immer exklusiver, sie benutzten immer mehr ihre politische und ökonomische Macht, um fremden, namentlich ländlichen Elementen den Zutritt zum Handwerk zu erschweren und innerhalb desselben das Meisterrecht immer mehr zu einem schwer zugänglichen Privilegium zu gestalten. Die dahinzielenden Einrichtungen entstanden nicht erst in der Zeit der „Verknöcherung" des Zunftwesens; ihre Bildung beginnt im vierzehnten Jahrhundert und ist im sechzehnten Jahrhundert im wesentlichen abgeschlossen. Die folgenden Jahrhunderte haben nichts Erhebliches mehr hinzugetan; sie sind also ein Produkt des Zunftwesens in seiner Blüte, wie es heute so manchem Innungsschwärmer als Ideal vor Augen schwebt.

4. Lehrling, Geselle, Meister.

Schon bei der Aufnahme des Lehrlings zeigte sich die Exklusivität. Den Anfang machte man mit der Ausschließung der Frauen vom Handwerk. Der Lehrling mußte männlichen Geschlechtes sein.

Die Männer hatten keineswegs von Anfang an ein Monopol auf das Handwerk. Aus Deutschland sind uns darüber unzweideutige Dokumente nicht erhalten. Dagegen liegt die Sache klar in Frankreich. Dort waren noch im dreizehnten Jahrhundert die Frauen nicht grundsätzlich vom Handwerk ausgeschlossen. „Unter hundert Handwerken, deren Statuten Boileaus Werk* enthält, sind nur zwei, in denen die Frauen-

* Réglements sur les arts et métiers de Paris.

arbeit schlechthin ausgeschlossen ist, in einem anderen sind nur gewisse Operationen ihr entzogen. In allen dreien waren, aus den vorliegenden Statuten und Beschlüssen selbst erkennbar, in einer vorausgehenden Periode die Frauenarbeit und der Betrieb durch Frauen erlaubt. Dagegen sind in acht Handwerken die Frauen geradezu als berechtigt erwähnt, ihre Befugnisse denen der Männer völlig gleich. Dazu kommen sechs weitere, welche ausschließlich oder sehr überwiegend von Frauen betrieben werden und wie alle anderen Handwerke drei Abstufungen von Lehrdirne, Arbeiterin und Meisterin nebst allen übrigen charakteristischen Merkzeichen des Handwerks haben und teils von weiblichen, teils von weiblichen und männlichen Vorstehern geleitet und überwacht werden. Die übrigen lassen zwar nicht direkt erkennen, daß sie, außer den Meisterfrauen und Töchtern, auch fremde Frauen zur Arbeit zuließen, aber es kann auch aus ihren Statuten direkt ein Verbot nicht abgeleitet werden."*

Indessen haben sich auch in Deutschland noch Beispiele aus dem vierzehnten Jahrhundert erhalten, in denen Frauen entweder eigene Zünfte bildeten, so in Köln die Garnzieherinnen, oder mit Männern zusammen in einer Zunft waren und selbständig ihr Handwerk trieben.

Die Ordnung der Schneider von Frankfurt am Main von 1377 sagt: „Auch welche das Handwerk treiben will, die nicht einen Mann hat, sie soll vorher Bürgerin sein und es mit dem Rat austragen; wann das geschehe, soll sie dem Handwerk 30 Schillinge geben, dem Handwerk zu gemeinem Nutz, und ein Viertel Wein, das sollen die vom Handwerk vertrinken. Wenn dies geschieht, hat sie mit ihren Kindern das Recht zum Handwerk." (Dieselben Anforderungen wurden an die Männer gestellt.) Stahl, a. a. O., S. 80.

Auch andere Handwerke standen an manchen Orten noch im vierzehnten Jahrhundert den Frauen offen, so haben zum

* Fr. W. Stahl, Das deutsche Handwerk, Gießen 1874, S. 68.

Beispiel in Köln die Fleischer, Beutelmacher, die Wappensticker und Gürtler die Frauen mit gleichen Rechten in ihre Zünfte aufgenommen. Im allgemeinen aber sind die fremden Frauen im vierzehnten Jahrhundert bereits vom Handwerksbetrieb ausgeschlossen. Nur das Recht der Meisterfrauen und -töchter, im Handwerk mitzuarbeiten, hat sich in den meisten Gewerben bis ins sechzehnte Jahrhundert erhalten. Dann verschwand auch dieses. Die Ausschließung des weiblichen Geschlechtes von der Handwerksarbeit wurde von da an zu einer grundsätzlichen und vollständigen.

Aber auch unter den männlichen Lehrlingen begann man eine Auswahl zu machen, und eine Bevölkerungsschicht nach der anderen wurde von dem Recht ausgeschlossen, ihre Söhne dem Handwerk zuzuwenden. Man gelangte schließlich in den verschiedenen Handwerken so weit, daß sie von den Lehrlingen eine Ahnenprobe verlangten. Nur jene Knaben sollten von einem Meister als Lehrlinge aufgenommen werden dürfen, die eine bestimmte Reihe von Ahnen mit ehelicher, freier und ehrlicher Geburt nachweisen konnten. Ja, in manchen Städten wurde sogar der Nachweis ehelicher Zeugung verlangt. Daß diese Forderung die Möglichkeit zu den weitestgehenden Schikanierungen mißliebiger Personen gab, liegt auf der Hand. Die Forderung der ehelichen Abstammung durch mehrere Generationen schloß einen großen Teil der Proletarier aus. Die der freien Geburt machte jenen, die von hörigen Bauern abstammten, den Eintritt in jedes zünftige Handwerk unmöglich. Für „unehrlich" endlich galten vornehmlich jene Berufe, in denen die in die Städte strömenden Bauern am ehesten ein Unterkommen fanden, sowie manche unzünftig auf dem Lande betriebenen Handwerke und endlich jene Berufe, die sich vorzugsweise aus den Deklassierten der städtischen Bevölkerung rekrutierten. Maurer (a. a. O., II, S. 447) zählt als solche „unehrliche" Berufe auf die der Schäfer, Müller, Leineweber, dann Gerichts- und Stadtknechte, Feldhüter, Totengräber, Nachtwächter, Bettel-

vögte, Gassenkehrer, Bachfeger, Wasenmeister und Henker, sowie Zöllner, Pfeifer und Trompeter, unter Umständen auch Barbiere und Bader.

Die Leineweberei war großenteils eine ländliche Hausindustrie. Im fünfzehnten Jahrhundert wanderten Leineweber massenhaft in die Städte. Im Jahre 1488 zum Beispiel wanderten 400 Landweber aus Schwaben in Ulm ein. Kein Wunder, daß man sich dieses Andranges zu erwehren suchte.

Die älteste Urkunde, die verordnet, solche Elemente vom Handwerk fernzuhalten, dürfte wohl die Rolle des Bremer Schuhmacheramtes von 1300 sein. (Freilich nur in Kopien aus dem siebzehnten Jahrhundert erhalten, in denen man vielleicht dessen Bedürfnissen Rechnung getragen hat.) In dieser Urkunde wurde es verboten, die Söhne von Leinewebern oder Lastträgern im Handwerk zu unterrichten.*

Die Lehrlingszeit wurde möglichst ausgedehnt.

Ursprünglich gab es keine Bestimmungen darüber, überhaupt keinen Lernzwang. Die ersten uns erhaltenen Statuten, die einen solchen verfügen, datieren aus dem Jahre 1304, wo er in Zürich für Müller, Huter, Gerber eingeführt wurde. Aber erst im fünfzehnten Jahrhundert ward er allgemein.

Die Lehrzeit selbst war verschieden. Wir finden eine Lehrzeit von einem Jahre (zum Beispiel bei den Tuchscherern in Köln im vierzehnten Jahrhundert) und eine von acht Jahren (bei den Goldschmieden daselbst, zur gleichen Zeit). Meist galten drei Jahre. In England wurde die Lehrzeit sehr ausgedehnt, bis zu zwölf Jahren (schließlich wurden sieben Jahre die Regel); dafür fand dort der Lehrling nach überstandener Lehrzeit kein gesetzliches Hindernis mehr vor, Meister zu werden. Das ist wohl einer der Gründe, warum in England Gesellenorganisationen in dem Sinne, wie sie in Deutschland existieren, nicht zu entdecken sind.

---

* V. Böhmert, Beiträge zur Geschichte des Zunftwesens, Leipzig 1862, S. 16, 68.

In Deutschland wurde die Lehrzeit nicht so sehr ausgedehnt. Dafür wurde die Gesellenzeit zwischen der Lehrzeit und der Meisterschaft eingeschoben und möglichst verlängert, namentlich durch die Wanderjahre.

Als Sitte wird das Wandern der Gesellen schon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt, doch bestand damals noch nirgends ein Wanderzwang; wohl aber Wanderverbote. Die erste Erwähnung des Wanderzwanges finden wir 1477 bei den Wollenwebern zu Lübeck, die verlangen, ein Meistersohn müsse Jahr und Tag gewandert haben, ehe er Meister werde. Von den Gesellen ist da noch keine Rede. Im sechzehnten Jahrhundert fängt der Wanderzwang an, häufiger zu werden. In England hat er nie bestanden.

Die vorgeschriebene Wanderzeit betrug ein bis sechs Jahre; meist war sie auf drei bis vier Jahre festgesetzt.

Ein weiteres Mittel, eine Überfüllung des Handwerks zu vermeiden, war die Beschränkung der Zahl der Lehrlinge und Gesellen, die ein Meister halten durfte. Damit erreichte man übrigens noch einen anderen Zweck. Man hinderte die reichen Meister, reine Kapitalisten zu werden und den kleinen Meistern übermächtige Konkurrenz zu machen.

Schon im vierzehnten Jahrhundert kommen solche Beschränkungen der Zahl der Lehrlinge und Gesellen vor.

So erließen zum Beispiel 1386 der Bürgermeister und die Zunftmeister des Schneidergewerbes von Konstanz eine Verordnung, in der geklagt wird, „daß etliche Meister viel Gesinde hätten, was den anderen schade und gefährlich sei. Es wurde daher jedem einzelnen verboten, mehr als fünf Knechte und zwei Lehrjungen zu halten."*

Im fünfzehnten Jahrhundert sind diese Beschränkungen allgemein.**

* G. Schanz, Zur Geschichte der deutschen Gesellenverbände, Leipzig 1877, S. 9.

** Schmoller, a. a. O., S. 453. Karl Bücher, Die Bevölkerung von Frankfurt a. M. im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, I, S. 607.

Nicht jedem Gesellen war es mehr möglich, selbständig zu werden. Die Arbeit des hörigen Handwerkers im Fronhof war verschwunden, auch die des freien Handwerkers im Hause des Kunden hatte entweder völlig aufgehört oder war im Verschwinden. Die Handwerker verarbeiteten jetzt eigene Rohstoffe in eigenen Werkstätten, sie mußten Häuser besitzen, Vorräte anschaffen können. Ein tüchtiger Handwerksbetrieb erforderte bereits in manchen Gewerben ein gewisses Vermögen. Wohlhabenheit wurde immer mehr nicht bloß Folge, sondern auch Voraussetzung eines selbständigen Handwerksbetriebs. Kein Wunder, daß die Zahl der Knechte immer mehr wuchs, die es nie zur Selbständigkeit brachten, die dazu verurteilt waren, ihr Leben lang Knechte zu bleiben.

Aber trotz alledem nahm die Zahl der Gesellen, die Meister wurden, immer noch schneller zu, als den bereits selbständig Gewordenen lieb war. Daher wurde der Tendenz der ökonomischen Entwicklung durch gesetzliche Maßnahmen nachgeholfen und die Erlangung der Meisterschaft, die im dreizehnten Jahrhundert noch an keine lästigen Bedingungen geknüpft worden, immer mehr erschwert. Die meisten dieser Bedingungen entstammen dem fünfzehnten Jahrhundert.

Ehe der Geselle Meister wurde, sollte er das Bürgerrecht der Stadt erwerben; war ihm das gelungen, dann mußte er oft noch jahrelang auf die Erlangung des Meisterrechtes warten.

Es heißt zum Beispiel in der Ulmer Weberordnung von 1403: „Wohl mögen die Bürger, die fünf Jahre lang in Ulm haushäblich sitzen, ihre Kinder das Weberhandwerk lernen lassen, und wenn die Lehrjahre zu Ende seien, diesen das Zunftrecht kaufen. Wolle aber ein auswärtiger Weber, er möge vom Lande oder aus anderen Städten sein, das

---

Karl Werner, Die urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft, Leipzig 1861, S. 17, 29. F. Ruby, Das Iglauer Handwerk urkundlich dargestellt, Brünn 1887, S. 114.

Bürgerrecht empfangen, so soll er doch fünf Jahre lang das Weberhandwerk nicht treiben und ihm auch das Zunftrecht nicht eher verliehen werden. Knappen oder Knechten des Weberhandwerkes soll es jedoch nichts helfen, daß sie fünf Jahre hier seien, es soll ihnen vielmehr das Zunftrecht nicht eher verliehen werden, als bis sie das Bürgerrecht vorher fünf Jahre lang gehabt haben." (Schanz, a. a. O., Seite 8.)

Eine weitere Bedingung war die Herstellung eines Meisterstücks. Natürlich hatten die zünftigen Meister, also die künftigen Konkurrenten, zu entscheiden, ob es gelungen sei. Die Ahnenprobe war womöglich noch peinlicher als beim Lehrling; eine hohe Aufnahmetaxe mußte entrichtet und ein kostbares Meisteressen, ein Bankett, den Zunftbrüdern angerichtet werden.

Nicht allzu leicht kam ein Geselle dazu, allen diesen Bedingungen zu genügen. Romantische Schwärmer wollen uns glauben machen, man habe dadurch bloß das Interesse der Kunden wahren, ihnen die Gewähr solider und tüchtiger Arbeit geben wollen. Wie wenig das die wirkliche Ursache der erwähnten Beschränkungen war, erhellt schon aus verschiedenen Äußerungen der Interessenten selbst. So sagte es die Tuchmacherzunft von Iglau in einer Eingabe an den Rat dieser Stadt (1510) ausdrücklich, sie verlange die Ausdehnung der Lehrzeit auf vier Jahre, „daß einer so leicht zu dem Handwerk nicht komme". (Karl Werner, a. a. O., S. 30.) Der Erzbischof von Mainz empfahl 1597 den Gerbern und Sattlern verschiedener Städte eine lange Lehrzeit und Wanderschaft, „um beide, Gerber und Sattler, bei gedeihlicher Aufnahme zu erhalten, auch ihnen durch andere unerfahrene Stümper das Brot nicht vom Munde wegnehmen zu lassen". (Stahl, a. a. O., S. 40, 41.) Bemerkenswert ist auch, daß diese Beschränkungen für Meistersöhne, oft auch für solche, die Meistertöchter oder Meisterwitwen heirateten, entweder ganz aufgehoben oder sehr

reduziert und rein formell waren. Diesen gegenüber hörte merkwürdigerweise die ängstliche Sorge um „die Wahrung der Standesehre“ gar sehr auf. Es trat das nicht etwa erst zur Zeit der „Entartung“ des Zunftwesens ein, wie man uns so gern erzählt. Bereits im vierzehnten Jahrhundert wurde in Frankfurt das Handwerk der Fleischer, in Bremen das der Schuhmacher den Meistersöhnen und Meistertöchtern reserviert (Schanz, a. a. O., S. 14); ja, im fünfzehnten Jahrhundert begegnen wir bereits Versuchen, die Zünfte zu schließen, die Zahl der Meister von vornherein festzusetzen. In Hamburg bitten 1468 die Fischer den Rat, ihre Zahl von 50 auf 40 herabzusetzen; 1469 wird dort die Zahl der Goldschmiede auf 12 beschränkt, 1463 in Worms die der Weinschröter auf 44. Auch der Erblichkeit des Meisterrechtes begegnen wir schon in dieser Zeit.

Die Beschränkungen hatten vor allem zwei wichtige Folgen: einerseits verschärften sie die Wirkungen der zunehmenden Proletarisierung des Landvolkes und trugen wesentlich dazu bei, ein städtisches Proletariat zu schaffen, das außerhalb jeder zünftigen Organisation stand, und andererseits brachten sie in das zünftige Handwerk selbst einen Gegensatz zwischen Meistern und Gesellen hinein. Immer geringer wurde im Verhältnis zur Zahl der Gesellen die der Meister, immer strenger verfolgte man alle diejenigen, die es versuchten, sich mit Umgehung der Zunft selbständig zu machen, als „Pfuscher“, „Bönhasen“ usw.; bald wurde auch außerhalb der Stadt, in den Vorstädten, ja selbst in entlegeneren Dörfern, mitunter auf mehrere Meilen, meist auf eine Meile (die sogenannte „Bannmeile“) im Umkreis die Ausübung des Handwerks untersagt. So wurde zum Beispiel 1500 in Zwickau bestimmt, daß in den Dörfern der Bannmeile kein Leineweber sich niederlassen dürfe, außer in den größeren Dörfern je einer. Ähnliche Beschränkungen bezüglich anderer Dorfhandwerker waren dort schon 1421 und 1492 erlassen worden, nicht ohne Widerstand. (E. Herzog,

Chronik der Kreisstadt Zwickau, Zwickau 1845, II, S. 154, 162.) Solche Bestimmungen gaben Veranlassung zu den heftigsten Kämpfen zwischen den zünftigen Stadtmeistern und den nicht zünftigen Dorf- und Vorstadthandwerkern, Kämpfen, die auch in den Bauernkrieg hineingespielt haben. Während die ländliche Bevölkerung zahlreich in die Städte strömte und die Zahl derjenigen immer mehr wuchs, die sich zu Knechts- und Gesellendiensten anboten, wurde es immer schwerer für den Gesellen, das zünftige Meisterrecht zu erlangen, immer schwerer, außerhalb der Zunft selbständig zu werden. Es wuchs damit die Zahl derjenigen, die sich dazu verurteilt sahen, ihr Leben lang Handwerksknechte zu bleiben; das Gesellentum begann an Stelle eines bloßen Übergangsstadiums aus der Lehrlingsschaft zur Meisterschaft der dauernde Zustand für zahlreiche handwerksmäßige Arbeiter zu werden. Der Geselle fühlte sich bald weniger als künftiger Meister wie als des Meisters Ausgebeuteter, immer mehr gerieten seine Interessen mit denen des Meisters in Konflikt.

5. Die Kämpfe zwischen Gesellen und Meistern.

Die Gegensätze zwischen Meistern und Gesellen wurden zu Ausgang des Mittelalters immer schroffer. Solange der Meister der Hauptarbeiter war, der höchstens zeitweise einen Gehilfen sich beigesellte, hatte er keinen Grund, die Arbeitszeit übermäßig auszudehnen, worunter er selbst ja am meisten gelitten hätte. Der Knecht aß mit ihm aus einer Schüssel; es war doch nicht der Mühe wert, für den einen besonders zu kochen: ging es dem Meister gut, so auch dem Knechte, beider Interesse war in hohem Grade identisch. Der Geldlohn spielte daneben in den Anfängen der Warenproduktion nur eine geringe Rolle, nicht selten teilten Meister und Knecht den Erlös aus der Arbeit.

Bei den Straßburger Webern herrschte die Sitte, daß der Knecht mit dem Meister auf den dritten oder den halben

Pfennig arbeitete, ein Drittel oder die Hälfte der Entlohnung der gemeinsamen Arbeit erhielt. (Schmoller, a. a. O., S. 416.) Dasselbe finden wir bei den Goldschmieden in Ulm, nach der Ordnung von 1364. (Stahl, a. a. O., S. 332.)

Anlässe zu Zwistigkeiten, die nicht rein persönlicher Natur waren, sondern aus dem Klassengegensatz entsprangen, kamen unter solchen Umständen kaum vor.

Alles das änderte sich, sobald die Zahl der Gesellen in einem Betrieb eine größere wurde. Vier oder fünf Gesellen bei der Arbeit zu überwachen, war nicht so einfach, wie einen. Der Meister wurde immer mehr aus einem Vorarbeiter ein *Antreiber*, der aus den Gesellen soviel Arbeit als möglich herauszupressen suchte. In dem Maße, in dem deren Arbeitslast wuchs, wurde die seine erleichtert. Wurden der Knechte sehr viele beschäftigt, dann genügte ihre Arbeit allein, nicht bloß sie selbst zu erhalten, sondern auch dem Meister ein hübsches Einkommen zu gewähren. Mitunter wurde diesem selbst die Arbeit des Antreibens zu lästig; er entledigte sich ihrer durch Einführung des *Stücklohnes*, der sich vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an entwickelt. Namentlich beim Weberhandwerk läßt sich dessen zunehmende Ausbildung verfolgen.* Und schon im fünfzehnten Jahrhundert fand man es mitunter nötig, zu verbieten, daß der Meister nicht selbst arbeite.

Je weniger der Meister selbst mitarbeitete, je mehr er darauf angewiesen war, daß seine Knechte Mehrwert für ihn erarbeiteten, desto größer sein Bemühen nach Verlängerung ihrer Arbeitszeit. An der *täglichen* Arbeitszeit scheint freilich kaum gerüttelt worden zu sein, wohl aber machte sich das Bestreben nach Abschaffung des *blauen Montags* und nach Einführung der Arbeit an den zahlreichen Feiertagen, ja selbst an Sonntagen, immer mehr geltend.

* Schanz, Gesellenverbände, S. 109.

In Sachsen erließ Herzog Heinrich 1522, unmittelbar vor dem Ausbruch des Bauernkriegs, ein scharfes Mandat, worin er das Arbeiten an Feiertagen verbot, dafür aber auch erklärte, es sei den Gesellen nicht gestattet, den „freien" oder „guten Montag" zu halten. (C. W. Hering, Geschichte des sächsischen Hochlandes, Leipzig 1828, II, S. 31.) — Als die Schneidergesellen in Wesel 1503 streikten, konstatierte der Bürgermeister auf der Zunftstube, die Schneidergesellen seien ein gar unruhiges Volk, „aber auch die Meister haben viel Schuld, denn sie wollen nicht, wie der Geselle wohl verlangen kann, dreimal des Tages ordentlich zu essen geben, und bürden zu viel Arbeit auf". Er drohte den Meistern mit Strafe, wenn sie auch fernerhin „an Sonn- und Feiertagen morgens bis zum Amt (Messe)" arbeiten ließen und den Lehrjungen „Haarfuchsen gäben oder sie gar mit Fäusten schlügen". Diese bürgermeisterliche Rede finden wir bei Janssen verzeichnet (a. a. O., I, S. 337). Zu seiner Zunftidylle paßt sie schlecht.

Hand in Hand mit dem Streben nach Vermehrung der Arbeitslast ging das nach Verschlechterung der Kost und Minderung des Lohnes der Knechte. Galt es, vier bis fünf Gesellen und zwei und mehr Lehrjungen zu verköstigen, da lohnte es schon, für diese eigens zu kochen. Damit war die Möglichkeit gegeben, an ihrer Kost zu „sparen", ohne dem Wohlleben der Meistersfamilie den geringsten Abbruch zu tun. Was Janssen und seinen Gesinnungsgenossen so traulich und gemütvoll erscheint, die Zugehörigkeit des Gesellen zur Familie des Meisters, wurde zu einem Hebel der Ausbeutung des ersteren.

Noch mehr als an der Kost suchten natürlich die „sparsamen" Meister am Lohne abzuzwacken. Der Drang nach Lohnherabsetzungen ist unter sonst gleichen Umständen um so größer, je größer die Zahl der beschäftigten Lohnarbeiter. Arbeitet man nur mit einem, dann fallen ein paar Pfennige täglich mehr oder weniger nicht ins Gewicht; beutet man

hundert aus, dann beträgt die Differenz täglich ebenso viele Mark, im Jahre wächst sie zu Tausenden von Mark an. In kleinerem Maßstab äußerte sich die Wirkung dieses Verhältnisses bereits im Ausgang des Mittelalters. Freilich, davon war man noch weit entfernt, daß ein Unternehmer in der Industrie Hunderte von Lohnarbeitern beschäftigte. Hielt einer sechs bis sieben Gesellen, so überstieg er in der Regel gar sehr das normale und erlaubte Maß. Immerhin genügte schon das, den Drang nach Lohnherabsetzungen viel stärker wirken zu lassen als in der Zeit, wo das Handwerk noch nicht „blühte" und nur wenige Handwerker überhaupt in die Lage kamen, auch nur einen Gesellen zu halten.

Auf der anderen Seite aber wuchs das Bestreben der Knechte, den Lohn zu erhöhen, in Deutschland namentlich infolge der Preisrevolution, die eine Folge des raschen Anwachsens der Ergiebigkeit der Silber- und Goldbergwerke im fünfzehnten Jahrhundert und ein Vorläufer der viel gewaltigeren war, die im Verlauf des sechzehnten Jahrhunderts durch die Erschließung der Metallschätze Amerikas hervorgerufen werden und das ganze zivilisierte Europa treffen sollte. Neben der Umwälzung in der Produktion der Edelmetalle waren auch die Monopole der Handelsgesellschaften an der Preissteigerung schuld. Gleichzeitig wuchs aber auch der Luxus, wuchsen die Bedürfnisse in allen Ständen, auch bei den Handwerksmeistern. Kein Wunder, daß die Knechte, die mit diesen lebten und die nicht lange vorher fast ihresgleichen gewesen waren, ebenfalls danach trachteten, an dem allgemeinen Aufschwung teilzunehmen.

Gerade in Beziehung auf die Lohnfrage wurden daher im fünfzehnten Jahrhundert und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die Gegensätze zwischen Meistern und Gesellen immer schroffer.

Dies im Verein mit den anderen Gegensätzen, auf die wir schon hingewiesen, führte dazu, daß die Kämpfe zwischen Meistern und Gesellen, die schon im vierzehnten Jahrhundert

beginnen, immer zahlreicher und erbitterter werden, je mehr wir uns dem sechzehnten Jahrhundert nähern.

Unsere Zunftschwärmer und Romantiker setzen gern der kapitalistischen Industrie das zünftige Handwerk entgegen als eine Produktionsweise, die das Eldorado der Arbeiter bedeutete und von Klassenhaß nichts wußte. Erst der Kapitalismus oder, wie man in Halbasien sich auszudrücken pflegt, das „Judentum" habe die „Ethik" aus dem Wirtschaftsleben vertrieben und die Drachensaat des Klassenhasses gesät. Aber bereits die Innungsmeister und Grundbesitzer des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zeigen sich weit entfernt von der gerühmten paradiesischen Unschuld der vorkapitalistischen Zeit, von den folgenden Jahrhunderten zu schweigen, in denen ja der kapitalistische Sündenfall bereits seine Wirkungen geltend machte. Die „Blüte" des zünftigen Handwerks beruhte bereits auf der Ausbeutung von Lohnarbeitern und erzeugte die erbittertsten Klassenkämpfe.

Sehr richtig sagt Schanz in seinem vortrefflichen Buche, das der „ethischen" Schönfärberei der „historischen" Schule in bezug auf das Gesellenwesen einen gewaltigen Stoß versetzt: „An diese Tatsache (die Arbeiterschinderei) sollte man auch denken, wenn man von dem großen Aufschwung der gewerblichen Arbeit und dem allgemeinen Wohlstand der Handwerker im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert spricht, wie Schönberg (Zunftwesen, S. 76); denn es ist doch kaum zu bezweifeln, daß dieser Wohlstand der Meister zum großen Teile nur der unvollständig gelohnten Arbeit und dem Schweiße der sorgenvoll in die Zukunft blickenden Gesellen zu verdanken war." (Gesellenverbände, S. 21.)

So mächtig die Zünfte auch waren und so stolz auf ihre Autonomie, ihre Selbständigkeit, sie verschmähten es nicht, zur Unterdrückung der Gesellen die „Staatshilfe" in Anspruch zu nehmen. Im fünfzehnten Jahrhundert (in England bereits im vierzehnten) wurden schon zahlreiche Lohntaxen

erlassen, von den Obrigkeiten, dem städtischen Rat oder dem Landesherrn, wenn die Stadt einem solchen unterstand. Auch Taxen für ein ganzes Land, sowohl für Handwerker wie für ländliche Arbeiter, finden wir bereits. Nur eine sei hier angeführt, deren Einleitung sehr charakteristisch ist. Sie bildet einen Teil der „Landesordnung", welche die Herzoge Ernst und Albert 1482 für Sachsen erließen. Es heißt da: „Es sind von den Prälaten, Herren, Ritterschaft und Städten viele Klagen eingelangt, wie die Untertanen in großem Fall, Abnehmen und Verderben ständen, welches aus der schweren Münze, dem unmäßigen Gesinde- und Handwerkslohn und der in allen Ständen überhand genommenen überflüssigen Kost an Essen, Getränken und Kleidung, bei den Städten aber vornehmlich daher komme, daß sie ihrer bürgerlichen Händel, als Mälzen, Brauen und Bierverkaufen, worauf doch der größte Teil ihrer Nahrung stände, durch etliche Prälaten und den Adel, der sich das angenommen,* auch durch die Handwerker auf den Dörfern beraubt (?) würden, das doch nicht sein sollte, ihnen auch nicht zustände und vor alters also nicht Herkommens wäre. Zuvörderst wäre also, nach reiflicher Überlegung, zur Bezahlung der Gesinde- und Handwerkslöhne eine Scheidemünze von geringerem Gehalt gefertigt und ausgegeben worden."** Ferner sollte künftighin niemand seine Knechte anders denn in inländisch Gewand kleiden; außer Hosen-, Kogeln-, Koller-, und Brustlatztuch, das möchte ein jeder kaufen und geben, wie gut er wolle. So aber ein Herr oder Edelmann seinem Knecht nicht Schuhe oder Kleider, sondern ein genannt Geld gäbe, so möge er einem urbaren

* Der sächsische Adel hatte also damals schon begonnen, sein Einkommen durch eine ländliche Industrie zu erhöhen. Da der Kartoffelsusel noch unbekannt war, warf er sich auf die Bierbrauerei.

** Dies einfache landesväterliche Verfahren, die Arbeiter bei der Lohnzahlung übers Ohr zu hauen, dürfte den Neid und die Bewunderung manches modernen Bimetallisten erregen.

Knecht 5 Schock und einem Stallknecht 4 Schock neue Groschen geben." Nun kommt eine Lohntaxe für Landarbeiter, dann heißt es weiter: „Einem Handarbeiter mit Kost wöchentlich 9 neue Groschen, ohne Kost 16 Groschen. Denen Werkleuten sollte zu ihrem Mittag- und Abendmahle nur vier Essen, an einem Fleischtag eine Suppe, zwei Fleisch und ein Gemüse; auf einen Freitag und andere Tag, da man nicht Fleisch isset, eine Suppe, ein Essen grüne oder dörre Fische, zwei Zugemüse; so man fasten müsse, fünf Essen, eine Suppe, zweierlei Fisch und zwei Zugemüse und hierüber 18 Groschen, den gemeinen Werkleuten aber 14 Groschen wöchentlicher Lohn gegeben werden; so aber dieselben Werkleute bei eigener Kost arbeiteten, so solle man dem Polierer über 27 Groschen und dem gemeinen Maurer usw. die Woche über 23 Groschen nicht geben."*

Welchem Arbeiter des Jahrhunderts des Dampfes und der Elektrizität wässert nicht der Mund nach dem zwangsmäßig dekretierten „Fasten" des „finstern" ausgehenden Mittelalters! Die obrigkeitlichen Beschränkungen der Löhne und der Kost gehören denn auch zu den Tatsachen, aus denen Janssen und Konsorten triumphierend deduzieren, wie glücklich und behaglich die Arbeiter in der vorkapitalistischen Zeit gelebt hätten.

Diese Bestimmungen sind allerdings vernichtend für die liberale Legende von Segnungen, mit denen die moderne Zivilisation die Proletarier überschüttet. Sie beweisen jedoch keineswegs, daß die Lohnarbeiter zu jener Zeit sich besonders zufrieden gefühlt hätten. Um die Lage einer Klasse zu begreifen, genügt es nicht, sie an sich zu kennen; man muß sie vergleichen mit der Lage der anderen Klassen, mit den allgemeinen Bedürfnissen der Zeit. Heute wird

* Hunger, Geschichte der Abgaben, S. 22. Vergleiche die Lohntaxe für Handwerker des Rates zu Freiberg (1475), bei Hering, Geschichte des sächsischen Hochlandes, II, S. 17.

im allgemeinen ein geringerer Kleiderluxus getrieben, namentlich von den Männern, heute wird auch im allgemeinen weniger gegessen. Uns erscheint ein Mittags- und Abendbrot, wie es in der sächsischen Landesordnung von 1482 vorgeschrieben ist, höchst ausgiebig. Angesichts der kolossalen Mengen, die man damals zu genießen gewohnt war, nimmt es sich dagegen etwas dürftig aus.

Das ganze Mittelalter hielt viel auf gutes und reichliches Essen und Trinken. Nur einige Beispiele aus unzähligen, die uns gerade in die Hand kommen. Gelegentlich der Vermählung von Ottokar Premysls II. Nichte Kunigunde mit dem ungarischen Prinzen Bela, die 1246 an der Donau bei Wien stattfand, wurden aus „Österreich, Steiermark und Mähren allerlei Vorräte in unglaublicher Menge herbeigeschafft: Fünf Futterhaufen schoberte man auf, jeder so groß wie die größte Kirche; Mastvieh großer und kleiner Art bedeckte die ganze Donauinsel und die nahe gelegene Heide; Wildbret und Geflügel war eigentlich zahllos vorhanden; an 1000 Muth Weizen zu Brot und Wein so viel, daß er für die Bevölkerung von zwei Ländern mehrere Tage lang ausgereicht hätte." (F. Palacky, Geschichte von Böhmen, Prag 1866, II, 1, S. 188.) Das gemahnt fast an eine Rabelaissche Schilderung. 1561 wurden bei der Hochzeit Wilhelms von Oranien verzehrt: 4000 Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Roggen, 13000 Scheffel Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier. Bei dem großen Leichenmahl nach dem Tode Albrechts von Bayern, 1509, gab es nicht weniger als 23 Gänge. Bei einem als besonders bescheiden angezeigten Hochzeitsmahl eines 1569 zum Protestantismus übergetretenen Abtes (bei Helmstedt) verzehrten 110 Personen 2 Ochsen, 3 Schweine, 10 Kälber, 10 Lämmer, 60 Hühner, 120 Karpfen, 10 Hechte, einen Zuber voll Flammfische, eine Vierteltonne Butter, 600 Eier und zwei süße Milchkäse. (A. Schlossar, Speise und Trank vergangener Zeiten in Deutschland, Wien 1877, S. 33, 35.)

Will man die Lage einer Klasse begreifen, so genügt es aber auch nicht, sie mit den anderen Klassen ihrer Zeit zu vergleichen. Der Charakter einer Gesellschaft wird weniger bestimmt durch ihren augenblicklichen Zustand als durch die Richtung ihrer Entwicklung. Nicht so sehr das Elend an sich macht unzufrieden, als vielmehr das Elend, in das man hinabgedrückt wird, oder in dem zu verharren man gezwungen ist, indes andere daneben zu Wohlleben aufsteigen. Und je rascher die Entwicklung vor sich geht, desto schärfer machen sich ihre Tendenzen fühlbar, desto energischer reagieren dagegen die durch sie verletzten Interessen, desto heftiger sind die gesellschaftlichen Kämpfe. Das Elend war vor der französischen Revolution in Deutschland größer als in Frankreich, und doch fand die Umwälzung ihren Ausgangspunkt in dem letzteren Lande, weil die ökonomische Entwicklung dort rascher vor sich ging. Seit 1870 ist Deutschland derjenige europäische Staat, in dem die ökonomische Entwicklung am schnellsten vorwärtsschreitet: dort und nicht in England ist der Hauptsitz der sozialdemokratischen Bewegung; wohl sind in letzterem Lande die sozialen Gegensätze viel größer, aber seit einigen Jahrzehnten ist ihre Zunahme eine verhältnismäßig langsame. Das Land, in dem die ökonomische Entwicklung heute am schnellsten vor sich geht, sind die Vereinigten Staaten; es ist nicht unmöglich, daß in einem bis zwei Jahrzehnten der Schwerpunkt der sozialistischen Bewegung sich dorthin neigt, obwohl in Amerika die Lage der Arbeiter im Durchschnitt besser ist als anderswo.

Von einer Entwicklung erfahren wir nun bei unseren Kulturhistorikern sehr wenig. Unsere liberalen Historiker beweisen den Arbeitern haarscharf, wieviel Ursache sie haben, glücklich zu sein, da sie sich, dank der Maschine, den Luxus von Strümpfen und Taschentüchern erlauben können, die ehedem selbst den mächtigsten Monarchen versagt blieben. Die Konservativen bringen uns einige Speisezettel, Lohntaxen

und Kleiderordnungen aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert und sagen: so glücklich waren Bauern und Arbeiter in der guten alten Zeit, als die Zünfte blühten und die Kirche das gesellschaftliche Leben beherrschte. Ein anderes Bild würde sich herausstellen, wenn die einen wie die anderen uns zeigen wollten, in welcher Richtung die Entwicklung heute geht und vor 400 Jahren ging. Sie müßten uns sagen, daß damals wie heute das Bestreben der ausbeutenden Klassen dahin ging, die arbeitenden Klassen immer tiefer ins Elend hinabzudrücken. Wohl gelang es damals wie heute manchen besonders begünstigten Teilen der arbeitenden Klassen vorübergehend, nicht nur das Herabgedrücktwerden zu verhindern, sondern sogar vielfach eine Verbesserung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen zu erkämpfen; aber wenn auch ihre Lebenshaltung sich hob, so doch längst nicht in dem Grade wie die der ausbeutenden Klassen: der Pfaffen, der höheren Adligen, Kaufleute und Meister. Ihr Anteil an dem Produkt ihrer Arbeit und an den Errungenschaften der Kultur wurde immer kleiner.

Trotz aller Braten und Samtröcke der Handwerksgesellen finden wir in ihren Reihen keineswegs jene „blühende Wohlhabenheit" und „Behaglichkeit", jene Abwesenheit von „Neid und Mißgunst gegen Höherstehende", jene vergnügte Zufriedenheit, von der Janssen uns vorschwärmt, sondern das gerade Gegenteil.

6. Die Gesellenverbände.

Ein Kampf größerer Massen, also auch ein Klassenkampf, kann nicht geführt werden ohne eine Organisation. Auch die Gesellen wurden dazu gedrängt, sich eine solche zu geben.

Sie bedurften deren um so mehr, je blutiger die Klassenkämpfe waren, die sie zu führen hatten. In Danzig wurden noch 1385 streikenden Knechten die Ohren abgeschnitten. (Schmoller, a. a. O., S. 453.) Von dergleichen Dingen er-

zählt Janssen nichts. Es hätte auch zu seiner Idylle schlecht gepaßt. Und doch geschah es zu einer Zeit, wo die Zünfte noch gut katholisch und ganz vom Geiste „christlicher Bruderliebe" erfüllt waren.

Anfänglich waren die Vereinigungen der Gesellen nur vorübergehender Natur, Verbindungen zu Gelegenheitszwecken. Die erste derartige Gesellenverbindung in Deutschland ist bezeugt aus dem Jahre 1329 zu Breslau, wo die Gürtlerknechte sich vereinigt hatten, ein Jahr lang alle Arbeit einzustellen. (Stahl, a. a. O., S. 390.)

Aber bald finden wir auch festere Vereinigungen der Gesellen.

Es ist natürlich, daß die Gelegenheiten, welche die Knechte eines Handwerks in einer Stadt zusammenführten, auch den Anstoß zu ihren Vereinigungen boten und deren Charakter beeinflußten. Solche Gelegenheiten des Zusammenkommens bot im Mittelalter die Kirche und die Trinkstube, mitunter auch der Krieg. Manche der weltlichen Gesellschaften sollen daraus entstanden sein, daß die Handwerksmeister sich dem Kriegsdienst entzogen und an ihrer Stelle die Gesellen entsandten, die aus der Zunftkasse besoldet wurden. Die Gesellen behielten dann auch im Frieden ihre kriegerische Organisation gern bei. Ein Beispiel einer derart entstandenen Gesellschaft ist uns nicht bekannt geworden.

Die vorwiegende Form der Gesellenorganisation war die der kirchlichen Brüderschaften, daneben die der Trinkstuben. Die ersteren dienten vorwiegend zu Unterstützungszwecken, die Trinkstuben waren die Herde des Widerstandes gegen Meister und Obrigkeiten, doch waren die Funktionen beider Arten von Vereinigung nicht streng getrennt; auch die kirchlichen Brüderschaften wurden oft zu Widerstandskassen.

Die ersten Brüderschaften der Gesellen finden wir in Deutschland zu Anfang des fünfzehnten, vielleicht schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts bei den Webern. Schon

1389 ist von einem Büchsenmeister der Weberknechte in Speier die Rede, was das Bestehen einer Unterstützungskasse voraussetzt. In Ulm hatten die Weberknechte bereits 1402 eine Bruderschaft, die zwei Betten für arme Gesellen im Hospital unterhielt und außerdem eine Begräbniskasse bildete.

Zur Charakterisierung einer solchen Bruderschaft seien die Artikel einer solchen hier wiedergegeben, deren Genehmigung die Leinweberknechte von Straßburg 1479 erlangten. Dieselben lauten (in modernes Deutsch übertragen — bei Schmoller, a. a. O., S. 93, findet man sie im Urtext abgedruckt):

„Wir Hans Gerbott, der Meister, und die Fünfmannen des Weberhandwerks zu Straßburg tun kund allen denen, die diesen Brief ansehen oder verlesen hören, daß vor uns gekommen sind die ehrbaren Hans Blesing und Martin Schuster von Wißhorn, zuzeiten Büchsenmeister (Kassierer) der Leinweberknechte zu Straßburg, daß sie eine Forderung getan und begehrt, wir sollten ihnen gönnen und bestätigen diese hier geschriebenen Punkte, Stücke und Artikel . . .

„Sie sollen haben ihre Bruderschaft für ewige Zeiten im großen Spital zu Straßburg und nirgend anderswo, und sollen dort nun und in künftigen Zeiten bleiben. Sie sollen alle halbe Jahr zwei Büchsenmeister wählen, das ist zu der Weihnachtfronfasten (Quatember) zwei neue und zu der Pfingstfronfasten zwei andere neue; und wenn diese Büchsenmeister eingesetzt werden, sollen sie schwören, der Büchse unserer lieben Frau (dem Vereinsvermögen) Nutzen zu schaffen, Schaden abzuwenden, sofern sie können oder mögen ohne Gefährdung. Wer zum Büchsenmeister gewählt wird und ablehnt, soll ein halbes Pfund Wachs Strafe zahlen, und es soll bei der Wahl bleiben, wie er sich auch sträuben mag, doch vorbehaltlich der Zustimmung der Meisterschaft. Wenn die Büchsenmeister alle vierzehn Tage herumgehen, den Wochenpfennig zu sammeln, so sollen sie bei der Gelegenheit nichts aus der Büchse verzehren. Wenn ein Geselle der

Bruderschaft zwei Pfennig schuldig bleibt und sie nicht gibt, wenn die Büchsenmeister bei ihrem Umgang sie fordern, der zahlt zwei Pfennig Strafe. Man soll auch fernerhin kein Geld mehr aus der Bruderschaftsbüchse leihen, außer wenn einer krank wird, aber auch dann nur mit Zustimmung der Meister und gegen ein Pfand, das besser ist denn das Geld, das sie wegleihen. Ein jeder Gesell soll an jedem Fronfasten einen Pfennig in die Bruderschaftsbüchse geben und auch einen guten Straßburger Pfennig opfern; wäre es aber, daß ein Gesell um die Zeit nicht in der Stadt sei, so soll er doch seinen Pfennig geben, sobald er in die Stadt kommt." Es folgen nun Bestimmungen über den Kirchgang, geweihte Kerzen und dergleichen, dann fahren die Statuten fort: „Welcher Gesell fremd herkommt und niemals früher hier gearbeitet hat, der mag wohl acht oder vierzehn Tage unbehelligt arbeiten. Bleibt er aber länger, so soll er zwei Pfennig Stuhlfest (Einlage) geben und danach mit der Bruderschaft, wie recht ist, dienen. Wollen die Gesellen gegen die Meister vor Gericht gehen, so sollen sie die Kosten aus ihrem Säckel bestreiten und nicht aus der Bruderschaftsbüchse." Wieder kommen Bestimmungen über geweihte Kerzen und dann Strafbestimmungen: „Welcher Gesell den Büchsenmeistern die Stuhlfest oder den Wochenpfennig vorenthält, der soll nicht mehr hier arbeiten, er hat es denn bezahlt oder es leiste ein guter Gesell die Zahlung für ihn; geschieht das nicht, dann soll man ihn aufschreiben und alle Fronfast der Gesellenversammlung verkünden.

„Die Büchsenmeister sollen ihre Rechnung vor der Gesellenversammlung ablegen und bei ihrem Eid nicht mehr als einen Schilling aus der Büchse nehmen. Auch sollen die Büchsenmacher bei ihren Eiden den Wochenpfennig wie das Fronfastengeld von einem Bruder nehmen wie von anderen. Man soll auch alle Fronfast die Messe allen Brüdern und Schwestern verkünden und für sie beten, sie seien tot oder lebendig. Sollte es vorkommen, daß ein Bruder krank

werde, was Gott lange abwenden wolle, und in das Spital käme, so soll man ihm jeden Tag einen Pfennig geben aus der Bruderschaftsbüchse. Sollte ein Gesell mit dem Tode abgehen, was Gott lange abwenden möge, und in eines Meisters Haus oder anderswo in der Stadt und außerhalb des Spitals enden, so sollen die Büchsenmeister allen Gesellen gebieten, ihn zu Grabe zu bestatten, bei zwei Pfennig Strafe.

„Die ledigen Leinweberknechte sollen hinfort alle in der Bruderschaft dienen."

Die Bruderschaft war also im wesentlichen eine obligatorische Kranken- und Begräbniskasse.

Den Zünften und den städtischen Obrigkeiten waren die Brüderschaften ein Dorn im Auge. Man konnte sie nicht gut unterdrücken, ihres kirchlichen Charakters wegen; auch wurden sie immer unentbehrlicher, je mehr die Zahl der Gesellen wuchs und deren Kranken- und Begräbnisversicherung an Bedeutung gewann. Die Übertragung solcher Versicherungen auf die Zünfte hätte diese schwer belastet. Der Kampf gegen die Brüderschaften nahm daher meist die Form an, daß man sie auf das bloße Unterstützungswesen zu beschränken und der Kontrolle der Zunft und der Obrigkeit zu unterwerfen suchte.

Neben den Brüderschaften entwickelten sich die Trinkstuben. Diese Einrichtung übernahmen die Gesellen von den Meistern. Jede Zunft hatte ihre Trinkstube. „Diese Trinkstuben heckten die Kämpfe zwischen Zünften und Patriziern aus; sie waren der Hort des demokratischen Treibens." (Stahl.) Die Gesellen tranken ursprünglich mit den Meistern zusammen. Aber je mehr die Gegensätze auf beiden Seiten sich zuspitzten, auch der Hochmut auf Seite der Meister den Gesellen gegenüber zunahm, desto mehr isolierten sich die Gesellen, halb freiwillig, halb getrieben, und bildeten eigene Trinkstuben. Und die Rolle, welche die Trinkstuben der Zünfte in den Kämpfen gegen die Patrizier spielten, dieselbe Rolle

begannen nun die Trinkstuben der Gesellen gegenüber den Zünften zu spielen. Kein Wunder, daß sich um die Trinkstuben in den Städten zur Zeit des ausgehenden Mittelalters die erbittertsten Kämpfe entspannen. Die städtischen Obrigkeiten suchten sie gänzlich zu unterdrücken. Mitunter, wo noch ein Gegensatz zwischen den Zünften und dem Stadtregiment, dem Rat bestand und in diesem noch die Patrizier maßgebend waren, wurden die Trinkstuben auch der Handwerksmeister verboten, mitunter nicht die aller Handwerker, sondern bloß derjenigen, die es nicht zu einer zünftigen Organisation gebracht hatten. Überall aber finden wir im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Trinkstuben der Gesellen verpönt. Immer und immer kehren diese Verbote wieder.

Die bereits öfters erwähnten Werke Schmollers und Büchers bringen reichliche Belege für den Feldzug gegen die Trinkstuben in Straßburg wie Frankfurt und auch anderwärts. „Wie man in Mainz, Worms, Speier und Frankfurt 1421 den Versuch machte, alle Trinkstuben der Knechte zu verbieten und diese schwören ließ, nur zu kirchlichen Zwecken zusammenzukommen, wie man in Konstanz 1390 und 1423 jede genossenschaftliche Verbindung der Knechte verpönte, so geschah es allerwärts. Und den Höhepunkt dieser ganzen Bewegung sehen wir in der Straßburger Knechteordnung von 1465. Durch Verhandlung verschiedener Städte zustande gekommen und nicht bloß in Straßburg, sondern auch in mitvertragenden Städten veröffentlicht, sollte sie ein für allemal den Unruhen ein Ende machen.*

Diese „Knechteordnung", ein „Sozialistengesetz" unserer Vorväter vor vierhundert Jahren, verdient in ihren wesentlichsten Bestimmungen wiedergegeben zu werden. Sie lautet:

* Schmoller, a. a. O., S. 525. Über die Kämpfe gegen die Gesellenschaften Nürnbergs handelt eingehend Bruno Schönlanks Schrift „Soziale Kämpfe vor dreihundert Jahren", Leipzig 1894.

„Dies ist der Städteboten, sowohl der oberländischen wie der niederländischen, Meinung, so auf den Montag nach dem Sonntag Jubilate zu Straßburg von der Handwerksknechte und anderen dienenden Knechte wegen beieinander gewesen sind, und hat man sich dahin vertragen, daß das gehalten werden soll, wie hiernach geschrieben steht:

„Des ersten sollen hinfort nimmermehr Handwerksmeister oder Knechte sich zusammen verbinden, vereinen oder verheften, keine Bündnisse machen, kein Gebot oder Verbot untereinander halten ohne den Urlaub und die Erlaubnis der Meister und des Rates einer jeglichen Stadt, in der sie dann sitzen.

„Und dann sollen hinfort alle dienenden Knechte, sie mögen Rittern, Knechten oder Bürgern dienen, so in den Städten ansässig sind, über die man zu gebieten hat, und auch alle Handwerksknechte, so in den Städten dienen, geloben und schwören, den Bürgermeistern und dem Rat derselben Stadt gehorsam zu sein, ihrem Gericht sich zu unterwerfen, nirgend anderswo Recht suchen zu wollen.

„Es sollen auch die Handwerksknechte hinfort den Meistern ihres Handwerks keine Knechte mehr verbieten und keinerlei Sache noch keinen Knecht mehr vertrinken," das heißt das Streiken, das Inverruferklären oder „Schelten" von Meistern und das Ächten von Streikbrechern ist verboten. Derselbe Paragraph verlangt weiter, der Knecht solle seine Streitigkeiten mit Meistern oder anderen Knechten vor der Meisterschaft seiner Stadt austragen und sich deren Urteil fügen, es sei denn, die Sache gehöre vor den Rat. Jeder Meister, der einen Knecht aufnimmt, soll ihn binnen acht Tagen dem Zunftvorsteher anzeigen und dieser ihm den Eid abnehmen lassen, sich stets dem Meistergericht zu fügen. Dann wird der Name des neuen Knechtes in ein besonderes Buch eingeschrieben. Der Meister, der die vorgeschriebene Anzeige binnen acht Tagen unterläßt, zahlt für jeden Tag Versäumnis fünf Schilling. Recht nette Anfänge einer polizeilichen Überwachung der Gesellen!

Der folgende Paragraph bestimmt, Handwerksknechte und andere dienende Knechte sollten keine Messer tragen, außer wenn sie über Land gehen.

„Und welcher Knecht sich wid r diese vorgeschriebenen Stücke, Punkte und Artikel setzt und ihnen nicht nachleben will, den sollen alle anderen Meister in diesem Kreise nicht aufnehmen zum Knecht, noch ihn in Haus oder Hof aufnehmen, wenn das verkündet worden, und welcher Meister sich dagegen vergeht, zahlt vier Gulden Strafe." Von den Geldstrafen fällt die Hälfte dem Rat, die andere Hälfte der Zunft zu.

Keine der verbündeten Städte darf diese Ordnung ohne Zustimmung der anderen ändern.

Es sollen alle Dienstknechte und die nicht Bürger zu Straßburg sind, „nachts in unserer Stadt nicht auf Schleichwegen gehen". Von Ostern bis Michaeli dürfen sie nicht nach 10 Uhr, von Michaeli bis Ostern nicht nach 9 Uhr abends auf der Straße sein, außer im Dienste der Herrschaft oder Meisterschaft. Der Übertreter wird mit dreißig Schilling Geldstrafe oder vier Wochen im „Turm" bei Wasser und Brot gebüßt.

Alle Dienstknechte sollen nach den oben angegebenen Zeiten auch nicht in Wirtshäusern oder Gärten zusammenkommen. Die dafür angedrohte Strafe ist die gleiche wie oben.

Wirte sollen ihre Häuser nicht verhängen, Knechte nicht aufnehmen nach der erwähnten Zeit, bei fünf Pfund Geldstrafe. „Doch geht dies Herren, Ritterknechte, Kaufleute und Pilger nicht an, die ehrliche und redliche Leute sind.

„Und welcher Knecht so frevelhaft wäre, daß er das hier Vorgeschriebene nicht tun wollte, der soll nimmermehr zu Straßburg dienen ohne Erlaubnis der Meister und des Rates."

Außerdem enthielt die Knechteordnung noch folgende vier Punkte: „1. Es sollen auch alle Handwerksknechte und andere dienende Knechte hinfort keine Trinkstube oder ge-

dingte Häuser oder Gärten, auch keine Gesellschaft mehr haben, in der sie zusammengehen, es sei, zu Ehren und sonst in keinem Weg bedrohlich. 2. Sie mögen auch auf jeden zweiten Sonntag nach jeglichen Fronfasten ein Gebot haben von ihrer Kerzen wegen, doch sollen sie solches Gebot nicht haben, sie hätten denn das vor einem Zunftmeister (Zunftvorsteher) verkündet; der soll dann einen oder zwei, die da Meister sind des Handwerks, in dem diese Knechte dienen, dazu ordnen und schicken, dabei zu sein. 3. Es sollen auch die Handwerksknechte ihre Leichenbegängnisse auf Feiertage und nicht auf Werktage verlegen. 4. Es sollen auch nicht über drei Dienstknechte noch Handwerksknechte gleiche Kugelhüte, Röcke, Hosen noch andere Abzeichen straflos tragen."

Die Trinkstuben und andere Vereinigungen der Gesellen wurden da also entschieden verboten. Bloß ihre kirchlichen Vereinigungen (wohl nicht bloß „ihrer Kerzen wegen", sondern auch zu Unterstützungszwecken) blieben erlaubt, wurden aber der Kontrolle der Meister unterstellt.

Die letztgenannten vier Bestimmungen finden sich jedoch in der Knechteordnung von 1473 nicht mehr, die sonst mit der von 1465 übereinstimmt. Es ist die Redaktion von 1473, erhalten im Tucherbuch von 1551, die wir oben abgedruckt (in modernes Deutsch übertragen nach dem bei Schmoller mitgeteilten Original, a. a. O., S. 208 ff.).

Also bereits binnen acht Jahren mußten die drakonischsten Bestimmungen dieses „Sozialistengesetzes" wieder aufgehoben werden, und auch die anderen erwiesen sich als unwirksam.

Und so ging es überall. Kurz nach 1400 verbot der Rat zu Frankfurt Taglöhnern und Dienstknechten, Trinkstuben zu halten. Wer ihnen trotz des Verbots ein Haus oder eine Stube als Trinkstube herleihe, solle mit der hohen Strafe von täglich einem Gulden belegt werden. In einer Abschrift dieses strengen Verbots sind elf seitdem erlaubte

Stuben eingetragen, darunter die der Gartenknechte und der Sachsenhäuser Knechte.*

In der Tat, die Verbote stellten sich als unwirksam heraus; überall finden wir im fünfzehnten Jahrhundert die Gesellen im Vordringen, eine der gegen sie aufgerichteten Schranken fällt nach der anderen; sie erringen sich Anerkennung ihrer Verbindungen, der Beitritt zu denselben wird obligatorisch, sie werden eine Macht. Am Schlusse des Jahrhunderts nahmen die Gesellen wohl eine achtunggebietende Stellung ein, und ihre Organisationen leisteten Ansehnliches. Man erhält jedoch von dem Charakter des Zunftwesens im ausgehenden Mittelalter eine ganz andere Auffassung, wenn man zusieht, wie diese Errungenschaften *erkämpft* wurden, als wenn man sie als *Zustand* betrachtet, der aus dem „Geiste" des Mittelalters herausgewachsen und ihm für seine ganze Dauer eigentümlich ist. Das tun aber die meisten Kulturhistoriker; was sich am *Ende* eines Zeitraumes als Ergebnis langer und erbitterter Kämpfe herausstellt, schildern sie als den Zustand während dieses ganzen Zeitraumes.

Daß alle Versuche scheiterten, die Organisationen der Gesellen zu unterdrücken, lag vor allem an der Unentbehrlichkeit der letzteren, an ihrer wachsenden Bedeutung in der städtischen Produktionsweise. Nicht nur wurde die handwerksmäßige Industrie in den meisten Städten die Hauptnahrung, sondern in der Industrie selbst wurden die Gesellen an Zahl und Bedeutung den Meistern gegenüber eine achtunggebietende Macht. Das Gedeihen der Stadt wurde immer abhängiger von den Lohnarbeitern des Handwerks. Stellten diese irgendwo die Arbeit ein, zogen sie weg, dann drohte dem betreffenden Handwerk der Verfall, der betreffenden Stadt schwere Schädigung. Dazu kam, daß die Verhältnisse

* Bücher, a. a. O., S. 135. Vergleiche S. 603, das Verbot von 1421, und S. 609.

das stramme Zusammenhalten der Gesellen sehr begünstigten. Noch waren die Städte nicht groß. Die Bevölkerung Frankfurts 1440 berechnet Bücher auf 8000 Köpfe, die Nürnbergs betrug 1449 20000.* Die Zahl der Knechte dürfte kaum zehn Prozent der Gesamtbevölkerung erreicht haben.**

Bei so kleinen Zahlen war es natürlich, daß die Knechte eines Handwerks innerhalb einer Stadt sich gegenseitig persönlich kannten. Ihr Verkehr wurde noch erleichtert dadurch, daß die Angehörigen des gleichen Handwerks es liebten, alle zusammen in einer Straße zu wohnen, die oft nach dem Gewerbe den Namen erhielt und ihn mitunter bis heute bewahrt hat. Auch war im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert noch nicht die anmutige Gewohnheit aufgekommen, die Arbeiter in den Werkstätten zuchthausmäßig durch vergitterte und weiß verstrichene Fenster von der Außenwelt abzuschließen. Man arbeitete gern, so oft das Klima es erlaubte, auf der Straße vor dem Hause oder wenigstens bei offenen Türen und Fenstern. Da bedurfte es keiner Presse, keiner Versammlungen, um sich über zu tuende Schritte zu verständigen. Und wehe dem, der nicht solidarisch mit den anderen vorgegangen wäre! Er wäre seines Lebens nicht wieder froh geworden. Der einzelne Arbeiter war ja nicht bloß in der Arbeit, sondern auch in geselliger Beziehung ganz auf seine Mitarbeiter angewiesen.

Das Wandern der Gesellen aber machte sie beweglich gegenüber den schwerfälligen Meistern und führte zu einer innigen Verbindung der so stramm solidarischen Gesellenschaften der einzelnen Städte untereinander. Da gab's bei einem Streik keinen Zuzug von außen! Schmoller jammert darüber: „Für die sittliche (!) und geschäftliche Haltung der Gesellenverbände konnte aber die Tatsache, daß die Majorität nicht ortsansässig war, nur ungünstig wirken; sie steigerte

---

* Bücher, a. a. O., S. 196, 34.

** Lamprecht, a. a. O., S. 497.

den Leichtsinn, die Unverantwortlichkeit, den Übermut, das Machtgefühl gegenüber den Meistern. Diese waren an den Ort gefesselt; sie konnten sich, selbst wo die Verbindung der Hauptladen vorhanden war, doch immer nur schwer und langsam mit ihren Kollegen aus anderen Städten verständigen. Die Gesellen hatten jederzeit Verbindungen und Nachrichten überallhin; sie fühlten sich nicht als Bürger der Stadt, in der sie arbeiteten; jahrelang in Bewegung, kam es ihnen nie darauf an, den Ranzen zu schnüren und den Wanderstab zu ergreifen. Mit Pfeifen und Trompeten zogen sie bei Streitigkeiten leichtlich in Massen aus, legten sich in einer benachbarten Stadt auf die faule Haut und verlangten, wenn man mit ihnen Frieden schließen wollte, regelmäßig die Bezahlung ihrer Zeche an diesem Orte. Durch ihre bessere Verbindung und den viel stärkeren Korporationsgeist hielten sie jeden Zuzug ab und blieben so häufig Sieger im Kampf."*

Zu alledem kam noch, daß Weib und Kind sie selten beschwerten. Verheiratete Gesellen waren Ausnahmen, kamen in manchen Gewerben gar nicht vor. Sie gehörten ja zur „Familie" des Meisters, und diese meinten, sie besser ihrer „väterlichen" Zucht unterwerfen und von Trinkstuben fernhalten, sie besser überwachen und durch (verhältnismäßig) schmale Kost und Truck aller Art ausbeuten zu können, wenn man sie im Hause hielt, ihnen das Heiraten versagte. Ein verheirateter Geselle unterlag auch zu sehr dem Drange, sich selbständig zu machen, wenn nicht auf gesetzlichem Wege, als zünftiger Meister, so auf ungesetzlichem, als irgend ein vorstädtischer oder dörflicher „Pfuscher" oder „Störer".

Aber gerade durch ihren ledigen Stand erlangten die Gesellen eine ganz außerordentliche Widerstandskraft; viel mehr als das Wandern dürfte die Ehelosigkeit die von Schmoller

* G. Schmoller, Das brandenburgisch-preußische Innungswesen (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 1. Band, S. 79).

in seiner eben zitierten Darstellung geschilderten Eigenschaften und Vorteile der Gesellen, ihren Trotz, ihre Sorglosigkeit, ihr Selbstbewußtsein begünstigt haben.

Um wieviel schwerer wird dem Proletarier der Kampf heute! Bei jedem Streik, bei jeder Wahl, überall, wo er mit seiner Persönlichkeit für seine Sache einstehen soll, haben Weib und Kind die Konsequenzen seines Handelns mitzutragen. In kleinen Städten, wo die Arbeiter sich leicht auch ohne Presse und Versammlungen verständigen können, sind es die Rücksichten auf die Familie, die den Arbeiter dem Unternehmer botmäßig machen. In großen Städten wieder kennen die Arbeiter einander nicht; um sich zu verständigen, bedürfen sie der Presse, großer Versammlungen und Vereine; die Verständigung von Mund zu Mund genügt nicht mehr, jenen Zusammenhalt, jene Einmütigkeit zu schaffen, die dem zentralisierten übermächtigen Kapital gegenüber noch in ganz anderer Weise notwendig ist, als gegenüber den kleinen Handwerksmeistern: kein Wunder, daß die ökonomischen Kämpfe der Arbeiter heute immer mehr politische Kämpfe werden, daß die Freiheit für sie Brot bedeutet, daß, wer ihnen ihre politischen Rechte nimmt, ihnen ihr Brot nimmt, daß die Verhältnisse allüberall sie zwingen, den Kampf um höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit zu erweitern zu einem Kampf um politische Macht.

Bei den Handwerksgesellen des ausgehenden Mittelalters bis weit in die neuere Zeit hinein finden wir dagegen keine ihnen eigentümlichen politischen Tendenzen. Sie gingen völlig auf in ihren gewerblichen Organisationen, durch die sie ja Erfolge errangen und sich eine Position schufen, wie es heute selbst bei dem Besitz weitgehender politischer Rechte nur wenigen Arbeiterorganisationen unter ausnahmsweise günstigen Umständen, und dann nur vorübergehend, gelungen ist. Selbstverständlich waren nicht in allen Gewerben die Gesellen gleich begünstigt. Es gab schwächere und stärkere, einflußlose und mächtige Organisationen. Zahlreiche Prole-

tarierschichten, solche, die leicht ersetzbar waren, brachten es zu gar keiner Organisation, waren der Willkür der Ausbeuter preisgegeben. An ihnen offenbarte sich weder jener „korporative Geist“ noch die „Idee der Nächstenliebe“, die angeblich im Mittelalter allenthalben grassierten.

Es kam sogar vor, daß Arbeiter, die es im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert zu einer Organisation gebracht hatten, diese wieder verfallen sehen mußten; es waren das ungelernte Arbeiter, Taglöhner, deren Organisationen von dem Andrang nichtzünftiger Konkurrenten vom Lande hinweggeschwemmt wurden. Der Rückgang der Landwirtschaft in den Städten mag dazu mit beigetragen haben. Aber auch nichtlandwirtschaftliche Taglöhner hatten ein solches Schicksal. So sind zum Beispiel die Opperknechte (Bauhandlanger), die Weinknechte und Sackträger in Frankfurt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1387) noch zünftig. Aber neben ihnen finden wir schon einige nichtzünftige Taglöhner, so sechzehn Weinknechte, vier Sackträger, zehn Säger und sechs Stangenträger. 1440 sind die Opperknechte als Zunft nicht mehr vorhanden, die Zunft der Weinknechte fristet noch ein kümmerliches Dasein bis ins fünfzehnte Jahrhundert, die der Sackträger bis in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, aber die nichtzünftigen Elemente kommen neben ihnen immer mehr zur Geltung.

Diese städtischen Proletarier, die es entweder nie zu einer Organisation brachten oder derselben verlustig gingen, sanken immer tiefer, oft absolut, stets relativ im Vergleich zu den organisierten Gesellen. Immer größer wurde die Kluft zwischen beiden Elementen.

7. Die städtische Arbeiteraristokratie.

Je größer die Erfolge der organisierten Handwerksknechte waren, desto mehr fühlten sie sich als eine privilegierte Klasse, als Aristokraten, die ebenso verächtlich auf die unter ihnen

stehenden Proletarier als „unehrliche Leute" herabblickten wie ihre Meister selbst. Ein Geselle, der „unehrliche Leute" in die Trinkstube mitnahm, wurde bestraft. Wer unter solchen zu verstehen war, haben wir oben gezeigt. Bald sträubte sich der Dünkel der organisierten Arbeiter dagegen, mit den anderen Proletariern den gleichen Namen zu tragen. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir überall, daß sie den Namen „Knecht" mit Entrüstung zurückweisen und den Namen „Geselle" in Anspruch nehmen. Man sieht darin gern ein Erwachen des „demokratischen Geistes", einen Versuch, sich den Meistern sozial gleich oder wenigstens ähnlich zu stellen. Wir können diese Auffassung nicht teilen. Gerade solange die Lohnarbeiter Knechte geheißen hatten, waren sie den Meistern sozial viel näher gestanden, denn als „Gesellen". Jetzt waren sie allerdings über Bauern und Proletarier emporgestiegen, aber nicht so schnell wie die Meister, die ihre Ausbeuter und Herren geworden waren. Im vierzehnten Jahrhundert noch hatten die Knechte zusammen mit den Meistern in denselben Trinkstuben getrunken. Im fünfzehnten Jahrhundert hielten es die Meister bereits unter ihrer Würde, mit Knechten an einem Tische zu sitzen. Diese wurden aus den Trinkstuben der Meister verwiesen und hatten lange Kämpfe um eigene Trinkstuben zu führen. Und da soll ihnen die Idee gekommen sein, sich den Meistern mehr ebenbürtig zu fühlen als früher!

Nein, sie schämten sich, mit den anderen Knechten, die nicht nur nicht den allgemeinen Aufschwung mitmachten, sondern vielfach tiefer sanken, in einen Topf geworfen zu werden. Heute finden wir mitunter in Gewerben, in denen die Arbeiter durch ihre gewerkschaftliche Organisation besondere Vorteile errungen haben — meist qualifizierte Arbeiter, denen bisher weder die Maschine noch die Frauenarbeit erhebliche Konkurrenz macht —, da finden wir einen ähnlichen Dünkel wie den, der bewirkte, daß die Gesellen den Knechtenamen verwarfen. Es ist noch nicht lange her, daß gar viele unserer

Schriftsetzer zum Beispiel sich beleidigt fühlten, wenn man sie für „Arbeiter" erklärte. Sie waren „Künstler".

Je mehr die Berufsgenossenschaften der Gesellen in verschiedenen Gewerben leisteten, desto mehr verengte sich der Horizont der darin organisierten Arbeiter. Ihre Genossenschaft als die stärkste und mächtigste von allen zu sehen, nicht bloß gegenüber den Meistern, sondern auch gegenüber den Gesellen anderer Berufe, wurde jetzt ihr einziges Streben. Ihre Organisation entwickelt nicht Klassenbewußtsein, sondern engherzigen Kastengeist voll Eifersüchtelei und kleinlicher Eitelkeit.

Anfangs wurden in die Gesellenvereinigungen eines Gewerbes auch Arbeiter anderer Gewerbe, ja Angehörige anderer Stände aufgenommen, die mit den Gesellen sympathisierten. Das hörte später auf. In die Brüderschaft der Schlossergesellen in Frankfurt wurden zum Beispiel aufgenommen:

Von 1402 bis 1471 1096 Mitglieder, darunter 27 Nichtgesellen
" 1472 " 1524 1794 " " 6 "
" 1402 " 1471 35 Gesellen, die nicht Metallarbeiter waren
" 1472 " 1496 6 " " " "

Von 1496 an wurde überhaupt kein Geselle mehr aufgenommen, der nicht Metallarbeiter war.*

Diese Zahlen könnte man vielleicht auch dadurch erklären, daß sich neben der Schlosserbrüderschaft andere Vereinigungen bildeten, so daß fremde Gesellen es nicht mehr notwendig hatten, in der Organisation der Schlosser eine Stütze zu suchen. Welchen Grad aber die Eifersüchteleien der verschiedenen Gesellschaften untereinander erreichten, dafür zeugen deren unzählige Streitigkeiten. Bald gab es kaum ein empfindlicheres Ding als die „Standesehre" der Gesellen; sie war fast so zart und gebrechlich wie heute die eines Offiziers oder Korpsstudenten. Nicht hochgradiges Ehrgefühl, sondern hochgradiger Dünkel war der Grund dieser Feinfühligkeit.

* Bücher, a. a. O., S. 619.

Bekannt ist jener Fehdebrief der Leipziger Schusterknechte, den sie 1471 zur Wahrung der beleidigten Standesehre der dortigen Universität zusandten. Ebenso selbstbewußt waren die Bäcker und Buben des Markgrafen Jakob v. Baden, die 1470 den Reichsstädten Eßlingen und Reutlingen einen Fehdebrief sandten. 1477 sagte gar der Koch des Herrn v. Eppenstein zu Münzenberg mit seinen Küchengehilfen dem Grafen zu Solms die Fehde an.* Kämpfe von Arbeitern untereinander finden wir dagegen schon im vierzehnten Jahrhundert. So in Straßburg 1350 die Kämpfe der Weberknechte mit den Wollschlägerknechten, 1360 der ersteren mit den Leinweberknechten. Am hartnäckigsten aber zeigten sich wohl die Bäckergesellen von Kolmar, die 1495 einen Streik anfingen, weil der Rat anderen Gesellenschaften, die ebenso kostbare Kerzen angeschafft hatten wie sie, erlaubte, gleich ihnen am Fronleichnamstag neben dem heiligen Sakrament einherzugehen. Zehn Jahre lang streikten sie, bis sie den Sieg über die Stadt und ihre Mitgesellen errangen. Ähnlicher Fälle gibt es eine Unzahl.

Angesichts einer solchen Borniertheit konnten die Gegensätze zwischen Meistern und Gesellen und die daraus resultierenden Kämpfe, so zahlreich, so heftig sie auch waren, dennoch eine einheitliche Arbeiterbewegung nicht erzeugen und ebensowenig Tendenzen zur Umgestaltung der Gesellschaft. Gerade in den kräftigsten und erfolgreichsten Arbeiterorganisationen entwickelte sich nicht nur nicht das Bewußtsein ihrer Solidarität mit den anderen Arbeitern, das Klassenbewußtsein, sondern vielmehr geradezu ein Gegensatz einerseits zu den anderen mit aufstrebenden Organisationen, deren Erfolge man mit neidischem Blicke betrachtete, andererseits zu der anwachsenden Masse des Proletariats, dem es nicht gelang, eine Organisation zu bilden, und das immer tiefer in Not und Elend versank. Erst die kapita-

* C. W. Hering, Geschichte des sächsischen Hochlandes, S. 176.

listische Industrie hat die Organisationen der Gesellen zersetzt, diese selbst sozial degradiert und auf eine Stufe mit den anderen Proletariern gebracht. Erst die kapitalistische Produktionsweise hat so die Vorbedingungen eines einheitlichen Klassenbewußtseins der gesamten Arbeiterklasse geschaffen. Ruft sie auch hier und da neue Arbeiteraristokratien hervor, so doch nicht auf allzu lange Zeit. Ihre Tendenz geht nach Nivellierung der gesamten Arbeiterschaft. Eine der größten Umwälzungen, an der sie jetzt arbeitet, geht dahin, auch die privilegierte Stellung der Kopfarbeiter, des „neuen Mittelstandes" zu vernichten, sie den Handarbeitern sozial gleichzustellen, eine Nivellierung so unerhörter und gewaltiger Natur, daß sie gar manchem weisen Manne heute noch als absurde Utopie erscheint, obwohl sie unter seinen Augen bereits begonnen hat.

Die handwerksmäßige Produktion des Mittelalters wirkte nicht so revolutionär. Die organisierten Gesellen waren ein unruhiges, trotziges Völkchen, geübt in den Waffen, eifersüchtig auf ihr gutes Recht und ihre Standesehre. Viel leichter als die modernen Arbeiter waren sie geneigt, sich selbst ihr Recht zu verschaffen durch Niederlegung der Arbeit, durch Unruhen, wenn es sein mußte, durch Waffengewalt. Ihr Gebaren war viel „radikaler" als das des heutigen Proletariats. Die Mehrzahl unserer Anarchisten erscheint gar fromm im Vergleich zu den verwegenen, losen Gesellen des ausgehenden Mittelalters. Aber das betrifft nur ihr äußerliches Gebaren. Ihre Tendenzen waren höchst zahmer Natur. Der „blaue Montag" war wohl die radikalste ihrer Forderungen. Was sollten sie auch die Umwälzung einer Gesellschaft anstreben, in der sie zu den Privilegierten gehörten, an deren Vorteilen sie teilnahmen, wenn auch nicht in dem Maße wie die Meister oder gar die Kaufleute und Fürsten? Wohl wurde ihr Anteil an diesen Vorteilen verhältnismäßig immer geringer, wohl erregten sie erbitterte Kämpfe um Vermehrung ihres Anteils, aber nie stellten sie

dabei die Gesellschaft in Frage, in der sie lebten. Wohl mochten sie in revolutionären Zeiten mit anderen, weitergehenden revolutionären Elementen zusammengehen. Auch die Zunftmeister taten dergleichen, wo sie mit der „Ehrbarkeit", den städtischen Markgenossen und Kaufleuten im Streit lagen. Aber die einen wie die anderen waren gleich unzuverlässig und ermangelten jeder Ausdauer. Der erste Widerstand, die erste Niederlage genügten, daß sie die Erhebung im Stich ließen, deren Ziele ihnen von vornherein nicht sehr am Herzen gelegen hatten und die sie bloß ausnutzen wollten, ihre augenblicklichen Sonderinteressen zu fördern. Es war dieses mit eine der Ursachen, warum die revolutionäre Erhebung von 1525 so rasch zusammenbrach.

Das Ziel einer neuen Gesellschaft, ein soziales Ideal, haben die Gesellenschaften des ausgehenden Mittelalters sich nicht gestellt.

8. Markgenossenschaft und Bergrecht.

Einen anderen Charakter als die städtischen Handwerksgesellen entwickelten die Bergarbeiter. Im Altertum waren die Bergarbeiter, soweit wir sehen können, ausschließlich unfrei gewesen — Sklaven oder Strafgefangene. Im Mittelalter waren sie freie Männer. Ursprünglich waren sie auch Markgenossen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß das Gebiet jeder Markgenossenschaft in zwei Teile zerfiel, die geteilte und die ungeteilte Mark.

Jede Familie in der Markgenossenschaft erhielt im Dorfe ein Stück Land, auf dem ihr Hof stand (Wohnhaus, Wirtschaftsgebäude und Garten), als Sondereigen. Außerdem wurde das Ackerland, die Feldmark aus der gemeinen Mark ausgeschieden und nach bestimmten Regeln an die Familien verteilt. Weide, Wald, Wasser und Weg blieben Gemeindebesitz und bildeten die ungeteilte Feldmark; aber

deren Gebiet wurde mit der Zeit eingeschränkt, teils durch die Vermehrung der Bevölkerung, die zur Anlegung neuer Dörfer und zur Aussonderung neuer Feldmarken für diese aus der gemeinen Mark führte, teils durch die Zurückdrängung der Jagd und Viehzucht durch den Ackerbau, was zur Erweiterung der verteilten Feldmark auf Kosten der ungeteilten Mark führte.

Wie der Anteil jedes Genossen an der verteilten Feldmark ursprünglich gleich groß war, so auch sein Anteil an der Nutzung der gemeinen Mark. Die Art dieser Nutzung aber wurde von der Gesamtheit bestimmt. Sie regelte die Benutzung der Viehweide, den Bezug von Laubstreu, Bau- und Brennholz aus den Forsten, endlich auch die Steingewinnung. Jeder Markgenosse hatte das Recht, innerhalb der gemeinen Mark unter gewissen von der Genossenschaft festgesetzten Bedingungen Steine in den Steinbrüchen zu brechen und zu verwenden.

In den meisten Markgenossenschaften blieb die Steingewinnung eine untergeordnete Tätigkeit, die nur in Ausnahmefällen betrieben wurde. Ganz anders in Gegenden, wo Adern von Salz, Eisen, Kupfer oder gar Silber oder Gold zutage lagen und findig wurden, oder, was vielleicht noch häufiger vorkam, wo die eingedrungenen Germanen einen ehedem von Kelten oder Römern begonnenen Bergbau wieder in Angriff nahmen. Dort mußte die Arbeit des Grabens nach den Mineralschätzen und des Brechens und Förderns der kostbaren Erze bald in den Vordergrund treten. Die erwähnten Mineralien wurden überall benötigt und gesucht, aber nur an wenigen Stellen gefunden. Frühzeitig begannen daher die Gemeinwesen, die solche Bergwerksbezirke besaßen, ihre Mineralschätze über ihren eigenen Bedarf hinaus auszubeuten, um den Überschuß an die Nachbargemeinden im Tausch für Produkte derselben abzugeben. Solche Mineralien gehörten also zu den ersten Objekten der Warenproduktion und des Warenhandels.

Die Bergwerksbezirke waren meist im Gebirge gelegen, wo der Ackerbau von vornherein eine geringe Rolle spielte. Je mehr der Bergwerksbetrieb sich entwickelte, desto mehr trat jener hinter diesen zurück. Man bedurfte nicht mehr so viel Ackerlandes wie früher, da man gegen die Produkte der Bergarbeit Lebensmittel eintauschen konnte. Man entzog aber auch dem Ackerbau — und ebenso der Viehzucht — immer mehr Hände, da die Markgenossen immer mehr sich dem Bergbau zuwandten, wenn sich dieser lukrativ gestaltete. Die Produktion für den Selbstgebrauch findet ihre natürliche Grenze im eigenen Bedürfnis. Die Warenproduktion findet ihre Grenze im Bedürfnis des Marktes, und der war für die Produkte des Bergbaus praktisch unbegrenzt, da die wenigen Stellen, an denen Salz und Metalle gefunden und gewonnen wurden, nicht imstande waren, über den Bedarf des Marktes hinaus zu produzieren, der ein ausgedehnterer war, als man glauben sollte. Von Hand zu Hand, von Dorf zu Dorf gingen die wertvollen Materialien ungeheure Strecken weit. Namentlich die Metalle waren, sobald sie zu Waffen, Werkzeugen oder Schmuck verarbeitet worden, verhältnismäßig leicht zu transportieren.

Schon in der Steinzeit finden wir einen ausgedehnten Handel von Horde zu Horde mit Waffen und Schmuck oder Materialien, die zu deren Herstellung dienten. In Frankreich, halbwegs zwischen Tours und Poitiers, findet sich massenhaft guter Feuerstein von honigartiger Farbe und gleichmäßigem Kern. Bei Pressigny-le-Grand entdeckte Dr. Leveillé die Reste eines Werkplatzes, von dem aus ein weites Gebiet mit Werkzeugen aus diesem Feuerstein versorgt wurde. Durch ganz Frankreich und Belgien, auch in der Schweiz, findet man Feuersteinwerkzeuge aus dieser Gegend, die durch ihre eigentümliche Farbe leicht kenntlich sind. In Amerika findet man in den Grabhügeln der Ureinwohner des Mississippitals nebeneinander liegend Kupfer vom Oberen See, Glimmer aus den Alleghanies, Muscheln

vom mexikanischen Golf und Obsidian aus Mexiko. (Lubbock, Die vorhistorische Zeit, Jena 1874, I, S. 74, 77, 187.)

Was heute bloß für die edlen Metalle, ja vielfach nur noch für das Gold gilt, daß es Waren sind, die jeder nimmt, nach denen jeder verlangt, von denen man nie zu viel haben kann, das galt in den Anfängen der Warenproduktion auch für Eisen, Kupfer, mitunter selbst Salz. Der Trieb, sie zu produzieren, war daher maßlos. Kein Wunder, daß der Bergbau überall, wo der Reichtum des Bodens an nutzbaren Mineralien ihn begünstigte, die vornehmste Tätigkeit wurde. Der Ackerbau, der noch lange bloß zur Befriedigung des eigenen Bedürfnisses, nicht zur Warenproduktion betrieben wurde, trat dort hinter ihn zurück.

Ursprünglich waren Gruben nur im Gebiet der gemeinen Mark angelegt worden. Aber wie nun, wenn der Bergbau sich ausdehnte und man in der verteilten Feldmark wertvolle Mineralien fand? Die Feldmark war bloß zu Zwecken des Feldbaus verteilt worden; wurde ein Ackerlos diesem Zwecke entzogen, nicht regelrecht bebaut, so fiel die Verfügung darüber wieder der Markgenossenschaft zu. Dies trat ein, sobald man anfing, in dem Los nach Erzen zu graben. Da aber der Bergbau überall, wo er sich entwickelte, vornehmer wurde als der Ackerbau, genügte es bald, einen Mineralreichtum in der verteilten Feldmark *gefunden* zu haben, um die betreffenden Acker und Wiesen wieder der gemeinen Mark zufallen zu lassen. Ja, um das Finden der Mineralschätze mit aller Macht zu fördern, verwandelte schließlich schon die *Wahrscheinlichkeit*, daß ein Feld Erze enthalte, dasselbe zu einem Bestandteil der gemeinen Mark, bis endlich das Verlangen nach den wertvollen Mineralien auch das Sondereigen des *Hofes* aufhob. Jeder Markgenosse erhielt das Recht, *überall* in der Mark, wo immer es sein mochte, nach erzführenden Adern zu suchen und zu schürfen; wurde jemand dadurch geschädigt,

so mochte er Entschädigung dafür fordern, wehren durfte er es nicht. „Denn das Bergrecht ist stark vnd noch König, noch Hertzog, noch Graffen en kan dagegen, wenn sie schon wellen graben in den koelgarten vnd vort bis vnder eines menschen schlafkammer," heißt es in einem alten Buche der Abtei Steinfeld.*

Im allgemeinen zeigte die Entwicklung der Markverfassung die Tendenz, die Rechte und das Gebiet des Sondereigens auf Kosten der gemeinen Mark um so mehr auszudehnen, je mehr der Ackerbau gegenüber Viehzucht und Jagd an Bedeutung gewann. In Bergwerksbezirken dagegen, wo der Ackerbau durch den Bergbau an Bedeutung verlor, sehen wir eine entgegengesetzte Tendenz. Das Bergrecht schränkt die Rechte des Sondereigens ein und stellt es in gewissen Punkten der gemeinen Mark wieder gleich.

Die Grubenplätze fielen aber in das Bereich der gemeinen Mark nur, um sogleich wieder aus ihr ausgeschieden zu werden. Die ersten Bergwerke waren höchst primitiver Natur, bloße Tagbaue, einfache Gruben, aus denen man die Erze hervorholte. Einer oder einige wenige Arbeiter genügten, eine solche Grube zu bearbeiten. Sie gemeinsam zu nutzen, wie etwa die gemeine Weide, ging nicht an. Wie die einzelnen Lose in den verschiedenen Feldfluren mußten auch die verschiedenen Grubenplätze einzelnen Markgenossen zur Benutzung überwiesen werden. Da aber die verschiedenen Gruben verschiedenen Ertrag abwarfen und die Zahl der Gruben nicht, gleich der der Ackerlose, eine beliebig vermehrbare war, geschah, um die Interessen der Gesamtheit zu wahren, die Überweisung nur gegen Abtretung eines bestimmten Anteils des Ertrags an die Genossenschaft. Und ebenso wie die Bebauung der geteilten Feldflur unterstand auch die der Gruben der Überwachung und Leitung der Genossenschaft, und so

* H. Achenbach, Das gemeine deutsche Bergrecht in Verbindung mit dem preußischen Bergrecht usw. dargestellt, Bonn 1871, I, S. 71.

wie ein nichtbebautes Ackerlos an diese zurückfiel, so auch eine verlassene Grube. Sobald der Nutznießer einer Grube aufhörte, sie weiter zu bebauen, verlor er jedes Anrecht an sie.

Das erste Recht aber, mit einer Erzstätte belehnt zu werden, hatte naturgemäß derjenige, der sie gefunden, nicht etwa derjenige, dem der betreffende Platz bis dahin gehört hatte, falls er schon in Sondereigen übergegangen war. Dies Vorrecht des Finders hat sich bis in unsere Tage erhalten.

Bei weniger wertvollen Mineralien ist der Bergbau lange auf einer primitiven Stufe geblieben, bei Eisenstein- oder Kohlengruben zum Beispiel mitunter bis ins neunzehnte Jahrhundert. Der Bergbau auf edle Metalle hob sich jedoch frühzeitig auf eine hohe Stufe der Technik, wie wir noch sehen werden. Immer umfangreicher wurden die Bergwerke, immer komplizierter und gefährlicher. Es wurde immer unmöglicher, daß jeder belehnte Genosse, jeder „Gewerke", den Bau auf eigene Faust betrieb, wie es ihm am besten paßte. Die verschiedenen Gruben wurden immer abhängiger voneinander, bildeten immer mehr ein einheitliches Ganzes. So ängstlich auch die verschiedenen Gewerken darüber wachten, daß ihre Gruben oder „Zechen" getrennt blieben, daß jedem der Anteil an seinem Gebiet gewahrt werde, der Betrieb wurde immer mehr durch die technische Notwendigkeit ein gemeinsamer. Der markgenossenschaftliche Beamte, der anfänglich den Grubenbau bloß zu überwachen gehabt hatte, der Bergmeister, wurde der Leiter des gesamten Betriebs, den er planmäßig organisierte.

Bergwerke, in denen es so weit kam, waren aber auch so reich, daß ihre Erträge die Gewerken und Markgenossen, welcher Begriff sich in den betreffenden Distrikten anfangs wohl in der Regel deckte, der Bergwerksarbeit immer mehr enthoben, die schließlich gänzlich ihren Knechten oder Knappen zufiel. Die Gewerken wurden nach und nach zu Kapitalisten.

Die Zahl der Knechte nahm in reichen Bergwerken immer mehr zu. Dazu kamen die Arbeiter in den Hütten, in denen die Metalle aus den Erzen gewonnen wurden. Neben diesen wanderten auch immer mehr Handwerker in den Bergwerksdistrikt ein, um das Bergzeug herzustellen, die gewonnenen Metalle zu verarbeiten oder den wachsenden Bedürfnissen der Bevölkerung zu dienen. Auch die Kaufleute fanden reichen Erwerb daselbst durch den Vertrieb der gewonnenen Bodenschätze, ihre Zahl wuchs daher rasch an. So bildete sich um das Bergwerk eine Stadt, eine „Bergstadt", in der die Markgenossen, die „Berg- und Hüttenherren" nur noch eine Minorität bildeten, eine Aristokratie, zusammen mit den Kaufleuten, die sich wohl zum Teil aus ihnen rekrutierten.

So eigentümlich diese Berggenossenschaften sich auch gestaltet hatten, so blieben sie doch unverkennbar Markgenossenschaften. Feldbau und Viehzucht verloren freilich für sie an Bedeutung. Nächst dem Bergwerk war aber der Wald für sie von höchster Wichtigkeit, denn er lieferte das Brennmaterial für die Hütten, die Erze zu schmelzen und die Metalle zu gewinnen. Wo sich die alte, markgenossenschaftliche Verfassung der Gewerken noch erhalten hatte, traten diese daher auf als Waldgenossenschaft.

Wie sich so die Verfassung einer alten Berggemeinde gestaltete, zeigt uns anschaulich die Darstellung, die Gierke von dem „großen Berggemeinwesen des Harzes mit dem Mittelpunkt Goslar" gibt:*

„In der Stadtverfassung war die Genossenschaft der Berg- und Hüttenherren (Bergleute und Waldwerken, montani und silvani) eine zwischen Kaufleuten und Gilden (Münzern, Krämern und Handwerkern) stehende bürgerliche Körperschaft und nahm als solche am Stadtregiment teil, entsandte

* Otto Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht, Berlin 1868, I, S. 443.

Deputierte zur Aufzeichnung der Statuten und mußte bei jeder Rechtsveränderung vom Rate befragt werden; auch genoß sie nach dem Stadtrecht die Befreiung von der Pfändung und das Recht erweiterter Selbsthilfe gegen ihre Diener. In bezug auf den Harzforst waren die Waldwerken zugleich eine Markgemeinde, welche auf drei echten Forstdingen zusammenkam und neben Bergbau- und Schmelzhüttenbetrieb Holznutzung, Jagd und Fischerei ausübte. Für das gesamte Berg- und Hüttenwesen aber bildete die Gesamtheit aller Bergleute und Waldwerken eine selbständige autonome Genossenschaft, vorbehaltlich einer ursprünglich dem Reichsvogt, später der Stadt Goslar und in specie dem Ratsausschuß der Sechsmänner zustehenden obersten Aufsicht und höchsten Gerichtsbarkeit. Die Gewerken selbst dirigierten daher unter dem von ihnen gewählten Bergrichter oder Bergmeister den Bergbau, sie setzten sich auf ihrer allgemeinen Versammlung zu Goslar, wenn auch unter dem Einfluß des Rates, die Bergordnung, den Bergfrieden und das Bergrecht; sie sprachen als Schöffen Recht im Gericht des Bergmeisters, das für Schuldsachen und eigentliche Bergsachen die erste Instanz war, von einem montanus aber in allen Sachen zuerst angegangen werden mußte."

Die Selbständigkeit und Reinheit der Markverfassung hat sich bei den Bergwerkgemeinden indes kaum irgendwo lange erhalten. Das Aufkommen der großen Grundherrschaften brachte sie ebenso in Bedrängnis wie die der Bauern.

Die reichen Bergwerksgenossenschaften hatten freilich ganz andere Mittel, sich ihrer Dränger zu erwehren, als die armen Bauerngemeinden; wir haben auch kein Beispiel davon gefunden, daß die Bergleute im Mittelalter irgendwo der Hörigkeit oder gar Leibeigenschaft verfallen wären. Aber gerade der Reichtum der Bergwerke lockte die Herren an, sie sich zinspflichtig zu machen. Gleich der Jagd erklärten diese Herren den Bergbau für ihr Vorrecht: in manchen

linksrheinischen Weistümern wird der Bergbau ausdrücklich dem Wildfang gleichgestellt und „dem gnädigen Herrn" der „Wildfang auf der Erde und in der Erde" vorbehalten. Der größte Grundherr im Lande war aber der König; ihm gelang es von vornherein, eine Reihe von Bergwerken an sich zu reißen; bald machte er Anspruch auch auf die Bergwerke, welche Adlige, Klöster oder Bischöfe an sich gerissen hatten. Die Könige respektive Kaiser in Deutschland erklärten schließlich, niemand dürfe den Bergbau betreiben, der nicht von ihnen belehnt sei. Der Bergbau, zunächst auf Gold, Silber und Salz, wurde für ein Regal erklärt.

Anfangs gelang es auch den Kaisern, ihre Ansprüche, wenigstens zum Teil, geltend zu machen. Achenbach gibt uns in seinem obengenannten Buche mehrere Beispiele davon. So brachte zum Beispiel Friedrich I. im zwölften Jahrhundert mehrere Bischöfe dahin, daß sie ihre Bergwerke als Lehen von ihm annahmen. Aber schon im nächsten Jahrhundert begann der Rückgang der kaiserlichen Macht, indes die der großen Grundherren sich zur landesfürstlichen Gewalt entwickelte. Das Bergregal fiel nun den Landesfürsten zu, und diese wurden bald stark genug gegenüber den kleineren Grundherren und den einzelnen Gemeinden und Genossenschaften, um dies Regal auch vollständig zur Durchführung zu bringen.

Schon Karl IV. hatte sich gezwungen gesehen, das Bergregal der Kurfürsten in seiner Goldenen Bulle anzuerkennen (1356). Karl V. endlich garantierte in seiner Wahlkapitulation 1519 den Reichsständen allgemein ihre Regalien.

Die markgenossenschaftliche Verfassung war damals im Bergbau bereits allgemein aufgelöst, wenigstens soweit größere Bergwerke in Betracht kamen. Nicht nur waren an Stelle der frei gewählten, genossenschaftlichen Beamten landesherrliche Beamte getreten, die unabhängig von den Markgenossen und Gewerken den Betrieb des Bergwerks leiteten, Recht sprachen und darüber entschieden, wer mit einer Grube zu

beliehnen sei, wer nicht; auch die Exklusivität der Markverfassung hatte in bezug auf die Bergwerke ein Ende gefunden. Der Bergwerksbetrieb war mit deren Beschränkungen immer unverträglicher geworden. Er bedurfte immer größerer Arbeitermassen, die man von weither anziehen mußte, da sich in den öden Gebirgsgegenden, in denen die Bergwerke meist angelegt wurden, nur eine spärliche Bevölkerung fand; je kostspieliger und ausgedehnter aber die Bergwerke wurden, desto mehr bedurften sie auch des Zuflusses großer Kapitalien; daher das Bestreben, das Bergwerkseigentum den großen Kaufleuten der Städte zugänglich zu machen. Daß diese Kaufherren in der Regel mit den Fürsten auf bestem Fuße standen, denen sie so oft durch Darlehen aus der Verlegenheit zu helfen hatten, mag auch dazu beigetragen haben, daß die Landesherren ihre Macht dahin geltend machten, das Privilegium der Markgenossen auf Ausbeutung der Bergwerke zu brechen. Die Bergwerke wurden aus den Marken ausgeschieden, die Berge, auf denen sie lagen, wurden für „frei" erklärt. Auf den freien Bergen war der Bergbau jedermann gestattet — vorbehaltlich der Genehmigung des Landesherrn. Nachdem so die Schranken des Eindringens fremder Elemente beseitigt worden, strömte bald, namentlich in den Silber- und Goldbergwerken, ein buntes Gewimmel von Kaufleuten, Wucherern, Abenteurern, Arbeitern, Bettlern zusammen, sein Glück zu erringen. Dadurch erst wurde der rasche Aufschwung der großen Bergwerke ermöglicht.

Jeder Zusammenhang des Bergwerks mit der Mark wurde aufgelöst. Kein Wunder, daß dann die römischen Juristen, die von der Markverfassung ohnehin nichts verstanden, mit dem aus ihr entsprungenen deutschen Bergrecht nichts anzufangen wußten. Erst G. L. v. Maurers epochemachende Forschungen über die Markverfassung haben, wie zu manch anderem sozialen Gebilde, so auch zum deutschen Bergrecht den Schlüssel geboten.

9. Der kapitalistische Großbetrieb im Bergbau.

Für einen römischen Juristen bot ein deutsches Bergwerk im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts einen sonderbaren Anblick.

Der Ausbeuter einer Grube hatte an ihr kein volles Eigentums-, sondern bloß ein Nutzungsrecht. Es wurde von einem Beamten des Fürsten, dem Bergmeister, verliehen. Der Belehnte, der Muter, bildete nun eine Gewerkschaft mit vier, später mehr Anteilen oder Kuxen (aus dem tschechischen Kus, der Teil). Eine bestimmte Anzahl dieser Kuxe fiel dem Fürsten zu. Die Kuxe waren verkäuflich.

Bei diesen Idealanteilen am Bergwerk spielt die Zahl 4 eine große Rolle. Nach der Kuttenberger Bergordnung scheint es unzweifelhaft, daß das Bergbaurecht ursprünglich in 4 Idealanteile geteilt wurde, wenn mehrere an dessen Ausbeutung sich beteiligten. Später machte man 8, 16, 32, endlich $4 \times 32 = 128$ Kuxe daraus, welche Zahl dann zur Regel wurde. Zum erstenmal finden wir sie angedeutet in einer Urkunde von 1327; aber zu Freiberg ist die Ausbeute erst von 1698 an nach 128 Kuxen verteilt worden. (Vergleiche Achenbach, a. a. O., S. 291.)

Der Besitzer eines oder mehrerer Kuxe war ein „Gewerke". Die Bergwerke wurden also von Aktiengesellschaften betrieben. Ein Kux gab aber kein Anrecht an das Bergwerk, sondern nur an dessen Reinertrag. Dieser wurde unter die Kuxbesitzer verteilt. Ebenso wurden auch die Kosten des Bergwerks unter sie repartiert. Überstiegen die Kosten eine Zeitlang den Ertrag und war ein Gewerke nicht imstande, die ihm auferlegte Zubuße zu leisten, so verlor er seinen Kux, den die Mitgewerken einem anderen übertragen durften. Wurde eine Grube überhaupt nicht mehr abgebaut, dann verlor die Gewerkschaft jedes Anrecht an sie, und dem Fürsten stand es frei, sie weiter zu verleihen.

Aber nicht genug an diesen, den Eigentumsbegriffen des römischen Rechts hohnsprechenden Bestimmungen. Der Betrieb des Bergwerks wurde von den Beamten des Fürsten geleitet, der die Rechte der Markgenossenschaft usurpiert hatte, und die Gewerken hatten äußerst wenig dreinzureden.

Die Bergordnung des Herzogs und Kurfürsten August von Sachsen (gedruckt 1574) nennt im dritten Artikel folgende vom Fürsten eingesetzte Bergbeamte: zwei Bergräte, die alle halbe Jahr mit einem Hauptmann, Oberbergmeister und Bergwerksverwalter die Bergwerke besuchen sollen. „Außerdem haben wir in jeder Bergstadt nach derselben Gelegenheit und Größe des Bergwerks einen Bergmeister und eine ziemliche Anzahl Geschworene, bergverständige Männer, Zehender, Austeiler, Gegenschreiber, Bergschreiber, Hüttenverwalter, Hüttenreuter, Rezeß- und Hüttenschreiber, Silberbrenner und Markscheider gesetzt und verordnet."

Die Gewerken ernennen (Artikel 42) die Steiger und Schichtmeister, aber nur mit Willen und Zulassung des Hauptmanns, Oberbergmeisters, Bergwerksverwalters und Bergmeisters jedes Ortes. Laut Artikel 44 haben diese Beamten das Recht, die Steiger und Schichtmeister zu entlassen. Der Schichtmeister nimmt die Arbeiter auf und entläßt sie, aber nur mit Einwilligung des Bergmeisters und zweier Geschworenen.

Agricola, dessen Buch wir die letztere Mitteilung entnehmen,* teilt uns auch des näheren die Funktionen der einzelnen Beamten mit.

* Wir haben die deutsche, trefflich illustrierte Ausgabe benutzt: „Vom Bergwergk XII Bücher, darin alle Empter, Instrument, Gezeuge vnd alles zu disem handel gehörig, mitt schönen Figuren vorbildet vnd klärlich beschriben sindt, erstlich in Lateinischer sprach durch den Hochgelerten vnd Weittberümpten Herrn Georgium Agricolam, Doctorn vnd Bürgermeistern der Churfürstlichen statt Kempnitz, jetzund aber verteutscht durch den Achtparen vnd Hochgelerten Herrn Philippum Bechium, Philosophen, Artzet vnd der Loblichen Vniuersität zu Basel Professoren", Basel 1557.

Dem Berghauptmann hat jeder zu gehorchen, er ist der oberste Richter. Ihm zunächst steht der Bergmeister. Mittwochs spricht dieser mit den Geschworenen Recht. An den anderen Tagen besichtigt er die Gruben und zeigt an, was darin zu tun sei. Am Sonnabend haben ihm die Steiger Rechnung abzulegen.

Der Bergschreiber schreibt „Zettel für die, so Gruben begehren", und fertigt jedes Vierteljahr die Rechnungen über Einnahmen und Ausgaben der Gruben für die Gewerken an, über die er Buch führt. Der Zehender nimmt den Geldertrag der Grubenausbeute ein und zahlt davon den Steigern das nötige Geld zum Betrieb der Grube. Den Reinertrag händigt der Austeiler an die Gewerken aus. Ist statt dessen ein Defizit vorhanden, so schreibt der Bergschreiber den Betrag der entfallenden Zubuße auf Zettel, die, nachdem der Bergmeister und zwei Berggeschworene sie anerkannt, an die Tür der betreffenden Gewerken (oder ihrer Vertreter) geschlagen werden.

Der Steiger verwaltet die Gruben und zahlt die Löhne, deren Höhe er mit den Geschworenen zusammen festsetzt. „Zu Zeiten verdingen sie (die Geschworenen) mit den Steigern den Berghäuern etliche Lachter eines Ganges zu hauen, um einen großen oder kleinen Lohn, nachdem das Gestein fest oder lind ist." (S. 71.) Stoßen die Arbeiter auf unerwartet festes Gestein, so wird ihr Lohn entsprechend erhöht, oder erniedrigt, wenn das Gestein sich lockerer zeigt, als erwartet worden.

Der Schichtmeister endlich leitet und beaufsichtigt die Arbeit in der Grube.

Die Gewerken hatten, wie man sieht, abgesehen vom kommerziellen Teil, der aber bei Silbergruben, deren Ertrag in die Münze ging, auch nicht allzu bedeutend war, kaum irgend etwas anderes beim Bergwerksbetrieb zu tun, als Geld zu zahlen, wenn's schlecht ging, und Geld einzustecken, wenn's gut ging. Freilich meint Agricola (S. 31),

die Gewerken sollten auf dem Berg wohnen, um ihre Arbeiter überwachen zu können. Nicht auf den Steiger sollten sie sich verlassen. „Das Auge des Herrn mästet die Pferde." Die Mahnung des Agricola ist aber für uns nur ein Beweis, daß die Gewerken zu seiner Zeit es bereits liebten, fern von der Stätte zu wohnen, an der ihr Reichtum produziert wurde; sie waren für den Produktionsprozeß überflüssig geworden, dessen Leitung die landesfürstliche Bureaukratie in die Hand genommen hatte.

In demselben Maße, in dem die Persönlichkeit der Gewerken für den Betrieb überflüssiger wurde, wuchsen die Ansprüche an ihr Kapital. Ein Bergwerk erfolgreich und mit Glück auszubeuten, wurde bald ein Privilegium großer Kapitalisten, der großen Kaufleute und Bankiers in den Städten.

Die bergmännische Technik entwickelte sich zu Ende des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit in auffallender Weise, namentlich in Deutschland, welches damals das „Peru Europas" war, das silber- und goldreichste Land unseres Erdteils.

Die Mühen und Gefahren, damit aber auch die Kosten des Bergbaues wachsen rasch, wenn man in die Tiefe dringt. Der Bergbau nach den meisten Materialien, zum Beispiel Eisen und Steinkohlen, ist daher, wie schon bemerkt, lange Zeit sehr primitiv geblieben. So war zum Beispiel der Braunkohlenbergbau unter dem Erzgebirge bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu wenig rentabel, um den Großbetrieb zu ermöglichen. Nur kleine Bergwerke, oft nur Tagbaue existierten dort, in denen der Gewerke selbst mit Weib und Kind Kohle förderte; die Grubenarbeit fand in der Regel nur im Winter statt, wenn die landwirtschaftliche Arbeit ruhte. Die Gewerken waren meist Bauern. (Vergleiche Braf, Studien über nordböhmische Arbeiterverhältnisse, Prag 1881, S. 4.) — Der Griffelschiefer im Meininger Oberland wird heute noch in der

primitivsten Weise gewonnen. „. . . Überall besteht der Betrieb in der Anlage zahlreicher Löcher auf Punkten, wo möglichst nahe an der Oberfläche der beste und am leichtesten zu bearbeitende Griffelstein gewonnen werden kann. Dort geht man diesen bestqualifizierten Gesteinspfeilern nach, lagert den Schutt möglichst nahe an dem Gewinnungsort, und läßt die Arbeit wieder liegen, sobald entweder der Griffelstein durch irgend eine der zahlreichen Störungen des Lagers verworfen ist, oder das Loch wegen sehr unvollkommener oder gänzlich fehlender Wasserführung ersäuft." Der Betrieb erfolgt durch kleine Pachtgesellschaften von Griffelarbeitern, die in den Brüchen ihr Rohmaterial selbst fördern. (E. Sax, Die Hausindustrie in Thüringen, Jena 1882, I, S. 70.) In ähnlicher Weise haben wir uns wohl ursprünglich jeden Bergwerksbetrieb vorzustellen.

Sobald man tiefer grub, konnte man über gewisse Grenzen mit einfachen Werkzeugen nicht hinaus; die Förderung der Gesteinsmassen wurde zu mühsam; die Luftzufuhr zu den Gruben begann zu versagen, und dadurch wurde ein weiteres Vordringen unmöglich, unterirdische Gewässer ersäuften die Gruben.

Die Gier nach den edlen Metallen wußte indes alle diese Hindernisse zu besigen, sie zwängte den Forschungsgeist der Praktiker wie der Gelehrten in ihren Dienst, setzte der in ihren Anfängen begriffenen wissenschaftlichen Technik immer neue, immer größere Aufgaben, trieb sie von einer Erfindung zur anderen, auf daß sie die Kräfte der Natur unterjochten, immer wirksamere Werkzeuge ersännen, immer großartigere Bauten ermöglichten.

So finden wir im sechzehnten Jahrhundert bereits das Bergwesen Deutschlands mit seinen Silber- und Goldgruben auf einer erstaunlichen Höhe der Technik.

Wer sich damit vertraut machen will, findet dazu einen vortrefflichen Führer in dem schon erwähnten Buch des Chemnitzers Georg Agricola.

Für unseren jetzigen Zweck entspricht jedoch besser die Wiedergabe des weniger detaillierten und fachmännischen, aber lebendigeren, übersichtlicheren und kürzeren Bildes, das der Joachimsthaler Pastor Mattheſius in seiner „Sarepta" von den technischen Vorkehrungen entwirft, die der Betrieb eines Silberbergwerks zu seiner Zeit erforderte.*

Die Wissenschaft war bereits in den Dienst des Bergbaues genommen worden. Theoretisch gebildete Ingenieure hatten die Bergwerke einzurichten und zu leiten. Diese Arbeit überstieg schon bei weitem die Kräfte des einfachen, ungebildeten Bergknappen.

Den Kompaß freilich mußten auch diese anzuwenden verstehen. „Das sind schöne Instrument und Dankens und Preisens wert. Denn sie weisen nicht allein den Wanderleuten auf Erden und den Schiffleuten auf der offenbaren See, sondern auch euch Bergleuten, so ihr mitten in der Erde seid und auf welche Stunde (nach welcher Himmelsgegend) die Gänge streichen und wo ihr zufahren sollt." Man sieht daraus, welch ein komplizierter, weitverzweigter Bau damals schon ein Bergwerk war, wenn der Bergmann, um sich zurechtzufinden, des Kompasses bedurfte. Namentlich diente dieser aber den Ingenieuren bei ihren trigonometrischen Messungen, um die Grenzen der einzelnen Gruben zu bestimmen (Markscheiden), Ventilationsschachte zu führen und dergleichen. „Sonderlich aber dienet er zur edlen Kunst des Markscheidens, der man beim Bergwerk nicht geraten kann, will man anders den Gewerken (Grubenherren) nicht zu Schaden bauen oder bald zum Durchschlagen kommen, Wasser benehmen, Wetter (Luft) bringen und jeden bei seiner Gerechtigkeit schützen und handhaben. . . . Es müssen die Laien, so von Euklid und der gründlichen Geometrie

* Johann Mattheſius, Bergpostilla oder Sarepta. . . . Sampt der Joachimsthalischen kurtzen Chroniken biß auffs 1578 Jar, Nürnberg 1578. Das Buch ist eine Sammlung von Predigten, die von 1553 bis 1562 gehalten worden.

unterrichtet sein, viel Instrument und Schnüre und Messens haben neben ihrem Pfeffel und Lölhölzel und was dergleichen alter Instrument, Maßstäbe und Schnüre mehr sein. Aber der Triangel und acht auf die Proportion haben, das ist in diesem Fall Meister, wer sich darein schicken kann." (S. 143.)

Wir sehen da bereits eine Eigentümlichkeit der kapitalistischen Großindustrie sich entwickeln, die Scheidung der Arbeiter in zwei Klassen: auf der einen Seite ungebildete Handarbeiter, an deren physische Kraft, und auf der anderen Seite gebildete Kopfarbeiter, an deren geistiges Können die höchsten Ansprüche gestellt werden.

Eine „Überproduktion an Intelligenz" gab es jedoch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht, wenigstens nicht auf technischem Gebiet, eher auf theologischem. Die Ingenieure liefen noch nicht so zahlreich herum, wie heutzutage, und waren daher hoch geschätzt. So ruft auch Matthesius, man solle „der Künstler Mühe und Arbeit preisen und solche Wunderleute, die mit Wahrheit umgehen, vor einem anderen Bergmann, der nur einen alten Schacht fassen und auszimmern kann, halten lernen. Wie etwan Fürsten und Herren solche künstliche Leut', die Gott und die Natur anderen vorgezogen, auch wissen nach ihrem Wert zu halten. Kaiser Maximilian hat seine Künstler gar wohl gehalten; denn da derjenige, so das Werk zu Innsbruck gesetzt und die Wasserkunst (Pumpwerk) auf dem Kuttenberg angegeben und einen großen See mit einem Instrument wie mit einem Heber und Koster gar trocken abgezogen hat, und von etlichen schlecht gehalten ward und klaghaftig bei dem Herrn Kaiser vorkam, sagte der fromme Kaiser: ‚Die Leute wissen nicht mit Künstlern umzugehen.'

„Weil aber gottlob diese und andere freie Künste zu dieser Zeit neben dem Evangelio wieder in die Schulen kommen und viele gute Leute wissen, wozu sie dienen und wie man der Quadrangel und Triangel zur Abmessung der Erden

brauchen könne, sollen Bergherrn und Bergstädt feinen Köpfen, die hiezu naturt und geneigt und Lust und Lieb' zu der Mathematiken und den Künsten haben, behilflich und förderlich sein, daß sie solch Markscheiden aus dem rechten Grunde ergreifen und auf nützliche und beständige Instrumente trachten, damit man immer von Tag zu Tag das Wasser und Berg (Gestein) mit leichter Unkost heben könne."

Die Wissenschaft ward also beim Bergbau schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Produktion nutzbar gemacht; das Herkommen, der Brauch der Väter, der beim Handwerk eine solche Rolle spielt, ist verbannt, an seine Stelle tritt methodische, wissenschaftliche Forschung als ein revolutionärer Faktor; ihr Zweck ist die beständige Umwälzung der Produktion, die Erfindung immer besserer Instrumente, das heißt solcher, die geringere Unkosten erfordern, die mehr Arbeit ersparen. Das alles sind der modernen, kapitalistischen Großindustrie eigentümliche Züge.

Wie weit unter diesen Umständen das Maschinenwesen damals im Bergbau gediehen war, sieht man aus der folgenden Schilderung des Mattheſius: „Bergarbeit ist eine Roßarbeit, und mancher hebt an schweren Berg- und Wasserhaspeln, daß er nicht allein Blut auswirft, sondern zeucht oft auch den Hals gar daran ab, da er mutternackt einen ganzen Tag stehen und das Wasser halten und seine gesetzte Schicht auffahren muß. Nun ist das auch eine Gnade und Gabe Gottes, daß Gott euch den sauren Nasenschweiß, so von der Sünde wegen menschlichem Geschlecht aufgeseilet, dennoch mit nützlichen Instrumenten und Künsten lindert und spannt ein Roß an der Leute Statt und läßt durch Wasser, Wind und Feuer Wasser und Berg aus den Tiefsten mit schönen Künsten heben und treiben, damit die Unkost auch geringert und die verborgenen Schätze desto eher erfunken und offenbar werden.

„Diese Wohltat, daß Vieh und Element frönen und auch ihre Schicht fahren und viele künstlichen Köpfe dem Berg-

werk mit ihrer Erfindung nützlich dienen, ist bei Gott dankens- und bei der Welt rühmens- und vergeltenswert. An einem schweren Haspel einen ganzen Tag stehen und viel Umschlag um einen Pfennig tun müssen und oft vom Haspel gerückt und vom Haspelhorn geschlagen zu werden, ist eine saure Nahrung. Desgleichen, da ihrer zween eine Schicht viel Schock Wasser, da ein Zuber fast einen Eimer hält, herausziehen, kost' auch viel Leibs und zeucht einem wieder das Mark aus Arm und Beinen heraus. Nun hat Gott Künstler geben, die ehrliche Vorteil und Hilf' erdacht, daß man Schwengräder, Haspelwinden, Schwengstangen an die Haspel gemacht, damit es etwas leichter und mit einem Vorteil zugehe. Item, daß man runde Scheiben und Räder anrichtet mit ihren Scheibenspillen, Kammrädern, Fürgelegen oder Getrieben und Leisten, damit nicht allein die Arme und Seiten, sondern Füße und der ganze Leib auch Berg und Wasser heraustreten und heben, das ist auch dankenswert. So ist der Göpel auch eine schöne Kunst, da man mit Rossen Berg und Wasser zu Tag austreibt und in einer Schicht mehr herausfördern kann, als an zwanzig Haspeln. Also auch die Roßkunst mit der Premscheibe.* So geht es auch leichter und mit künstlichem Vorteil zu, so ihr Wellen und Stempel in die Gruben hängen solltet, daß ihr eure Brustwinden, Kloben und Windstangen habt. Die Gebirger oder Oberländer sollen auch ihre Bulgen (Utres, Schläuche bei Agricola) und ledernen Säcke haben, darin sie Erz von den hohen Alpen im Winter vor die Hütten führen, und ihre Hunde, die solche Säcke (leer) wieder in das Gebirge hinantrecken (ziehen).

„Ein geraumer und verwahrter Stollen mit seinem Gerinn und Dreckwerk zugerichtet, ist freilich die schönste Kunst auf dem Bergwerk, denn solcher, der nimmt Wasser und bös Wetter (schlechte Luft) und bringt gut Wetter und gibt

* Scheibe zum Bremsen. Vergleiche Agricola.

leichte Förderung mit Truhen und Hunden; derfür Bergleute unserem Gott auch danken und ihre Steuer, vierten Pfennig und neuntes, willig, schleunig und treulich reichen und dargeben sollen. Wo man aber Stollen nicht anbringen kann, da haben Wasserkünste ihren Preis, wenn man Wasser mit Kannen hebt an der Scheibe oder mit einem Rad, welches die Leute treten, oder da man mit Wasser und Wind das Wasser über sich bringt. Wo Wasser in Gründen fließen, kann man durch ein Zeug das Wasser über sich treiben und also auf Schlösser und Höhen bringen, wie solche Wasserkünste an vielen Orten angerichtet sind. Da aber die Wasser unter der Erden sollen über sich bracht werden, muß man vom Tage Wasser in die Gruben führen, wie eine solche Wasserkunst in Pithii Bergwerk gedacht wird, da dieser reiche Fundgrübner in der Wasserradstuben vor Leid gestorben ist. Nun haben Künstler hierin viel schöne und werkliche Zeuge erfunden, sonderlich mit Röhrstangen und Pumpenberg, da man mit Leuten, Wasser und Wind die verschroten Wasser auf den Stollen oder zu Tage aushebt.*

„Ihr Bergleute sollt auch in euren Bergreigen rühmen den guten Mann, der jetzt Berg und Wasser mit dem Wind auf der Platten anrichtet zu heben, wie man jetzt auch, doch am Tag, Wasser mit Feuer heben soll. . . .**

„Zum Beschluß, weil ich eben von Kunststücken rede, soll ich auch als ein Bergprediger Gott danken für die schöne Kunst, daß man gut Wetter durch Windfang, Lutten (bei

---

* Die „Pumpenberg" heißen bei Agricola lateinisch Fibulae, Bolzen (?). Dieser beschreibt im 6. Buch seines Werkes drei Arten von Gezeugen, die mit Eimern das Wasser schöpfen, sieben Arten Pumpen und sechs Arten „Gezeuge, die mit Stangen Wasser schöpfen". wie Paternosterwerke und dergleichen, also nicht weniger als 16 Arten von Wasserhebmaschinen.

** Sollte hier eine seitdem wieder in Vergessenheit geratene Art Dampfmaschine gemeint sein?

Agricola Lotten, lateinisch canalis longus, lange Röhre), Gebläse und Fächer in einen Stollen führen oder treiben kann und das böse Wetter herausziehn oder bringen. Es ist ja werklich, daß man auf einem Stollen in der Fürst (Spitze) aus Brettern eine Lotten schlägt, verlutiert oder verklebt oder verstreicht sie mit Lehm oder Letten, damit das gute Wetter oder frische Luft in den Berg ziehn und das bös Wetter unterm Dreckwerk wieder herausschleichen könne, und sonderlich wo man mit einem Blasbalg das böse Wetter hebt, da folgt bald ein gutes an die Statt, weil die Natur nicht leiden kann, daß ein Ort leer, ledig und ohne Luft sei.

„Auf dem Kuttenberg soll man das böse Wetter in großen Lutten, wie die Feuereſſen sind, zu Tag ausführen, wenn man zumal vorm Ort gesetzt* hat und dagegen bis in fünfhundert Lachter** und weiter gut Wetter in die Schächte bringen, wie man bei uns in Joachimsthal auch neulicher Zeit solche Zeug angerichtet, da man gut Wetter in Röhren durch Gebläse viele hundert Lachter bringt, da man etwan zwei Stollen mit großer Unkost übereinander hat treiben müssen." (S. 145 ff.)

Matthesius spricht hier bloß vom Bergbau. Aus dem Werke Agricolas kann man ersehen, welche große Anlagen damals der Verarbeitung der Erze dienten, die Stampfmühlen, Schmelzöfen, Apparate zum Scheiden der Metalle und der Verarbeitung der „harten Säfte", wie Salz, Glas usw. Das Mitgeteilte dürfte genügen, zu zeigen, daß die Arbeit des Bergbaues, wenigstens auf edle Metalle, im sechzehnten Jahrhundert längst den handwerksmäßigen Charakter verloren hatte. Sie bestand nicht mehr aus einer Summe

---

* Es ist hier das Feuersetzen gemeint. Man entzündete ein Feuer vor dem Gestein, das dadurch mürbe gemacht wurde und zerbröckelte. Ohne gute Ventilation ging das natürlich nicht.

** Ein Lachter ist ungefähr gleich zwei Meter. Also über einen Kilometer tief drang man damals schon in die Erde ein.

einfacher Handgriffe, die der Bergmann im Laufe der Lehrzeit erlernte, um an deren Schlusse den ganzen Betrieb zu verstehen. Dieser war über das Verständnis des einfachen Arbeiters hinausgewachsen; ein Bergwerk war zu einem großen, komplizierten Organismus geworden, der ausgedehnte und kunstreiche, höchst kostspielige Anlagen bedingte, dessen Getriebe nur wissenschaftlich gebildete Techniker, „Künstler", zu übersehen und zu leiten, und nur stärkere als menschliche Kräfte im Gang zu halten vermochten, ein Organismus, den zu besitzen und zu erhalten ein Kapital erforderte.

Ein Proletarier hatte unter diesen Umständen keine Aussicht, je eine Grube in einem solchen Bergwerk als eigener Herr abzubauen. Auch kleinere Kapitalisten waren einzeln nicht imstande, die Kosten einer ordentlichen Bergwerksanlage aufzubringen.

Freilich, es konnten sich mehrere zusammentun und eine Gesellschaft, Gewerkschaft bilden, was auch oft geschah. Aber die Anteile (Kuxe) waren nicht immer für kleine Leute erschwingbar. In manchen Zechen Joachimsthals wurde ein Kux um tausend Joachimstaler verkauft, damals eine bedeutende Summe. (Matthesius, S. 18.) Und der Erfolg war nicht immer günstig.

Die Geologie befand sich dama s noch in ihren Anfängen, der Bergbau war daher weit mehr ein Hasardspiel, als er es heute noch vielfach ist. Der Ertrag der Gruben wechselte in ganz unglaublichen Proportionen. Zuzeiten wurden nicht bloß einzelne Gruben, sondern auch ganze, große Bergwerke verlassen, um später wieder mit Glück aufgenommen zu werden.

Im zehnten Jahrhundert wurden die Silberbergwerke im Harz (zu Goslar) in Betrieb gebracht. In den ersten hundert Jahren war ihr Ertrag ein ungemein reicher. Dann hören wir nur wenig von ihnen, bis wir erfahren, daß ihr Betrieb 1205 wieder aufgenommen wurde, nachdem er längere Zeit eingestellt gewesen.

Im zwölften Jahrhundert begann die Ausbeutung der sächsischen Silberbergwerke, im dreizehnten Jahrhundert die der böhmischen. Wenzel II. von Böhmen behauptete 1295 in seiner Bergordnung, die Gold- und Silbergruben seien allenthalben erschöpft, nur Böhmen ströme von Gold und Silber über. Die Goslarer Bergwerke gingen im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts abermals ein und wurden erst 1419 wieder in Gang gebracht, um das Jahrhundert über in Anbau zu bleiben.

Die Meißener Bergwerke blieben ständiger im Betrieb. Aber wie wechselte ihr Ertrag!

Der Ertrag der Marienberger Gruben betrug 1520 258 Gulden; 1521 772 Gulden; 1522 1806 Gulden; 1523 1161 Gulden; 1529 2562 Gulden; 1530 6572 Gulden; nun stieg das Erträgnis rasch, erreichte seinen Höhepunkt 1540 mit 270384 Gulden und sank dann wieder bis 1552 auf 22749 Gulden.

In Schneeberg wurde in den aktiven Zechen als Ausbeute (Überschuß über die Betriebskosten) verteilt:

Jahr	Mark Feinsilber	Jahr	Mark Feinsilber
1511	6192	1519	6779
1512	59340	1520	10787
1513	17673	1521	774
1514	8127	1522	6321
1515	14214	1523	1935
1516	21156	1524	253
1517	25324	1525	2515
1518	9675		

Die verteilte Ausbeute in den aktiven Zechen schwankte also zwischen 59000 und 250 Mark. Wieviel in den passiven draufzuzahlen war, wissen wir nicht. Jedenfalls gab es in vielen Zechen Jahre mit großem Defizit, wo es hieß, entweder eine große Zubuße leisten oder den Betrieb (oder die Teilnahme daran) einstellen und damit sein in der Zeche investiertes Kapital ganz verlieren.

Ein großer Kapitalist, der es aushielt, machte im Durchschnitt der Jahre wohl einen hübschen Profit. Der kleine Kapitalist wurde leicht zum Bettler. Hatte er aber Glück, erwies sich sein Unternehmen gewinnreich, dann gab es Mittel genug, ihm dasselbe zu verleiden, dank dem Einfluß, den die großen Finanzleute auf die Fürsten und deren Beamte ausübten.

Agricola erzählt uns, viele hielten den Bergbau für unmoralisch wegen folgender Praktiken, die abzuleugnen ihm nicht gelingt: „Wenn sich etwa eine Hoffnung eines Metalls aus der Erde zu hauen erzeigt, so kommt entweder ein Fürst oder Obrigkeit und stoßt die Gewerken derselbigen Grube von ihrer Besitzung;* oder kommt ein spitzfindiger eigensinniger Nachbar und facht mit den alten Gewerken einen Rechtshandel an, damit er sie zum mindesten eines Teiles der Grube beraube. Oder der Berghauptmann legt den Gewerken schwere Zubuße auf, damit sie von ihren Teilen kommen, wo sie die nicht erlegen wollen oder können und er sie (die Grube), wider alle Billigkeit verloren, an sich raffe und gebrauche. Oder versproßt zuletzt der Steiger den Gang; dann, etliche Jahre hernach, so die Gewerken vermeinen, die Gruben seien nun ganz erschöpft, verlassen, könne er (der Steiger) alsbald das Erz, so verlassen, hauen und mit Gewalt an sich bringen. Überdem ist der ganze Haufe der Bergleute (von den Lohnarbeitern ist da nicht die Rede) von verlogenen, trugsamen und losen Buben zusammengelesen. . . . Entweder lobt er die Gäng fälschlich und mit gedichtem Lob, damit er die Guggis (Kux) zweimal teurer möge verkaufen, denn sie wert sind, oder herwiederumb schilt er sie, daß er dieselbigen möge wohlfeil erkaufen." (1. Buch.)

---

* Artikel 1 der Bergordnung Augusts von Sachsen von 1574 verspricht den Gewerken, daß ihre Teile nicht wieder konfisziert werden sollen, wie so oft geschehen. Ein nettes offizielles Geständnis.

Kein Wunder, daß der Bergbau ebenso verrufen war wie heute die Börse — aber auch ebenso anziehend für die Kapitalisten. Wie diese war auch jener ein Mittel, die kleinen Geldbesitzer, die gern rasch reich werden wollten, zu expropriieren zugunsten der großen Kapitalisten, denen gegenüber natürlich solche Praktiken, wie die erwähnten, nicht gewagt wurden, wie den Fuggern, die die Schwazer Goldbergwerke gepachtet hatten,* oder den Zwickauer Kaufleuten Römer, welches Brüderpaar den Löwenanteil aus den Schneeberger Silbergruben einheimste und dadurch seinen Reichtum enorm vermehrte.

„Wer Bergwerk bauen will," sagt Matthesius (6. Predigt), „der muß Geld oder arbeitsame Hände haben, denn gar Reiche oder gar Arme sollen sich ins Feld legen, schürfen usw."

Mit anderen Worten, beim Bergbau konnten nur noch ihr Fortkommen finden große Kapitalisten und Proletarier.

10. Die Bergarbeiter.

In demselben Maße, in dem die alten bergbauenden Markgenossen zu kapitalistischen Gewerken wurden, wandelten sich die Knechte oder Knappen, mit denen die Markgenossen ehedem den Bergbau betrieben hatten, zu Lohnproletariern. Sie arbeiteten nicht mehr mit den Herren zusammen und lebten nicht mehr mit ihnen in ihrem Haushalt, ihrer Familie, Freud' und Leid mit ihnen teilend. Das alte patriarchalische Verhältnis hatte aufgehört. Oft kannten die Häuer kaum die Person des Kapitalisten, für den sie schanzten,

* „Die Augsburger Fugger bezogen allein aus den ihnen in Versatz gegebenen Bergwerken zu Schwaz in Tirol alljährlich 200000 Gulden; die Gesellschaft der Augsburger Höchstetter erbeutete in diesen Bergwerken zwischen 1511 bis 1517 nicht weniger als 149770 Mark Brandsilber und 52915 Zentner Kupfer." (J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, II, S. 390.)

etwa eines reichen Kaufmanns in einer fernen Stadt, der von der Bergarbeit keine Ahnung hatte.

Wohl wurde dort, wo der Bergbaubezirk aus der gemeinen Mark ausgeschieden und für „frei" erklärt war, damit für jedermann, auch den Armen, theoretisch die Möglichkeit gegeben, ein Gewerke zu werden. Aber war dies unter den im vorhergehenden Kapitel beschriebenen Umständen schon für einen weniger besitzenden Bürger riskiert, so für einen Besitzlosen tatsächlich unmöglich. Höchstens bot sich hier und da einem Steiger die Aussicht, so hoch emporzuklimmen.

Mit den heutigen Verhältnissen verglichen, war die Lage der Bergknappen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts allerdings keine ungünstige. Die tägliche Arbeitszeit, die Schichtdauer, betrug nach Agricola (4. Buch) in der Regel sieben Stunden. Die erste Schicht begann um 4 Uhr morgens und dauerte bis 11 Uhr; die zweite dauerte von 12 bis 7 Uhr. Eine Nachtschicht (von 8 Uhr abends bis 3 Uhr morgens) wurde nur in Fällen dringender Not gestattet. Kein Bergarbeiter darf zwei Schichten nacheinander tun, weil er sonst bei der Arbeit einschläft, „so er ob großer und harter Arbeit ist müd worden".

Nicht bloß an Sonn- und Feiertagen, sondern auch an Sonnabenden wurde gefeiert. Den letzteren Tag sollten die Berghäuer benutzen, ihre Lebensbedürfnisse für die Woche einzukaufen. Die wöchentliche Arbeitszeit betrug also 35 Stunden — sie war noch kürzer, wenn ein Feiertag in die Woche fiel; und an denen war damals kein Mangel. Mitunter gab es aber noch kürzere Schichten, so in Kuttenberg und am Harz sechsstündige.*

Über die Löhne der Bergarbeiter haben wir in den uns zugänglichen Quellen nähere Angaben nicht gefunden. Wenn

* Vergleiche den sehr instruktiven Artikel von H. Achenbach, „Die deutschen Bergleute der Vergangenheit", in der „Zeitschrift für Bergrecht", herausgegeben von Brassert und Achenbach. Bonn 1871, 12. Jahrgang, S. 110.

wir indes bedenken, daß die allgemeine Lage der Arbeiter zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in bezug auf materielles Wohlleben eine günstigere war als heutzutage und die Bergarbeiter eine hervorragende Stellung in der Arbeiterbevölkerung einnahmen, dann dürfen wir wohl voraussetzen, daß ihre Löhne relativ gute gewesen sind.

Aber schon zeigte die Lage der Bergarbeiter wie der Lohnarbeiter überhaupt eine Tendenz zum Niedergang. Wir haben oben gesehen, daß beim Bergbau im sechzehnten Jahrhundert bereits die Trennung von Kopfarbeit und Handarbeit eingetreten war. Das verringerte das Ansehen und das Einkommen derjenigen, denen die letztere nun einseitig zufiel. Sie wurden leichter ersetzbar, sie hatten weniger zu lernen, die Herstellungskosten ihrer Arbeitskraft waren verhältnismäßig geringer. Die Arbeitsteilung ging immer weiter und drückte die Lage der Bergarbeiter immer mehr herab.

Ein echter Bergmann sollte gar vielerlei verstehen, aber selten versteht mehr einer die ganze Kunst, klagt Agricola (1. Buch): „Gar wenige wird einer finden, die des Bergwerks vollkommenlichen Verstand haben. Denn einer hat gewöhnlich allein zu schürfen die Erfahrung, der andere zu waschen, ein anderer aber verläßt sich auf die Kunst zu schmelzen, ein anderer verbirgt die Kunst des Markscheidens, ein anderer macht künstliche Gebäu, so ist auch ein anderer des Bergrechts wohl erfahren."

Bei den verschiedenen Maschinen gab es eine Reihe von Hantierungen, die ein jeder kräftige Mann ohne lange Anlernung verrichten konnte. Bei der Verarbeitung der Erze wurde vielfach bereits Frauenarbeit, sogar Kinderarbeit verwendet, namentlich beim Klauben und Waschen der Erze, wie wir aus dem achten Buch des Agricola ersehen.

Es wuchs die Zahl der Beschäftigungen bei der Bergarbeit, die jeder leicht und schnell ohne Vorbereitung erlernte, die einem jeden mit gesunden Gliedern zugänglich waren.

Was die Ausscheidung der Bergwerke aus der gemeinen Mark juristisch anbahnte, wurde durch die technische Entwicklung der Verwirklichung entgegengeführt, die Zulassung aller zur Bergarbeit.

An Leuten, die von dieser Zulassung Gebrauch machten, fehlte es nicht, an bankrotten, zugrunde gerichteten Bauern und an städtischen Proletariern, die ebenso gern, soweit sie nicht Vagabunden oder Landsknechte wurden, in die Gold- und Silberbergwerke Sachsens, Böhmens, Salzburgs und Tirols zogen, wie bankrotte und expropriierte Existenzen seit 1849 nach Kalifornien. Die meisten Bergleute, meint Agricola, verstehen vom Bergwerk nichts. „Denn gemeiniglich laufen diese aufs Bergwerk, die da viel schuldig seind und nicht zu bezahlen haben; oder Kaufleute, die aufgestanden sind; oder vom Pflug der Arbeit halber, die zu verlassen, gelaufen."

Luthers Vater, ein Bergmann im Mansfeldischen Bergwerk, war auch ein zugrunde gegangener Bauer.

Wo ein Silberbergwerk in Betrieb kam, strömte rasch eine große Anzahl von Menschen zusammen. So entstand 1471, als auf dem Schneeberg in Sachsen reiche Silberadern findig wurden, dort wie durch einen Zauber eine ganze Stadt. Als 1516 das Bergwerk zu Joachimsthal zur Ausbeute gelangte, sollen mehr als 8000 Bergleute dort zusammengeströmt sein.

An verfügbaren Arbeitskräften fehlte es also nicht. Kein Wunder, daß die Löhne sanken oder wenigstens, trotz der raschen Preissteigerung im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, nicht stiegen.

Die Gewerken und die landesfürstlichen Beamten halfen dieser Tendenz nach, wo sie nur konnten. Sie drückten nicht nur den Geldlohn nach Möglichkeit, sondern sie zwackten von diesem noch den Häuern durch die verschiedensten betrügerischen Kniffe ein gut Teil ab. So zum Beispiel durch Auszahlung in schlechter Münze oder durch das Truckſystem.

So heißt es aus Schneeberg aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: „Als die Schneeberger Silberausbeute sich dergestalt vermehrte, daß das Metall nicht alles vermünzt werden konnte, fingen die Gewerken an, das ausgeschmolzene rohe Silber auswärts zu verführen und um geringhaltigere Münzsorten zu verkaufen, mit welchen sie dann die Bergleute bezahlten oder vielmehr betrogen.“*

Die bereits öfters zitierte Bergordnung Augusts von Sachsen von 1574 hält es für notwendig, in einem eigenen Artikel (47) zu verordnen, daß die Arbeiter in guter Münze gelohnt werden sollen. Artikel 43 verbietet es den Steigern und Schichtmeistern, Arbeiter in Kost zu nehmen.

Gegen das Truckſystem wurden überhaupt zahlloſe Verordnungen erlassen, ein Zeichen, wie sehr es im Schwange war. Meist wurde freilich nur das Aufnötigen von Waren verboten. So in der Tiroler Bergordnung (Erfindung) von 1510: „Daß kein Arbeiter genötigt oder gedrungen werden soll, Pfenwert (Ware) zur Bezahlung seines Liedlohns zu nehmen, sondern solches soll in eines jeden freien Willen stehen, und ob ein Arbeiter die Pfenwert nicht nehmen und um seinen Liedlohn klagen wollt, so sollst du als unser Bergrichter ihm förderlich, wie Bergwerksrecht ist, nach Laut der Erfindung, Klag' gestatten und Recht ergehen lassen.“

Diese Verordnungen scheinen jedoch in der Regel auf dem Papier geblieben zu sein. Vergessen wir nicht, daß die landesfürstlichen Beamten auf die Lohnhöhe und die Behandlung der Bergleute entscheidenden Einfluß nahmen, daß es also zu Lohndrückereien und Abzwackereien gar nicht ohne ihre Zustimmung hätte kommen können.

Die Arbeiter betrachteten denn auch die Fürsten und ihre Beamten als ebenso große Feinde wie die Gewerken selbst. Mit den kleinen Gewerken hatten sie sogar viele Berührungspunkte, die sie vereinigten. Das Ideal eines Berg-

* E. Herzog, Chronik der Kreisstadt Zwickau, I, S. 201.

arbeiters bestand wohl darin, selbst einmal ein solcher Gewerke zu werden. Wir haben aber gesehen, wie die Fürsten, ihre Beamten und die großen Kapitalisten die kleinen Gewerken ausbeuteten und übervorteilten, ihnen den Zutritt zu reichen Gruben erschwerten, oft unmöglich machten. Damit schmälerten sie auch die ohnehin geringen Aussichten der Bergarbeiter, sich je einmal aus dem Proletariat zu erheben. Die kleinen Gewerken und die Arbeiter hatten dieselben Gegner in ähnlicher Weise, wie heute die Handwerker und die Proletarier. Dies führte dazu, daß sie sich mitunter vereinigt gegen ihre gemeinsamen Gegner, die Fürsten und die großen Kapitalisten, erhoben. Namentlich in den Alpenbergwerken finden wir diese Verbindung häufig.

Am engsten war diese Verbindung zwischen Arbeitern und Gewerken in Bergwerken, in denen der Kleinbetrieb sich erhalten hatte, zum Beispiel Eisensteinbergwerken. Der Gewerke arbeitete da selbst mit, beschäftigte vielfach gar keine Lohnarbeiter, sondern nur Familienmitglieder in seiner Grube. Aber auch in solchen Bergwerken entwickelte sich oft ein Gegensatz zwischen Arbeitern und Kapitalisten. Wenn sich zum Beispiel in den Eisensteingruben der Kleinbetrieb erhielt, so wurden doch die Eisenhütten zu großen Anlagen mit kapitalistischen Zügen, und die Eisensteingruben gerieten bald in völlige Abhängigkeit von den Hütten, so daß die angeblich selbständigen Eigenlehner, die die Gruben bearbeiteten, ebenso die Lohnsklaven der Hüttenherren wurden, wie etwa heute die „selbständigen" Griffelmacher des Meininger Oberlandes die ihrer Verleger.

Die schärfsten Gegensätze zwischen Bergarbeitern und Gewerken bestanden in den Gold- und Silbergruben. Diese unterlagen auch am meisten dem Drucke der landesfürstlichen Bureaukratie. Indessen waren gerade in solchen Bergwerken auch die Arbeiter am widerstandsfähigsten.

Die Bergleute waren die einzigen Arbeiter, die schon frühzeitig in Massen zusammenarbeiteten — in dieser Be-

ziehung wie in mancher anderen den Arbeitern der modernen Großindustrie vergleichbar. Schon im Mittelalter wurde die Zahl der Arbeiter in einem großen Bergwerk nach Tausenden berechnet, namentlich in Silberbergwerken, so am Harz, in Freiberg, in Iglau und Kuttenberg,* später auch im Mansfeldischen usw.

„Die Bergleute im Mansfeldischen Bergwerk," sagt Bieringen, „kriegen meist alle vierzehn Tage ihre richtige Zahlung in dem Bergamt in Eisleben, da vor Zeiten alle Lohntage in die 18000 bis 20000 Talern denen Bergleuten, Köhlern, Bergbedienten usw. ausgeteilet worden." (Johann Alberti Bieringens S. S. Theol. Cultor. und Mannßfeldischen Landes-Kindes Historische Beschreibung des sehr alten und löblichen Mannßfeldischen Bergwerks, Leipzig und Eißleben 1743, S. 8.)

Zum Unterschied von den modernen Arbeitern waren aber diese Bergarbeiter wehrhaft. Noch 1530 wurde Karl V. zu Schwaz (Tirol) von 5600 wohlbewaffneten Bergleuten empfangen, die vor seinen Augen ein Treffen aufführten.

Von den Mansfeldischen Bergleuten, die in dem thüringischen Aufstand eine besondere Rolle spielten, erzählt uns Spangenberg, es sei über sie 1519 Musterung gehalten worden: „Graf Gebhart zu Mansfeld hat dazumal in Abwesenheit seines Bruders, Grafen Albrechts, so bei Herzog Heinrichen in Braunschweig gewesen, von sein und desselben und zugleich seiner Vettern wegen den Bergleuten anzeigen und befehlen lassen, daß ein jeglicher mit seiner besten Wehr, wann man sie fordern würde, geschickt und bereit sein sollte. Dazu sie sich freudig und willig erboten, und hat sie der Bergvogt zu Eisleben, Bastian Metzelwitz, den 21. September auf die Breite über Wimmelburg zur Musterung beschieden und allda Heerschauung mit ihnen gehalten und sie nicht übel gerüstet gefunden."**

---

* Achenbach, Die deutschen Bergleute der Vergangenheit.

** Cyriacus Spangenberg, Sächsische Chronica. Frankfurt a. M. 1535.

In diesen wehrhaften Arbeiterbataillonen herrschte ein trotziger, kühner Geist, und sie waren bereit, sich jedem Unrecht, das ihnen widerfuhr, mit Gewalt zu widersetzen. Je schroffer der Gegensatz zwischen ihnen und den Kapitalisten und Fürsten wurde, die das Bergwesen beherrschten, desto häufiger wurden ihre Erhebungen.

Neben den eigentlichen Bergarbeitern scheinen namentlich die Bergschmiede ein trotziges Völkchen gewesen zu sein. Vor alters waren in der Nähe wichtiger Bergbaupunkte Bergschmiede angesiedelt, welche die bergmännischen Werkzeuge (Gezähe) und eisernen Grubengerätschaften anzufertigen hatten. Bereits die (um das Jahr 1300 erlassene) Kuttenberger Bergordnung (I. c. 16) handelt ausführlich von den Bergschmieden, bezeichnet sie als die Hauptunruhestifter auf den Bergwerken und empfiehlt den Schmiedemeistern die sorgfältige Auswahl solcher Gesellen, „die sich weder an Versammlungen oder Verschwörungen oder staatsgefährlichen Bestrebungen (contra nostram rempublicam aliquibus machinationibus) beteiligen". (Achenbach, Das deutsche Bergrecht, I, S. 204.)

In den Chroniken jener Zeit werden gerade in den letzten Jahrzehnten und Jahren vor dem Ausbruch des Bauernkriegs ungemein zahlreiche Aufstände der Bergarbeiter gemeldet, ein Zeichen, wie gespannt die Situation war.

Als Beispiel sei der Lohnkämpfe in den sächsischen Bergwerken zu dieser Zeit gedacht.

1478 schrieben die Herzoge Ernst und Albrecht von Sachsen an den Rat von Freiberg: „Liebe Getreue. An uns ist gelangt, wie die Arbeiter auf dem Schneeberg und allenthalben in unsern Landen und Fürstentum, da Bergwerk erbaut wird, mehr Lohn fordern, denn ihnen gewöhnlich bisher geben worden ist. So ihnen selbiges gestattet, zugelassen und verduldet würde, möcht Uns und den Unsern merklicher Schade zukünftiglich daraus erstehn und erwachsen. Solchem zuvorzukommen, haben wir in Willen und sind gemeint, mit den Bergverständigen unseres Fürstentums daraus zu

bereden, auf daß eine gemeine Satzung, was einem jeglichen Arbeiter nach seinem Verdienst und Arbeit zu geben sei, vorgenommen und gesatzt werden. Darum begehren wir von Euch, Ihr wollet auf Dienstag nach dem Sonntag Okuli bei uns zu Dresden sein, zwei oder drei Bergverständige, die sich auf der Arbeiter Dienst und Lohn verstehen, mit Euch bringen und kommen lassen. Auf den Tag haben wir auch andere mehr von unsern Bergverständigen, aus solcher Ordnung und Satzung zu handeln, vor uns beschieden. . . . Geben zu Dresden, am Montag nach Reminiszere. Anno Domini 1478."*

Arbeiter wurden zu den Verhandlungen also nicht beigezogen. Welchen Erfolg diese hatten, wissen wir nicht. Auf keinen Fall dauerte der Friede lange. Bereits aus dem Jahre 1496 heißt es: „So schlugen sie (die Bergleute) 1496, weil man ihnen einen Groschen an ihrem Hauerlohn abrechnen wollte, Richter und Schöppen zu Schneeberg in die Flucht, während ein Teil vom Berg weg, teils nach Schlettau und auf die Lüßnitz, teils nach der Geyer zog, und es mußte der damalige Hauptmann von der Planitz mit Zuziehung des Landvolkes den Schneeberg völlig einnehmen. Doch kehrte ein Teil bereits nach vier Tagen zu seiner Pflicht zurück. Gleichwohl wiederholte sich diese Widersetzlichkeit bereits nach zwei Jahren, so daß sie 1498 den Haspelern und den Jungen geboten, wenn sie nicht in Stücke zerhauen sein wollten, ihnen nachzufolgen, und sich entschlossen, den Zwickauern und Plauischen, welche man gegen sie aufgeboten hatte, entgegenzuziehen, doch endlich durch gütliches Zureden beruhigt wurden."**

Im Jahre 1496 empörten sich auch die Kuttenberger Bergleute wegen Lohndifferenzen, zogen gewaffnet aus und

---

* Abgedruckt bei Klotzsch, Ursprung der Bergwerke in Sachsen, S. 87.

** Benseler, Geschichte Freibergs und seines Bergbaus, Freiberg 1843, II, S. 389. Vergleiche Herzog, Chronik von Zwickau, II, S. 158.

schlugen unter Aufpflanzung von Fahnen ihr Lager auf einem benachbarten Berge auf. Indessen mußten sie schließlich nachgeben.

Aus Joachimsthal haben wir Nachrichten über Bergarbeiterbewegungen kurz vor dem Ausbruch des „Bauernlärms".

1516 kam das Bergwerk in Aufschwung. In seiner „Chronica der freyen Bergstadt im Joachimsthal von 16 Jar an bis auff das 78. Jar" berichtet Matthesius von einem Aufstand schon aus dem Jahre nach Eröffnung des Bergwerks. 1517 war „das erste Aufstehn der Bergleute, da sie ins Buchholz gezogen am Tage Margarete".

Aus dem Jahre 1522 wird berichtet „das andere Aufstehn, da man auf den Türkner gezogen".

Und schon wieder 1524: „das Aufstehn der Bergleute, Sabbato nach Kantate, welches durch Graf Alexander von Leißnick vertragen wird".

Indessen entsprang aus allen diesen Kämpfen bei den Bergarbeitern ebensowenig als bei den Handwerksgesellen eine in ihren Zielen revolutionäre Bewegung.

Ist auch der Bergbau im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert technisch und ökonomisch viel mehr entwickelt gewesen als irgend ein anderer Produktionszweig jener Zeit, war er auch der kapitalistischen Großindustrie am nächsten gekommen, so sind doch nicht seine Arbeiter die Leiter und Vorkämpfer des Proletariats geworden.

Die Ursache davon suchen wir in dem Charakter des Bergbaus. Er isolierte seine Arbeiter in unwegsamen Gebirgstälern, fern vom Weltverkehr, fern von den Anregungen der Handelsmittelpunkte. Manche der alten Goldbergwerke in den Tauern befanden sich in der Gletscherregion. Die Arbeit sonderte die Bergleute ab von ihren Berufsgenossen in anderen Gegenden, sie sonderte sie ab von den übrigen ausgebeuteten und unterdrückten Volksschichten, sie verengte ihren Horizont oder hinderte wenigstens seine Erweiterung

und beschränkte ihr Interesse auf die kleinlichsten lokalen und beruflichen Angelegenheiten.

Wohl waren sie ausgebeutet und unzufrieden, wohl scheuten sie sich nicht, ihr Recht mit den Waffen in der Hand zu behaupten, wohl zeigten sie sich bereit, sich einer revolutionären Bewegung anzuschließen, ja ihr voranzugehen, aber nur dann, wenn ihre beschränkten Augenblicksinteressen gerade mit dem Interesse der Gesamtbewegung zusammenfielen. Sie ließen diese und deren Führer unbedenklich im Stiche, sobald man ihren besonderen Augenblicksinteressen genügte, sobald man sie in bezug auf Lohn- und Arbeitsverhältnisse befriedigt hatte.

Dank ihrer Abgeschlossenheit haben die Bergarbeiter den zünftigen Partikularismus fast noch schärfer entwickelt als die städtischen Handwerksgesellen, sie haben ihn am längsten bewahrt, bis unsere Zeit ihm ein Ende macht. Heute liegt der Schwerpunkt des Bergbaus nicht mehr in der Förderung von Gold und Silber, sondern in der von Kohle und Eisen. Deren Förderstätten bilden nicht mehr abgelegene Waldgebirge, durch Schienenstränge sind sie mit der Gesamtindustrie und dem Weltmarkt aufs engste verbunden. Da muß der Partikularismus der Bergarbeiter immer mehr weichen.

11. Kapital und Arbeit in der Weberei.

Noch weniger als Handwerksgesellen und Bergarbeiter waren natürlich die unorganisierten Proletariermassen imstande, eine wirklich revolutionäre Politik zu entwickeln und zäh und konsequent zu verfolgen. Sie fühlten sich nicht als neue, aufstrebende Klasse, sondern als Zersetzungsprodukte herabkommender Klassen. Mit diesen verbanden sie ihre Sympathien, vor allem mit den Bauern, in deren Gefolge wir sie häufig finden. Sie blieben unfähig, sich eigene Ziele zu stellen, zu schwach, ein Ziel auf eigene Faust zu ver-

folgen, zusammenhanglos, mißhandelt, eingeschüchtert wie sie waren. Wohl beseelte sie eine tiefe Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, aber wir können darauf bloß schließen aus der Bereitwilligkeit, mit welcher sie sich jeder revolutionären Erhebung anschlossen. Sie waren stets bereit, gemeinsame Sache mit den Bauern zu machen, denen sie so nahe standen, sobald diese sich empörten; auch an einer kommunistischen Bewegung nahmen sie teil, wenn diese gerade irgendwo obenauf gelangte. Aber die Initiative zu einer solchen, überhaupt nur die Idee einer gesellschaftlichen Umgestaltung konnte von ihnen noch nicht ausgehen.

Weder die Bergarbeiter, noch die Handwerksgesellen, noch die unorganisierten städtischen Proletarier waren berufen, die Träger der Anfänge der kommunistischen Arbeiterbewegung zu sein. Nur eine Arbeiterschicht gab es, welche die Verhältnisse nicht nur für kommunistische Tendenzen empfänglich machten, sondern der sie gleichzeitig die nötige geistige Anregung gaben, aus diesen Tendenzen ein neues Gesellschaftsideal herauszuarbeiten, der sie aber auch die nötige Energie verliehen, an diesem Ideal festzuhalten in Zeiten, in denen seine Erreichung völlig aussichtslos erschien. Diese Arbeiter waren die der Textilindustrie, namentlich die Wollenweber.

Natürlich ist das Gesagte cum grano salis zu verstehen. Wenn man heute behauptet, und zwar mit Recht, daß das industrielle Proletariat der Träger der sozialdemokratischen Bewegung sei, so ist damit nicht gemeint, daß nicht auch Mitglieder anderer Klassen, Kleinbürger, Literaten, Fabrikanten usw., an ihr teilnehmen und oft sehr energisch teilnehmen können. Manche derselben können sogar in den Vordergrund der Bewegung treten. Es ist damit aber auch nicht gemeint, daß jeder industrielle Proletarier Sozialdemokrat sei.

Mit einer ähnlichen Einschränkung ist auch der Satz aufzufassen, daß die Arbeiter der Textilindustrie die Träger der

Anfänge der kommunistischen Arbeiterbewegung waren. Wir werden noch andere Elemente in ihr tätig sehen; auch wäre es absurd, behaupten zu wollen, jeder Weber sei Kommunist gewesen. Aber soweit wir diese Bewegung zurückverfolgen können und soweit wir zuverlässige Nachrichten über sie haben, finden wir stets Weber in hervorragendem Maße in ihr tätig, an ihr beteiligt, was doch kaum Zufall sein dürfte.

Unseres Erachtens erklärt sich diese Erscheinung ohne große Schwierigkeit, wenn man die Anfänge der Wollenindustrie betrachtet.

Von den anderen Textilindustrien, der Leinen-, Baumwoll- und Seidenindustrie, sehen wir hier ab, weil sie an internationaler Bedeutung im Mittelalter sich mit der Wollenindustrie nicht messen können. Wo die Leinen- und Barchentweberei zu Exportindustrien wurden, wie in Ulm und Augsburg, zeigten sie im wesentlichen dieselben kapitalistischen Eigentümlichkeiten wie die Wollenindustrie. Ebenso die italienische Seidenindustrie.*

„Unter allen Gewerben Deutschlands nimmt die Wollenmanufaktur von jeher den ersten Rang ein. Durch sie wurde im Mittelalter die Kraft und Blüte des deutschen Bürgertums bedingt. Auf der Einfuhr der ihr nötigen Rohstoffe und der Ausfuhr ihrer Fabrikate ruhte die Seemacht der Hansa und der ehemalige deutsche Welthandel. Dem durch sie verbreiteten Wohlstand verdankt das Deutsche Reich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters zum Teil seine Macht und seine Weltstellung. ... Die Entwicklungsgeschichte der deutschen Wollenindustrie umfaßt deshalb mehr als die Entwicklung eines vereinzelten Zweiges des Gewerbefleißes; sie ist zugleich eine Geschichte der wirtschaftlichen Kultur

* Vergleiche über diese Romolo Graf Broglio d'Ajano, Die venetianische Seidenindustrie und ihre Organisation bis zum Ausgang des Mittelalters, Stuttgart 1893.

Deutschlands. Ja, es spiegelt sich in ihr der Gang unseres nationalen Lebens ab."

Mit diesen Worten beginnt eine Abhandlung Hildebrands „Zur Geschichte der deutschen Wollenindustrie".* Mit einer gewissen Einschränkung ist das da Gesagte kaum übertrieben, der Einschränkung nämlich, daß Deutschlands Stellung im Welthandel nicht allein durch seine Wollenindustrie, sondern auch durch seinen Bergbau bedingt wurde, der zeitweise, zumal im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, das wirtschaftliche Leben Deutschlands noch stärker beeinflußte als die Wollenindustrie.

Tatsache ist, daß diese die erste Exportindustrie Deutschlands, ja der Länder der abendländischen Christenheit überhaupt bildete.

Neben Leder und Fellen diente im Mittelalter Leinwand zur Bekleidung. Wollstoffe waren ein Luxus, den anfangs nur die Vornehmsten sich erlauben konnten. Die Leinweberei war urwüchsige Familienindustrie. Die Frauen in der Familie und im Fronhof stellten die für den Selbstgebrauch nötige Leinwand her. Die Wollenverarbeitung mußte dagegen, sobald sie sich nur einigermaßen entwickelt hatte, aufhören, Familienindustrie zu sein, denn sie erfordert größere Anlagen, Färbehäuser, Walkmühlen, Schergaden usw. Diese zu errichten, waren nur größere Organisationen imstande, Klöster, städtische Gemeinden oder Zünfte.

Die ersten männlichen Weber finden wir in den Klöstern. Diese waren es wohl auch, die zur Verbreitung der Wollenweberei in Deutschland am meisten beitrugen, wie denn die Klöster in den Anfängen des Mittelalters überhaupt die Träger des technischen Fortschritts in Industrie und Landwirtschaft gewesen sind. Nichts ist falscher als die „aufgeklärte" Anschauung, die Mönche hätten ihre Herrschaft durch Beten und Evangelienabschreiben errungen.

---

* In Hildebrands Jahrbüchern, Jena 1866, 6. Band, S. 186 ff.

Im Kloster zu Konstanz werden schon im neunten Jahrhundert Walker und Schneider erwähnt. Die Mönche lehrten die Umwohner des Bodensees Wolle weben und sich in Wollentuche kleiden.* Im elften Jahrhundert wird die Weberei in den Statuten und Regeln der Klöster noch nicht besonders hervorgehoben. Aber im zwölften Jahrhundert hat sie für die Klöster schon eine solche Bedeutung erlangt, daß in den Klosterregeln dieses Jahrhunderts der Wollhandel, die Behandlung der Wollvorräte und das Weben selbst als regelmäßige Beschäftigungen der Klosterbrüder hervortreten, „so vor allem in den Beschlüssen und Regeln des Zisterzienserordens, die dem zwölften Jahrhundert angehören". (Schmoller, Die Straßburger Tucher- und Weberzunft, S. 301.) Die Zisterzienser machten in der Tat die Tuchfabrikation zu ihrer Spezialität. „Im Beginn des zwölften Jahrhunderts in den westlichen Grenzlanden des Deutschen Reiches, den Sitzen ausgebreiteter und berühmter Tuchindustrie gegründet, dehnt sich dieser Orden rasch nach Osten aus. Wir finden in Zisterzienserklöstern in Brabant, in Thüringen (in Altenzelle), in Schlesien die Tuchmacherei für den Verkauf, und da sie auch Laien zu Lehrlingen und Gesellen nahmen, kann es nicht gefehlt haben, daß manche Vorteile der Brabanter Weber auch in dem inneren Deutschland bekannt wurden."**

* C. G. Rehlen, Geschichte der Handwerke und Gewerbe, Leipzig 1856, S. 97.

** Hildebrand, Zur Geschichte der deutschen Wollenindustrie, S. 216. — Daß sich die Kirche auch sonst befliß, nützliche weltliche Kenntnisse zu verbreiten, zeigt die Anfrage, die der heilige Bonifazius an den ebenso heiligen Vater in Rom richtete, wie der Speck am zuträglichsten zu genießen sei. Der Papst, Zacharias mit Namen, antwortete, er finde in den Kirchenvätern nichts über diese für das Wohl der sündigen Menschheit so wichtige Frage. Seiner Ansicht nach solle man den Speck nur genießen, wenn er tüchtig durchgeräuchert oder gebraten sei. Wolle man ihn aber roh genießen, dann möge dies erst nach Ostern geschehen. (Vergleiche A. Schlossar, Speise und Trank vergangener Zeiten in Deutschland, S. 9.)

Außer in den Klöstern entwickelte sich aber rasch auch in den Städten die handwerksmäßige Wollenweberei, zuerst in den Niederlanden, wo sie schon im zehnten Jahrhundert aufzublühen begonnen hatte.

Die neue Industrie war eine Luxusindustrie. Wollene Stoffe blieben lange nur den vornehmeren und reicheren Bevölkerungsklassen zugänglich; als im fünfzehnten Jahrhundert auch bei Handwerkern und Bauern eine Nachfrage nach Wollstoffen entstand, galt dies als Zeichen des großen Luxus, der sich in den unteren Ständen breit mache.

Feine Tuche waren hochbezahlte Luxusartikel. Als solche lohnten sie weiten Transport, konnten also Gegenstand des Exports werden. Der Markt dafür war ganz Europa. Kein Wunder, daß, wo die nötigen Vorbedingungen zusammentrafen, wo sich besonders guter Rohstoff in Massen vorfand und gleichzeitig die Technik die nötige Höhe erreichte, die Tuchindustrie sich leicht zur Exportindustrie entwickelte.

Zuerst war dies der Fall in Flandern. Flandrische Tücher waren schon im dreizehnten Jahrhundert in ganz Europa berühmt. In Flandern entwickelte sich frühzeitig die Wollenweberei. Den flämischen Webern stand aber nicht nur die Wolle zu Gebote, die das eigene Land in großer Menge produzierte, sondern auch die englische Wolle, die beste damals bekannte Wolle. England selbst entwickelte erst spät seine Wollenindustrie.*

* Hier eine Bemerkung, die nicht zum obigen Thema gehört, uns aber nicht unwichtig erscheint. Hildebrand weist in seiner bereits genannten Abhandlung darauf hin, daß sich die Wollenmanufaktur (später, in der kapitalistischen Zeit) namentlich in jenen Ländern entwickelt hat, die zur Schafzucht geeignet sind, so Norddeutschland, Sachsen, England. Der Weinbau dagegen scheint die Schafzucht und damit die Wollenmanufaktur in ihrer Entwicklung gehindert zu haben, so in Südwestdeutschland (a. a. O., S. 232, 233). Vielleicht könnte man noch weiter gehen und sagen: Die Schafzucht begünstigt den landwirtschaftlichen Großbetrieb in der Form der Weidewirtschaft. In den Ländern, welche die Schafzucht lohnten, entwickelte sich daher mit dem Aufblühen der

In vielen Städten blieb die Wollenindustrie ein Handwerk, das nur für den lokalen Markt arbeitete, wie die anderen Handwerke in der Regel auch. Aber auch dort geriet sie in Abhängigkeit vom Weltmarkt, denn der innere Markt wurde ihr streitig gemacht durch die auswärtige Konkurrenz, und wurde dadurch ein Stückchen Weltmarkt. Dieser wurde daher für die Wollenindustrie auch dort maßgebend, wo es ihr nicht gelang, ihren lokalen Charakter abzustreifen und zur Exportindustrie zu werden. Damit gerieten die Tuchproduzenten jener Gegenden aber in Gegensatz zu den Kaufleuten, die Tücher importierten und ihnen so Konkurrenz machten. Es war dies nicht die herkömmliche Feindschaft der Masse der Bevölkerung als *Konsumenten* gegen die Kaufleute, sondern ein ganz besonderer Gegensatz zwischen *Produzenten* und *Händlern*. Während die Masse der Bevölkerung den Kaufleuten um so feindlicher gesinnt ward, je *höher* diese ihre Preise ansetzten, wuchs der Ingrimm der Wollenarbeiter um so mehr, je *billiger* die Kaufleute ihre Waren, die fremden Tücher, auf den Markt brachten.

Es entwickelte sich aber noch ein anderer Gegensatz der Wollenarbeiter gegen die Kaufleute: neben dem zwischen zwei Konkurrenten entstand der Gegensatz des Ausgebeuteten zu dem Ausbeuter. Wo die Wollenindustrie Exportindustrie wurde, ward ein Kapital notwendig, sie zu betreiben. Man

---

kapitalistischen Wollenindustrie auch zuerst die Möglichkeit eines kapitalistischen Großbetriebs in der Landwirtschaft; in diesen Ländern hatten die Grundherren am meisten Anlaß, die Kleinbauern zu expropriieren, große landwirtschaftliche Betriebe zu bilden. Der Weinbau dagegen begünstigte den Kleinbetrieb. Wo er gedieh, war es profitabler für die Grundherren, ihre Bauern durch Steigerung der feudalen Lasten auszubeuten, als ihre eigenen Betriebe durch Legung von Bauern zu vergrößern. In den weinbautreibenden Gegenden, Süddeutschland, verschiedene Teile Frankreichs usw., erhält sich daher das Kleinbauerntum. Die verschiedenen Formen des Grundbesitzes in den genannten Ländern erklären sich also aus den verschiedenen Produktionsformen, die sich dort entwickelten.

verkaufte ja nicht mehr direkt an den Käufer. Die Ware mußte weite Reisen machen, mitunter von Markt zu Markt wandern, ehe sie losgeschlagen wurde; in der Zwischenzeit hatte sie manche Gefahr zu bestehen. Es dauerte lange, bis der Erlös für die Ware heimkam. Wo die Wollenindustrie Exportindustrie wurde, mußte man aber auch bald anfangen, den Rohstoff, die Wolle, von weiter her zu beziehen. Die nächste Umgebung reichte nicht aus, den steigenden Bedarf an Wolle zu befriedigen. Und je mehr sich die Industrie entwickelte, je mehr die Konkurrenz wuchs, je größer die Ansprüche an die Feinheit und Güte des Tuches wuchsen, desto sorgfältiger wurde man in der Auswahl des Rohstoffes. Nur wenige Gegenden erzeugten genügend gute Wolle. Die beste kam, wie schon bemerkt, aus England. Die Rohstoffe wurden immer teurer, je fernerher sie bezogen wurden, und immer größere Vorräte von ihnen mußte man anlegen. Das im Rohstoff anzulegende Kapital wuchs, und dessen Umschlag verlangsamte sich in demselben Maße, in dem der Export sich ausdehnte. Entweder mußte also der Tuchproduzent selbst ein Kapitalist werden, oder er wurde abhängig vom Kaufmann, der ihm die nötigen Vorschüsse machte. In beiden Richtungen ist die Entwicklung vor sich gegangen. Der Wollenarbeiter wurde entweder zum Hausindustriellen im modernen Sinne herabgedrückt, zu einem Hausarbeiter mit einem Gesellen oder ohne einen solchen, der das Rohmaterial vom Kaufmann erhielt und an diesen sein Arbeitsprodukt wieder gegen entsprechende Löhnung ablieferte, oder der Tuchproduzent wurde Kapitalist, der eine größere Anzahl Gesellen beschäftigte und nicht nur die Produktion, sondern auch den Handel in die Hand nahm. Nicht immer war es der Webermeister, dem es gelang, sich zu dieser Stellung emporzuschwingen; oft ein anderer Handwerker, der an der Herstellung des Tuches mitwirkte. Die Wolle hatte die verschiedensten Prozesse durchzumachen, ehe das Tuch fertig war, Prozesse, die sich

immer mehr verselbständigten und verschiedenen Handwerken zufielen. In Straßburg zum Beispiel trennten sich im vierzehnten Jahrhundert zuerst die Wollschläger von den Webern; sie hatten die Wolle zu reinigen, herzurichten und zu verspinnen. Das Garn kam dann zum Weber. Vom Webstuhl gelangte das Tuch in die Walke; auch die Walkerei wurde im vierzehnten Jahrhundert ein eigenes Gewerbe. Ebenso das Handwerk der Tuchscherer, die das Tuch nach der Walke zu bearbeiten hatten. Am spätesten löste sich die Wollenfärberei von der Weberei los. Erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts beginnt die Färberei als selbständiges Gewerbe aufzutreten und bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein färbten viele Tuchmacher ihre Tücher selbst.

Jedes dieser Gewerbe war technisch von den anderen abhängig, jedes suchte die anderen auch in ökonomische Abhängigkeit von sich zu bringen. Namentlich zwischen den Wollschlägern und Webern entspann sich ein lebhaftes Ringen. Hier und da, zum Beispiel in Schlesien, gelang es den Webern, die Wollschläger von sich abhängig zu machen, meistens aber waren es diese, die die Weber zu ihren Knechten machten. Aus den Wollschlägern entwickelte sich eine Aristokratie von Wollhändlern, die die Wolle bei ärmeren Meistern des eigenen Gewerbes oder durch Knechte im Hause herrichten und verspinnen ließen, um sie dann auch durch Knechte oder durch selbständige Hausindustrielle verweben zu lassen. Bereits zeigen sich Anfänge des Manufaktursystems, am ersten ausgebildet in den Klöstern, die alle zur Herstellung des Tuches notwendigen Teilarbeiten in einem Hause vereinigten. Aber auch im Handwerk finden wir seit dem fünfzehnten Jahrhundert hier und da, daß die Tucher neben Wollschlägerknechten auch Weberknechte in ihren Häusern arbeiten ließen. Wir finden ferner eine weitgehende Arbeitsteilung in der Weberei in der Weise, daß jeder Wollenweber eine Spezialität webte; die Wollenweberei zer-

fiel in fünf bis sechs Unterabteilungen; eine andere Arbeitsteilung trat in der Wollschlägerei ein, deren verschiedene aufeinanderfolgende Verrichtungen verschiedenen Arbeitern zugewiesen wurden, infolgedessen Aufhören des zünftigen Wollschlägergewerbes, Zuteilung der verschiedenen Verrichtungen desselben an unzünftige, zum Teil auch ungelernte Lohnarbeiter, an Landleute, Frauen und Kinder. Dem kapitalistischen Charakter der Tuchindustrie entspricht es auch, daß sie den Stücklohn frühzeitig entwickelte. Es kam auch stellenweise schon dahin, daß der Stücklohn schädlich wirkte und daher wieder abgeschafft wurde, so in Ulm 1492 durch einen Ratsbeschluß, „weil die Eilfertigkeit der Güte Eintrag tue". Das schöne System der Strafabzüge, wodurch der moderne Kapitalist die bestmögliche Qualität bei schleunigster Arbeit erzwingt, war im finsteren Mittelalter nur wenig entwickelt.

Außer dem Stücklohn bezeugt den kapitalistischen Charakter der Tucherei der Umstand, daß die Weberknechte sich oft schon verheirateten, ungleich den meisten anderen Handwerksgesellen, aber gleich den modernen Proletariern. Der Weberknecht gehörte in diesem Falle nicht mehr zur Familie des Meisters.

Die Wollenindustrie ist auch diejenige städtische Industrie, in der der technische Fortschritt am raschesten vor sich ging. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß sie frühzeitig einen verhältnismäßig großen technischen Apparat erforderte. Dieser Apparat gestaltete sich um so umfangreicher, je mehr sich die Arbeitsteilung entwickelte, die durch die Produktion für den Export, die Massenproduktion, sehr gefördert wurde.

Zunächst mußte die rohe Wolle gereinigt werden. Dazu war eine Wollküche erforderlich. Dort wurde sie durch die Wollschläger gereinigt und gelockert. Hierauf mußte sie zum Verspinnen in gleichmäßige Flocken verteilt werden. Das geschah meist durch ein selbständiges Handwerk, die Wollkämmer, oder durch Frauen. Mitunter verrichtete man es in eigenen Häusern, den Kämmhäusern.

Vom Wollkämmer kam die Wolle zum Spinner. Das Spinnen wurde entweder durch eine eigene Zunft besorgt oder durch das Gesinde der Weber oder durch Außerzünftige, namentlich Frauen. Das Spinnrad war im sechzehnten Jahrhundert bereits völlig eingebürgert.

Vom Spinner kam das Garn zum Weber, der es auf dem Webstuhl verarbeitete, von diesem zum Walker in die Walkmühle. Diese waren im Mittelalter allgemein. Waren die Tücher aus der Walkmühle gekommen, dann wurden sie auf Rahmen gespannt, um getrocknet zu werden. Dazu waren eigene Plätze erforderlich. Hierauf nahmen die Karder die Tuche in Arbeit, die mit den Kardenbürsten die Fäden auflockerten, worauf die Tuchscherer die aufgelockerten Fäden abschnitten. Dazu bedurften sie eigener Vorrichtungen, der Schergaden. Dann kamen die Tuche in den Bleichgarten zur Bleiche oder ins Färbehaus, mitunter auch schon zum Tuchdrucker (im Steuerregister von Augsburg wird 1490 ein solcher verzeichnet).

Endlich finden wir noch Manghäuser für die Tücher erwähnt; es scheint also, daß diese auch geglättet und gepreßt wurden wie heute die Leinwand.*

Ein Teil dieser Apparate war so umfangreich und kostspielig, daß sie der einzelne gar nicht erwerben konnte. Sie waren Besitztum entweder der Städte oder der Zünfte. Ein kapitalistisches Eigentum einzelner Unternehmer an den Werkzeugen ihrer Arbeiter entwickelte sich damals noch nicht. Aber bereits begann sich infolge der fortschreitenden Arbeitsteilung der Erfindungsgeist gerade auf dem Gebiet der Wollenindustrie zu regen; die Einführung der erwähnten Apparate bedeutete eine Reihe technischer Revolutionen und den Anstoß zu weiteren technischen Revolutionen, zu ununterbrochenen Verbesserungen und Vervollkommnungen. Das

* B. Hildebrand, Zur Geschichte der deutschen Wollenindustrie. Hildebrands Jahrbücher, 1866, VII, S. 90 bis 98.

Spinnrad zum Beispiel trat zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf, zunächst als Handrad. 1530 erfand Jürgens von Wattenmül im Braunschweigischen das Tretspinnrad. Die Walkerei wurde ursprünglich bloß mit den Füßen betrieben. Die Erfindung der mit Wasser getriebenen Walkmühlen (vielleicht im zwölften Jahrhundert) machte der Fußwalkerei allmählich den Garaus. Die letzten Fußwalker finden wir im vierzehnten Jahrhundert.

Durch jeden dieser Fortschritte wurden Arbeitskräfte überflüssig gemacht. Diese Seite des modernen Industrialismus trat nirgends so früh auf wie bei den Arbeitern der Wollenindustrie.

So nahe dem großindustriellen, kapitalistischen Wesen wie der Bergbau gelangte freilich die Wollenindustrie vor der Reformation nicht. Sie blieb darin hinter diesem zurück. Aber während er in Wildnissen vor sich ging, während die Bergarbeiter isoliert blieben, fern von den Wohnungen anderer Menschen, ohne Zusammenhang mit deren Kämpfen und Bestrebungen, nahm die Wollenindustrie ihren kapitalistischen Charakter am meisten in Städten an, durch die der Weltverkehr flutete, die den Anregungen der vorgeschrittensten Länder Europas ausgesetzt waren, Italiens, der Niederlande, Frankreichs, Deutschlands. In diesen Städten war die Wollenindustrie dasjenige Gewerbe, das den kapitalistischen Charakter am frühesten und schärfsten entwickelte, wie auch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in England die Textilindustrie die industrielle Revolution eröffnen sollte. Die Meister strebten danach, zu Kaufleuten, zu Kapitalisten zu werden, die ihren Gesellen mehr als die Meister irgend eines städtischen Handwerks als Ausbeuter gegenüberstanden und durch eine tiefere Kluft von ihnen getrennt waren. Wo ihnen das nicht gelang, da wurden sie selbst zu Lohnsklaven der Kaufleute herabgedrückt, zu Hausindustriellen, die ihren Gesellen näher standen als die Meister eines anderen Handwerks, sich mit diesen solidarisch fühlten gegenüber ihren

Ausbeutern. Den Gesellen aber wurde der unzünftige Proletarier als Arbeitsgenosse, als sozial Gleichstehender immer näher gebracht.

Und während so für die Wollenarbeiter die zünftige Borniertheit immer gegenstandsloser wurde, erweiterte sich ihr Horizont durch die Bedeutung, die der Weltmarkt für sie gewann. Was für die anderen Bürger bloß ein Sonntagsvergnügen war:

„Ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen,"

das war für die an der Wollenindustrie Beteiligten die ernsteste Sache von der Welt. Die Zufuhr ihrer Rohstoffe, der Absatz ihrer Waren hing davon ab, ob etwa England im Krieg mit Frankreich sei, und wie sich Flandern dabei verhalte, wie die Hansa mit Dänemark stehe, ob die Straße nach Nowgorod offen sei, ob der Kaiser Frieden mit Venedig mache usw. Wer für den Welthandel arbeitet, für den hört die Kirchturmspolitik auf, aber auch die Sorglosigkeit, die Sicherheit des Handwerkers, der bloß für Gevattern und Bekannte arbeitet. Zu den städtischen Kämpfen, an denen die Wollenarbeiter teilnahmen, in denen sie oft die erste Rolle spielten, zu den Zunftkämpfen, welche durch die oben angedeuteten sozialen und technischen Veränderungen entfesselt wurden, gesellten sich noch die Rückwirkungen auswärtiger Veränderungen und Handelskrisen, um das Gewerbe nie zur Ruhe kommen zu lassen, es in beständiger Umwälzung zu erhalten. Die Wollenindustrie war das revolutionärste städtische Gewerbe des ausgehenden Mittelalters, und revolutionär waren auch ihre Arbeiter. Für sie bedeutete die Gesellschaft nichts Festes, Unwandelbares; sie konnten am leichtesten auf die Idee kommen, sie zu ändern. Sie empfanden am schroffsten die Ausbeutung, hatten die meisten Gründe zur Feindschaft gegen die Reichen.

Die Wollenindustrie war aber auch unter allen Handwerken das kraftvollste. Jede Stadt bildete damals ein Gemeinwesen für sich, in den wohlhabenden Städten aber, denjenigen, die für den Weltmarkt der abendländischen Industrie arbeiteten — und der erstreckte sich von England bis Nowgorod und Konstantinopel —, war die Wollenindustrie das ökonomisch bedeutendste Gewerbe. Von ihr, das heißt von ihren Arbeitern hing das Gedeihen der Stadt ab.

Aber nicht bloß an ökonomischer Bedeutung, auch an Zahl bildeten die Wollenarbeiter, vornehmlich die Weber, in den Städten, in denen die Wollenindustrie blühte, eine Macht, die uns gering erscheinen mag, die aber in den kleinen Städten jener Zeit ganz gewaltig war. Es waren, relativ betrachtet, ungeheure Menschenmassen, welche diese Industrie damals in ihren Hauptsitzen konzentrierte.

In Breslau marschierten die Weber schon 1333 mit 900 wohlbewaffneten Männern auf. In Köln wurden nach einem einzigen niedergeschlagenen Aufstand der Weber 1800 derselben verbannt. Besonders zahlreich waren sie in den Niederlanden. 1350 zählte man in Löwen 4000 Webstühle, ebenso viele in Ypern, 3200 in Mecheln. 1326 wurden 3000 Weber auf einmal aus Gent vertrieben, weil sie zu einem Aufstand gegen die flandrischen Grafen geneigt waren. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts standen dort 18000 mit Tuchmacherei beschäftigte Männer in Waffen. In Brügge lebten zur Zeit der Blüte des Handwerks 50000 Menschen von der Verarbeitung von Wolle.*

Aus dieser Zusammendrängung in einzelnen Ortschaften erwuchs den Webern eine gewaltige revolutionäre Kraft. Kein Wunder, daß die Chronik des Abtes Trudo von ihnen sagt, sie seien stolzer und frecher als alle anderen Gewerke.

---

* Hildebrand, a. a. O., S. 83. Vergleiche auch Dr. H. Grothe, Bilder und Studien zur Geschichte vom Spinnen, Weben, Nähen, S. 215 ff. Berlin 1875.

Faßt man alle diese Umstände zusammen, dann begreift man es, daß gerade die Wollenindustrie zum Herde der sozialrevolutionären Bestrebungen der Reformationszeit wurde, daß die Weber bei jedem Kampfe gegen die bestehenden städtischen und staatlichen Gewalten im Vordertreffen kämpften und daß sie leicht einer Richtung zugänglich wurden, die der ganzen herrschenden Gesellschaftsordnung den Krieg erklärte, daß bei den kommunistischen Bewegungen des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit, soweit diese überhaupt etwas von einem proletarischen Klassencharakter an sich haben, in der Regel die Weber damit in Verbindung stehen. „Nicht umsonst," sagt Schmoller, „hat die Sprache, den Begriff des Webers und Verschwörers identifizierend, bis auf den heutigen Tag vom Zettel des Webstuhls das Bild genommen, wie man heimlich und langsam politische Unruhen anzettelt."*

„In den Augen mancher Zeitgenossen," sagt Hildebrand, „haben die Tuchmacherzünfte eine Stellung eingenommen, ähnlich derjenigen, welche man von einzelnen Seiten im Jahre 1848 der bevorzugten (!) Klasse ‚der Arbeiter' zu geben suchte."**

---

* Schmoller, a. a. O., S. 465.

** A. a. O., S. 115.

Zweiter Abschnitt.

Kommunistische Sekten im Mittelalter.

Erstes Kapitel.

Der allgemeine Charakter des mittelalterlichen Kommunismus.

1. Der klösterliche Kommunismus.

Italien und Südfrankreich waren jene Länder des christlich-germanischen Kulturkreises, in denen die Zivilisation des römischen Weltreiches am tiefsten gewurzelt hatte. Die Überlieferungen dieser Zivilisation wurden dort durch die Völkerwanderung am wenigsten zerstört und unterbrochen, und auch der Verkehr mit den verhältnismäßig hochzivilisierten Ländern des Orients, mit Ägypten, Syrien, Kleinasien, Konstantinopel, erhielt sich dort am lebendigsten. Das städtische Wesen hörte in Italien und Südfrankreich auch während der finstersten Zeiten der Barbarei, die auf die Völkerwanderung folgten, nicht völlig auf; die Städte gelangten dort am ehesten wieder zu Reichtum und Macht, und die sozialen Gegensätze, welche die Warenproduktion erzeugt, kamen im Mittelalter in jenen Ländern zuerst zur Geltung. Oder vielmehr, sie wurden aus dem Altertum in das Mittelalter herübergenommen.

Auch das Proletariat hat dort nie ganz aufgehört. Es wurde in den Städten Italiens und Südfrankreichs zuerst wieder ein sozialer Faktor, und so ist es ganz natürlich, daß in ihrem Schoße die ersten kommunistischen Bestrebungen des Mittelalters entstanden.

Aber so wie das italienische und südfranzösische Städtewesen jener Zeit eine große Verwandtschaft mit dem römischen aufwies, und wie dort die Traditionen der Römerzeit am lebendigsten blieben, so hat auch der proletarische Kommunismus, der daselbst erwuchs, an den Formen festgehalten, die ihm aus der Zeit des ersterbenden Römerreiches überliefert

worden. Die proletarische Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft nimmt anfangs einen ganz mönchischen Charakter an, und sie ist in Italien und Südfrankreich erst im neunzehnten Jahrhundert darüber hinausgekommen.

Um aber das Mönchswesen zu charakterisieren, müssen wir noch einmal einen Blick auf die ersten Jahrhunderte des Christentums werfen. Wir haben gesehen, daß die Bestrebungen des Urchristentums, den Kommunismus zu verwirklichen, an den Verhältnissen der damaligen Gesellschaft scheiterten. Aber wir haben auch gesehen, wie dieselben Verhältnisse, die es damals noch ausschlossen, daß der Kommunismus der allgemeine Zustand der Gesellschaft werde, immer wieder neue Proletarier und damit auch immer wieder von neuem das Bedürfnis nach kommunistischen Einrichtungen erzeugten.

Je weitere Verbreitung das Christentum gewann, desto offenbarer verzichtete es darauf, den Kommunismus allgemein durchzuführen. In demselben Maße aber wuchs das Bestreben, einzelne kommunistische Korporationen innerhalb des Christentums zu begründen.

Ihr Vorbild fanden diese in der einzigen kommunistischen Organisation, von der sich damals noch wenigstens Reste erhalten hatten: der Familie oder, besser gesagt, der Hausgenossenschaft. Im Altertum, und auch noch in der Kaiserzeit, bildete jeder landwirtschaftliche Wirtschaftsbetrieb eine für sich abgeschlossene Einheit, die alles Wesentliche selbst erzeugte, was sie brauchte, und nur die Überschüsse als Waren verkaufte. Ursprünglich waren diese Betriebe ausschließlich Hausgenossenschaften gewesen, größere Familien von etwa vierzig bis fünfzig Köpfen, welche in vollständigem Kommunismus lebten, die Produktions- und die Konsumtionsmittel gemeinsam besaßen und benutzten. Noch größere landwirtschaftliche Betriebe bildeten die großen Sklavenwirtschaften. Nur ein Teil derselben waren Plantagen, die bloß ein bestimmtes Produkt, zum Beispiel Weizen, für den Markt

produzierten. Meist erzeugten sie nicht bloß Produkte des Ackerbaus und der Viehzucht, darunter alle Lebensmittel für die eigenen Arbeiter, sondern verarbeiteten auch, namentlich im Winter, ländliches Rohmaterial zu Industriewaren.

Es lag nahe, sobald kommunistische Bestrebungen auf dem flachen Lande auftauchten, daß die Kommunisten nach dem Muster solcher sich selbst genügenden Hausgenossenschaften Betriebe einrichteten, deren Mitglieder nicht durch Blutbande der Familie, aber auch nicht durch äußeren Zwang an sie gefesselt, sondern durch gemeinsame kommunistische Überzeugung zusammengeführt und durch die Gemeinsamkeit ihrer Interessen sowie durch bestimmte Regeln und Gelübde zusammengehalten wurden.

Solche künstliche kommunistische Schöpfungen waren die Ansiedlungen der Essener, die mit dem jüdischen Staatswesen untergingen.

Die ersten Christen lebten in den Großstädten, wo weder die Produktionsweise — ein zersplittertes Handwerk — noch die politischen Verhältnisse, die den Christen Geheimbündelei aufzwangen, die Bildung derartiger Hauskommunionen gestatteten. Sie wurden erst möglich, als das Christentum Staatsreligion geworden war (im vierten Jahrhundert) und die Christen sich frei allenthalben im Römerreich organisieren durften. Nun erstanden rasch zahlreiche christliche Hauskommunionen, die **Klöster**.

Dieselben Bevölkerungsschichten, aus denen sich die ersten Christen rekrutierten, lieferten auch die meisten Mitglieder der neuen Hausgenossenschaften, die meisten Mönche und Nonnen. Auf der einen Seite waren es reiche Leute, denen vor ihrem Reichtum und vor der Gesellschaft, in die er sie brachte, ekelte. Auf der anderen Seite waren es — und diese bildeten die Mehrzahl — arme Teufel, die im Kloster eine Zuflucht fanden, welche ihnen die „weltliche", das heißt die bürgerliche Gesellschaft versagte. „Nun aber," klagte der heilige Augustinus, „weihen sich dem Dienste Gottes (ser-

vitutis dei) meistens Sklaven oder Freigelassene, oder Leute, die um deswillen von ihren Herren freigelassen worden sind oder freigelassen werden sollen, oder Bauern oder Handwerker oder sonstige Plebejer."*

Eine Familie kann ihren Lebensunterhalt auf die verschiedenste Weise finden: durch Arbeit, durch Betteln, durch Ausbeutung. So fanden auch die Klöster auf die verschiedenste Weise ihren Erwerb. In den einen herrschten die Neigungen der Lumpenproletarier vor, die ihre Mitglieder waren; sie verlegten sich vornehmlich aufs Betteln. Andere hatten das Glück, reiche Mitglieder oder Patrone zu finden, die ihnen Geld und Gut und Sklaven oder Kolonen schenkten, von deren Ausbeutung die frommen Männer leben konnten. Die weitaus meisten Klöster aber waren Vereine armer Leute, die sich zusammentaten, um sich besser durchschlagen zu können. Diese sahen sich, wenigstens in ihren Anfängen, auf die Handarbeit ihrer Mitglieder angewiesen.

Die ersten Klöster, von denen wir wissen, im vierten Jahrhundert, schrieben die Handarbeit vor; die bedeutendsten Klostergründer der damaligen Zeit forderten sie, so Antonius, Pachomius, Basilius im vierten Jahrhundert, so Benedikt von Nursia, der Begründer des Benediktinerordens, zu Anfang des sechsten Jahrhunderts.

Ursprünglich konnte jedes Mitglied aus seiner Hausgenossenschaft nach Belieben austreten; diese trennte ihre Mitglieder auch nicht durch eine besondere Tracht von der übrigen Bevölkerung.

Nach ihrem Charakter und ihrem Zweck kann man die Klöster auf dieser Stufe sehr wohl mit den Produktivgenossenschaften der Proletarier unserer Zeit vergleichen. Die einen wie die anderen waren Versuche, die „soziale

* De opere Monachorum, c. 22. Bei J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 3. Auflage, I, S. 545.

Frage" ihrer Zeit für einen beschränkten Kreis durch die eigenen Kräfte der Beteiligten zu lösen.

Aber bei aller Verwandtschaft weisen beide Organisationen auch bedeutende Verschiedenheiten auf, entsprechend den Verschiedenheiten zwischen der heutigen und der römischen Gesellschaft.

Die kapitalistische Produktionsweise hat fast die gesamte Produktion in Warenproduktion verwandelt. Demnach müssen auch die Produktivgenossenschaften der Arbeiter Waren erzeugen. Sie produzieren Gebrauchsgegenstände nicht für den eigenen Bedarf, sondern für den Markt, sie haben mit all dem Risiko und allen den demoralisierenden Einflüssen zu kämpfen, die das System der freien Konkurrenz und der Krisen mit sich bringt.

Vor der kapitalistischen Produktionsweise blieb die landwirtschaftliche Produktion überwiegend auf die Erzeugung von Gebrauchsgegenständen für den eigenen Bedarf gerichtet. Wie jeder Bauernhof oder jeder Fronhof alles oder mindestens fast alles erzeugte, was er selbst brauchte, und nur den Überschuß als Ware auf den Markt brachte, so war es auch bei den Klöstern der Fall. Der Überschuß, der sie mit dem Markte, der Welt verband, bildete meist eine große Versuchung, der der Sündenfall folgte. Der Überschuß sollte den Armen gehören, aber es war profitabler, ihn zu verkaufen und für sich zu verwenden.

Im späteren Mittelalter, als sich die städtische Industrie entwickelte, konnte die klösterliche Produktion für den Markt den Handwerkern arge Konkurrenz bereiten. Aber die Produktion für den Selbstgebrauch blieb stets die Hauptsache. Sie hat in den Klöstern länger den Einflüssen des auftauchenden Kapitalismus widerstanden als anderswo; bei ihnen hat sich die Naturalwirtschaft am längsten erhalten. Dieses Wirtschaftssystem hat ihnen einen Konservativismus, aber auch eine Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit verliehen, die wir bei den heutigen Produktivgenossenschaften vergeblich suchen.

Der zweite große Unterschied ist der, daß die Produktivgenossenschaften unserer Zeit nur auf dem Gemeineigentum an Produktionsmitteln beruhen, nicht auf dem an Konsumtionsmitteln. In den Klöstern dagegen war das gemeinsame Leben, der gemeinsame Haushalt, die Hauptsache und das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln eine Nebensache, die man mit in Kauf nehmen mußte, wenn man den kommunistischen Haushalt zu einer dauernden Einrichtung machen wollte. Denn die Erfahrung hatte gezeigt, daß der gemeinsame Haushalt im Widerspruch stehe zu dem Privateigentum der einzelnen an ihren Produktionsmitteln, und daß er sich nie lange halte, wo dieses Privateigentum fortbestehe. Und auf dem flachen Lande sind Haushalt und Wirtschaftsbetrieb unlöslich miteinander verbunden.

Noch ein Unterschied besteht zwischen den heutigen Produktivgenossenschaften und den Klöstern. Jene heben die Einzelfamilie nicht auf. Das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln ist mit dieser Einrichtung sehr wohl verträglich, nicht aber das Gemeineigentum an den Konsumtionsmitteln. Außer der Hausgenossenschaft durfte also der Mönch oder die Nonne keine andere Familie kennen. Aber die Klöster mußten noch weiter gehen. Die urwüchsige Hausgenossenschaft schließt die Einzelehe der einzelnen Genossen nicht aus. Aber diese Genossenschaft beruhte auf Banden des Blutes, die durch tausendjährige Gewöhnung geheiligt waren, nicht auf jüngst erfundenen künstlichen Konstruktionen, und sie erstand in einer Gesellschaft, in der das Privateigentum und das Erbrecht einzelner Individuen wenigstens für die wichtigsten Produktionsmittel noch nicht bestand. Die Klöster dagegen entstanden zu einer Zeit, in der dies Eigentums- und Erbrecht vollständig entwickelt war. Und so weit sie sich auch in Einöden flüchten mochten, um außerhalb der bürgerlichen Welt zu leben, sie blieben dennoch in deren Bereich. Die Einführung der Einzelehe in das Kloster drohte dessen Kommunismus zu sprengen, wie deren Anerkennung

bereits den Kommunismus der urchristlichen Gemeinde getötet hatte.

Den Klöstern blieb nichts übrig, als das Abschwören der Ehe, wollten sie ihren Kommunismus und damit sich selbst erhalten. Der liberale Aufklärichter sieht in der Ehelosigkeit der Mönche und Nonnen das Ergebnis völligen Idiotismus. Aber der Geschichtschreiber tut gut daran, wenn ihm irgend eine historische Massenerscheinung unbegreiflich erscheint, den Grund dafür in seinem Mangel an Einsicht in die wirklichen Zusammenhänge zu suchen und diesen nachzuforschen, und nicht die Dummheit der Massen dafür verantwortlich zu machen, was freilich bequemer und für den Schreiber auch erhebender ist. Die Ehelosigkeit der Klosterleute beweist nicht, daß die Klostergründer Idioten waren, sondern daß die ökonomischen Verhältnisse unter Umständen stärker werden können als die Gesetze der Natur.

Übrigens besagt die Ehelosigkeit nicht notwendig Keuschheit. Sie kann, wie wir schon einmal erwähnt haben, auch durchgeführt werden bei außerehelichem Geschlechtsverkehr. Plato suchte diesen Ausweg. Aber in der römischen Gesellschaft war die Ehe denn doch zu fest begründet, als daß den Klöstern dieser Ausweg offen gestanden hätte. Sie bequemten sich um so eher zur Forderung der Keuschheit, als die allgemeine Trübseligkeit der Zeit die Neigung zur Askese sehr begünstigte.

Daß unsere Annahme, die Ehelosigkeit in den Klöstern entspringe ihrem Kommunismus der Genußmittel, keine bloße Spekulation ist, dafür spricht die Tatsache, daß wir beide Erscheinungen bisher stets vereinigt finden konnten. Im Altertum zeigen uns dies Plato und die Essener. Wir können aber noch einen weiteren Vergleich ziehen mit den Kolonien in den Vereinigten Staaten, die in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten und in den ersten des neunzehnten Jahrhunderts einen primitiven Kommunismus durchführen wollten — wohl zu unterscheiden von jenen Kolonien, welche die

Ideen neuerer Utopisten realisieren sollten, von Utopisten, die bereits von der Erkenntnis der kapitalistischen Produktionsweise ausgingen und die daher den Kommunismus der Produktionsmittel zur Grundlage ihrer Versuche machten, wie R. Owen, Fourier und Cabet.

Die Rückständigkeit jenes gegenüber diesem Kommunismus zeigt sich schon in seinem religiösen Charakter. Für die kommunistischen Gemeinden, die wir hier im Auge haben, ist die Religion nicht Privatsache. Sie stehen noch auf jener Stufe, auf der soziale Grundsätze in ein religiöses Gewand gehüllt werden, die Zugehörigkeit zur Gemeinde bedingt daher für sie auch die Zugehörigkeit zu bestimmten religiösen Dogmen.

Unter den verschiedenen religiös-kommunistischen Gemeinden in den Vereinigten Staaten, die Charles Nordhoff in seinem Werke über die kommunistischen Gesellschaften dieses Landes beschreibt,* ist keine einzige, die nicht der Ehe feindlich gesinnt wäre, trotzdem sie auf den verschiedensten Wegen und unter den verschiedensten Umständen ohne Zusammenhang miteinander entstanden sind. Diese Übereinstimmung ist demnach kein Zufall.

Zwei dieser Sekten erlauben zwar die Ehe, die Amanagemeinde (gegründet 1844) und die Separatisten (bestehend seit 1817); aber auch sie erklären den ehelosen Stand für einen höheren und verdienstlicheren. Die Separatisten von Zoar verboten anfangs die Ehe. Seit 1830 ist sie bei ihnen erlaubt. Aber der neunte der zwölf Artikel, welche ihre Grundsätze enthalten, sagt: „Wir halten jeden Verkehr der Geschlechter untereinander, der nicht zur Fortpflanzung der Gattung notwendig ist, für sündig und dem Gebot Gottes zuwiderlaufend. Völlige Keuschheit ist verdienstvoller als die Ehe." (A. a. O., S. 104.)

---

* The communistic societies of the United States, from personal visit and observation, London 1875.

Die anderen Sekten verbieten die Ehe direkt. Die Rappisten erlaubten sie anfangs, von 1803 an, kamen aber 1807 zur Ansicht, die Ehelosigkeit sei notwendig. 1832 trennten sich 250 Rappisten, die des Zölibats müde waren, von der Hauptgemeinde und gründeten eine eigene Gemeinde. Diese ging bald unter, das Vermögen wurde unter die einzelnen Familien verteilt.

Die Shakers, die älteste der amerikanischen Kommunistensekten, die ins achtzehnte Jahrhundert zurückreicht, rechnen zu ihren fünf Hauptgrundsätzen als ersten den Kommunismus und als zweiten das Zölibat.

Nur eine dieser Sekten hat es gewagt, die Ehelosigkeit, die auch sie verlangt, nicht durch das Zölibat erreichen zu wollen, sondern durch den platonischen Ausweg, der dem modernen Fühlen und Denken allerdings noch mehr widerstrebt als die lebenslängliche Keuschheit. Es sind das die Perfektionisten von Oneida und Wallingford, die sich 1848 zusammentaten. Sie glaubten, Christus habe nicht bloß die Gemeinschaft der Güter, sondern auch die der Personen gelehrt. Niemand hatte das Recht, einer anderen Person gegen ihren Willen beizuwohnen, aber sie hielten die „ausschließliche und abgöttische Anhänglichkeit" zweier Personen aneinander für den Beweis sündiger Selbstsucht, und wo eine solche aufzukommen schien, ward sie durch „Kritiken" und andere Maßregeln erstickt. Wie im platonischen Staate, wurde auch bei den Perfektionisten die Erzeugung der Kinder von Gesellschafts wegen geregelt und sollte nach „wissenschaftlichen Grundsätzen" betrieben werden. (A. a. O., S. 276.)

Bemerkenswert ist, daß gerade die Perfektionisten unter den primitiv-kommunistischen Sekten Amerikas ökonomisch und intellektuell am höchsten standen. Sie waren die einzigen, die eine ordentliche Buchführung aufzuweisen hatten und künstlerisches und literarisches Interesse an den Tag legten.

Als ihnen die Zivilisation auf den Leib rückte, mußten auch sie ihr Ehesystem den Anforderungen der öffentlichen

Meinung anpassen. Der Gründer und Präsident der Gemeinschaft, J. H. Noyes, erließ 1879 an deren Mitglieder eine Botschaft, in der er vorschlug:

„1. Wir sollen die Praxis der Gemeinschaftsehe aufgeben, nicht, weil wir an dieser Einrichtung und ihrer schließlichen Durchsetzung zweifeln, sondern in Unterwerfung unter die öffentliche Meinung, die sich dagegen auflehnt.

„2. Wir stellen uns nicht auf den Boden der Shakers (die allgemeines Zölibat fordern), noch auf den der Welt, sondern auf den des Apostels Paulus, der die Ehe gestattet, aber die Ehelosigkeit vorzieht.

„Wenn Ihr diese Änderung annehmt, wird die Gemeinschaft aus zwei verschiedenen Klassen bestehen, den Verheirateten und den Ehelosen. Beide sind berechtigt, aber die letzteren werden bevorzugt.

„Was nach dieser Änderung noch von unserem Kommunismus bleibt, ist folgendes:

„1. Unser Besitz und unsere Unternehmungen bleiben Gemeineigentum, wie bisher.

„2. Wir werden in gemeinsamem Haushalt leben und am gleichen Tische essen, wie bisher.

„3. Wir werden die gemeinsame Kindererziehung haben, wie bisher.

„4. Wir werden unsere täglichen Abendversammlungen und alle Mittel moralischer und geistiger Vervollkommnung haben, die uns jetzt schon zu Gebote stehen.

„Sicher ist das Kommunismus genug, uns zusammenzuhalten."

Diese Erwartung litt nur zu bald Schiffbruch. Fast niemand wollte in dem heiligen Stande der Ehelosigkeit bleiben. Die Gemeinschaftsehe löste sich in zahlreiche Einehen auf, und damit verlor der Kommunismus des Haushalts den Boden unter den Füßen.

Der jetzige Präsident der Gemeinschaft, W. A. Hinds, sagt darüber:

„Der erste Schritt aus dem Kommunismus heraus wurde getan, als Mein und Dein auf Gatte und Gattin angewandt wurden. Nun folgte natürlich ein ausschließliches Interesse für die eigenen Kinder; dann das Verlangen, individuelles Eigentum zu deren gegenwärtigem und künftigem Gebrauch anzusammeln."*

Bereits 1881 wurde die Oneida-Gemeinschaft aus einer kommunistischen Vereinigung in eine Aktiengesellschaft verwandelt, die sehr wohl gedeiht, aber auch schon flott Arbeiterausbeutung betreibt. Sie beschäftigt 1500 bis 2000 Lohnarbeiter, und „ihre Politik geht dahin, gewerkschaftlich Organisierte zu vermeiden". (Hinds, a. a. O., S. 227.)

Man sieht, wie eng auf dieser Stufe der Kommunismus, der in erster Linie einer des Konsums ist, mit der Aufhebung der Ehe zusammenhängt.

Wir dürfen also wohl sagen, daß die Ehelosigkeit in den Klöstern nicht das Produkt einer unverständigen Laune oder gar eines selbstquälerischen Wahnsinns war, sondern in den materiellen Verhältnissen wurzelte, unter denen jene Organisationen entstanden.

Noch etwas anderes zeigt uns ein Blick auf die kommunistischen Kolonien Amerikas: der Kommunismus erzeugt einen außerordentlichen Fleiß, eine außerordentliche Arbeitsfreudigkeit. Nichts lächerlicher als die Befürchtung, in einem kommunistischen Gemeinwesen würde nicht gearbeitet werden. Durch die Erfahrung ist sie längst widerlegt worden.

Das schon zitierte Buch von Nordhoff bringt unter anderem auch dafür eine Reihe von Belegen. „Ich habe oft gefragt," erzählt er, „was tut ihr mit den Faulenzern? Aber in einer Kommunistengemeinde gibt es keine Müßiggänger. Ich nehme daher an, daß die Menschen nicht von Natur aus faul sind. Selbst die ‚Winter-Shakers', jene un-

* W. A. Hinds, American communities, Chicago 1908, S. 213.

steten Gesellen, die beim Herannahen der kälteren Jahreszeit bei den Shakers und anderen Gemeinden Unterkunft suchen, indem sie vorgeben, sie möchten gern Mitglieder werden, die zu Beginn des Winters kommen, wie ein Shaker-Ältester mir sagte, ‚mit leerem Magen und leerem Ranzen und fortgehen, beides wohlgefüllt, sobald die Rosen zu blühen beginnen‘ — selbst diese verkommenen Individuen verfallen dem Einfluß der Planmäßigkeit und der Ordnung und tun ihren Anteil an der Arbeit ohne Widerstreben, bis die warme Frühlingssonne sie wieder in die Freiheit lockt.“ (A. a. O., S. 395.)

Wir dürfen daher wohl annehmen, daß die Forderung der Handarbeit, welche die Klostergründer aufstellten, ernst gemeint war und daß auch die Berichte über den Fleiß der Mönche nicht ganz auf Schönrednerei zu reduzieren sind, wenn wir auch wohl wissen, daß im Erfinden und Übertreiben die kirchliche Rhetorik jede andere Art der Rhetorik, selbst die advokatische, seit jeher in Schatten gestellt hat.

Eine übermäßige Arbeitsbürde haben sich die Mönche freilich nicht aufgelegt, ebensowenig wie andere freie Arbeiter vor dem Aufkommen der kapitalistischen Produktion. In den Benediktinerklöstern betrug der Normalarbeitstag nach der Regel des heiligen Benedikt von Nursia sieben Stunden. (Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege, S. 100.) Wir empfehlen diesen Normalarbeitstag der Beachtung der frommen Christenheit.

Und noch eins zeigen uns die primitiven kommunistischen Kolonien Nordamerikas: die große ökonomische Überlegenheit dieser Gesellschaftsform gegenüber der bäuerlichen und kleinbürgerlichen, innerhalb deren sie erstand.

Es würde zu weit führen, auf die Gründe dieser Erscheinung einzugehen.* Genug, sie steht fest und wird am besten be-

* Nordhoff hat sie in seinem schon mehrfach erwähnten Werk eingehender dargelegt. Man darf, wie schon erwähnt, diese kommunistischen

wiesen durch die rasche Zunahme des Wohlstandes, welche diese Gemeinden aufweisen.

Noch mehr mußte sich diese Überlegenheit geltend machen in dem sinkenden Römerreich, das keinen blühenden Bauernstand und kein blühendes Kleinbürgertum besaß, wie die Vereinigten Staaten in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Bauernschaft war ruiniert, die Latifundienwirtschaft mit Sklaven folgte ihr nach, an deren Stelle wieder trat ein kümmerliches Zwergpächtertum, das Kolonat. Diesem gegenüber erwiesen sich die klösterlichen Produktivgenossenschaften ökonomisch sehr überlegen. Kein Wunder, daß sich das Klosterwesen in der christlichen Welt rasch verbreitete und daß es zum Träger der Reste der römischen Technik, der römischen Kultur überhaupt wurde.

Ebensowenig werden wir uns darüber wundern, wenn nach der Völkerwanderung den germanischen Fürsten und Grundherren die Klöster als die geeignetsten Einrichtungen erschienen, um eine höhere Produktionsweise in ihren Gebieten heimisch zu machen, und daß sie die Gründung von Klöstern ebenso begünstigten, ja oft veranlaßten, wie etwa im achtzehnten

---

Kolonien einfacher Bauern und Handwerker, welche sich durch den Kommunismus ökonomisch über das Niveau des Kleinbauerntums und Kleinbürgertums erhoben, nicht verwechseln mit den kommunistischen Kolonien, die, von gebildeten Städtern, und zwar zum großen Teil von Angehörigen der liberalen Berufe, begründet, eine Gesellschaftsform schaffen sollten, die nicht bloß über der bäuerlichen und kleinbürgerlichen steht, sondern sogar über der kapitalistischen in ihrer entwickeltsten Form. Diese Experimente scheiterten meist schon in ihrem Beginn, denn der Städter ist, wenn allein auf seine Arbeit angewiesen, ein schlechter Pionier der Kultur auf dem Lande, namentlich in einer Wildnis. Aber auch wenn das Experiment anscheinend gelang, mußte es seinen Zweck verfehlen, denn eine einzelne kommunistische, sich selbst genügende Gemeinde muß, auch wenn sie noch so vollkommen organisiert ist, stets ökonomisch viel tiefer stehen als eine kapitalistische Gesellschaft, die den Weltmarkt beherrscht. Eine kommunistische Kolonie kann sich in der heutigen Gesellschaft nur dann erhalten, wenn ihre Mitglieder verbauern und auf alle Kulturerrungenschaften der kapitalistischen Gesellschaft Verzicht leisten.

Jahrhundert die europäischen Herrscher die kapitalistischen Manufakturen unterstützten. Während südlich der Alpen der Hauptzweck der Klöster darin bestand, Zufluchtsstätten für Proletarier und mißhandelte Bauern zu sein, wurde nördlich der Alpen ihre Hauptaufgabe die Förderung der Landwirtschaft, der Industrie, des Verkehrs.

Aber gerade seine ökonomische Überlegenheit über die anderen Wirtschaftsbetriebe seinerzeit mußte jedes Kloster, sofern es sich nur in jenen wüsten Zuständen überhaupt erhielt, früher oder später zu Reichtum und Macht bringen, wenn es nicht schon von vornherein durch irgend einen vornehmen Protektor damit ausgestattet worden war. Macht und Reichtum bedeuten aber die Verfügung über die Arbeit anderer. Die Mönche und Nonnen hörten nun auf, auf ihre eigene Arbeit angewiesen zu sein, es trat für sie die Möglichkeit ein, von der Arbeit anderer zu leben, und sie machten natürlich von dieser Möglichkeit Gebrauch. Aus Produktivgenossenschaften wurden die Klöster Ausbeutergenossenschaften.

Das ist das schließliche Schicksal jedes gelungenen Versuchs, den Kommunismus für eine kleine Korporation innerhalb einer Gesellschaft des Privateigentums und der Ausbeutung durchzuführen. Das gilt für den Kommunismus der Produktionsmittel ebenso wie für den der Genußmittel oder beide vereint. Für ersteren liefert die Geschichte der Produktivgenossenschaften, für letzteren die der primitivkommunistischen Kolonien Amerikas zahlreiche Beweise.

Die einen wie die anderen ziehen es in der Regel vor, wenn sie gedeihen und ihre Produktion erweitern, Lohnarbeiter aufzunehmen, statt gleichberechtigte Mitglieder, mit denen die früheren Mitglieder teilen müßten.

Die Befreiung von der Handarbeit bedeutet nicht notwendigerweise das Aufgeben jeglicher Arbeit. Sie ermöglicht die Beschäftigung mit geistiger Arbeit, und auch in dieser Beziehung sind die Klöster wichtig geworden.

Anfangs freilich bedeuteten sie nichts für Kunst und Wissenschaft. Produktivgenossenschaften von gewesenen Bauern, Handwerkern, Sklaven, Lumpenproletariern, außerhalb der Städte womöglich in abgelegenen Gegenden errichtet, wo die bürgerliche Gesellschaft und der Staat sie nicht belästigen konnten, waren nicht die geeignetsten Stätten für den Betrieb von Kunst und Wissenschaft; diese blieben im Römerreich, auch unter der Herrschaft des Christentums, in den Städten konzentriert.

Aber mit dem Aufhören der Sklaverei, die so große Überschüsse an Produkten geliefert hatte, hörten nach und nach nicht bloß der Luxus, sondern auch Wissenschaft, Kunst, Handwerk, die Zivilisation überhaupt auf. Die Landwirtschaft sank immer mehr zu primitiver Pachtwirtschaft roher Kolonen herab, die nur geringe Erträge lieferte; stellenweise ging sie völlig zugrunde. Dem Ruin der Landwirtschaft folgte der der Städte, die an Bevölkerungszahl, an Umfang und Wohlstand immer mehr abnahmen. Die Völkerwanderung ruinierte sie völlig oder drückte sie zur Bedeutungslosigkeit herab.

Jetzt wurden die Klöster, die inzwischen wohlhabend geworden waren, die besten, ja fast die einzigen Zufluchtsstätten von Wissenschaft und Kunst. Im vierten Jahrhundert beginnt das Klosterleben sich zu entwickeln, aber erst vom sechsten an rückt der Schwerpunkt des geistigen Lebens allmählich in die Klöster, wo er bis zum erneuten Aufblühen der Städte bleibt.

Indes die Zahl derjenigen, die sich in ein Kloster begaben, um dort die ihnen gebotene Muße zur Ausübung von Künsten oder Wissenschaften zu benutzen, bildete stets nur eine Minorität der Klosterbewohner. Die weitaus meisten benutzten das Wohlleben und die Muße, die ihnen die Ausbeutung verschaffte, zu gröberen Genüssen. Die Faulheit, Geilheit und Versoffenheit der Mönche ist ja sprichwörtlich geworden.

Hand in Hand damit ging eine andere Entwicklung. Sobald eine der klösterlichen Produktivgenossenschaften gedieh und wohlhabend wurde, erhob sie sich über die Masse der übrigen Bevölkerung. Diese bevorzugte Stellung konnte sie nur erhalten, wenn sie sich von der großen Menge abschloß, die herandrängte, um an dieser ökonomischen Besserstellung Anteil zu nehmen. So wie ehedem die Markgenossenschaften und Zünfte, und so wie im neunzehnten Jahrhundert so manche gedeihende kommunistische Kolonie oder Produktivgenossenschaft wurden auch die Klöster exklusiv, sobald sie wohlhabend wurden. Die armen Teufel, die sich zur Mitgliedschaft meldeten, wurden möglichst ferngehalten. Dagegen nahm man gern Leute auf, die durch ihre Stellung oder ihr Vermögen dem Kloster Vorteile versprachen. Wenn die Klöster mit zunehmendem Reichtum aufhörten, Produktivgenossenschaften zu sein und Ausbeutergenossenschaften wurden, so hörten sie auch auf, Zufluchtsstätten für die Armen und Gedrückten zu bilden. Sie wurden Versorgungsanstalten für jüngere Söhne und sitzengebliebene Töchter des Adels.

Aber das Bedürfnis nach Produktivgenossenschaften auf der einen Seite, nach Zufluchtsstätten für die Armen und Gedrückten auf der anderen Seite erhielt sich während des ganzen Mittelalters auf das lebhafteste, und das Kloster bot damals die einzige Form, diesem Bedürfnis zu genügen. Und so ziehen sich durch dieses ganze Zeitalter neben ununterbrochenen Klagen über den Verfall der mönchischen Zucht und Sitte ebenso ununterbrochene Versuche, durch Reformierungen schon bestehender Orden oder einzelner Klöster oder durch Gründung neuer dem Übel abzuhelfen.

Die Methoden der Reform waren mannigfaltiger Art. Die einfachste und für den Reformator profitabelste war die, dem Kloster alles überflüssige Vermögen zu konfiszieren. Besonders zeichnete sich in dieser Weise der deutsche Kaiser

Heinrich II. (1002 bis 1024) aus. (Vergleiche Lamprecht, Deutsche Geschichte, II, S. 280 ff., und Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit, II, S. 84 ff.) Dieser große Konfiskator von Klostergütern wurde heilig gesprochen. Eine Aufmunterung für fromme Katholiken.

Aber nicht immer gelang die Reformation, denn die streitbaren Mönche jener Zeit wehrten sich oft gewaltig ihrer Haut. Mancher reformlustige Abt ist von ihnen erschlagen, mitunter auch durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt worden.

Und wo die Reformation gelang, fruchtete sie nicht viel. Nach kurzer Zeit finden wir die alten Zustände wieder.

So war's auch mit den Neugründungen von Mönchsorden. Immer erfinderischer wurden die Ordensgründer in der Ausarbeitung ihrer Klosterregeln — Musterstatuten würde man heute sagen —, um alle Weltlichkeit aus den Klöstern zu bannen. Künstlich sollten die weltlichen Begierden ausgetrieben werden durch Selbstpeinigungen aller Art. Immer strenger wurde die Askese, immer schroffer die Abschließung von der Außenwelt. Aber da man nicht an die Wurzel des Übels ging, und nicht gehen konnte, bloß den Symptomen entgegenarbeitete, so blieben alle die Quälereien wirkungslos und, glücklicherweise, meist undurchgeführt.

Am meisten häuften sich die Ordensgründungen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Damals waren die Städte Italiens und Südfrankreichs in raschem Aufblühen begriffen. Diese ökonomische Blüte bedeutete aber zugleich Wachstum des Proletariats, eines arbeitenden, jedoch auch und namentlich eines Lumpenproletariats. Dies wurde in manchen Städten stark genug, um soziale Bewegungen hervorzurufen. Sie äußerten sich vor allem darin, daß sie den Hang zum Mönchswesen verstärkten und diesem wieder mehr einen proletarischen Charakter verliehen, als es vom sechsten bis zum elften Jahrhundert gehabt hatte. Nicht immer zeigen

sich diese mönchischen Tendenzen der herrschenden Kirche gewogen. Oft alliieren sie sich mit den kirchenfeindlichen, ketzerischen Tendenzen, die um diese Zeit in Italien und Südfrankreich auftreten.

Aber oft gelang es auch dem Papsttum, diese mönchischen proletarischen Tendenzen sich dienstbar zu machen. Besonders wichtig wurden dadurch die Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner. Das Lateranische Konzil (1215) hatte die Stiftung neuer Orden verboten, damit der maßlosen „Gründerei" Einhalt getan werde. Aber kaum war dies Verbot erlassen, so wurde es vom Papst umgestoßen zugunsten der eben genannten beiden Orden, die damals gegründet wurden.

Besonders bezeichnend sind die Anfänge der Franziskaner. Ihr Stifter, der heilige Franz v. Assisi, wurde als der Sohn eines reichen Kaufmannes 1182 geboren und verlebte eine lustige Jugend, worauf ihn während des üblichen Katzenjammers Ekel vor dem Reichtum und der Drang, den Dürftigen zu helfen, erfaßte. Er verkaufte seine Habe, verteilte den Erlös unter die Armen und beschloß, sein Leben ihrem Dienste zu weihen. Nachdem er sich gleichgesinnte Genossen zugesellt, organisierte er sie in einem kommunistischen Orden, der den bestehenden Machthabern und namentlich dem reichsten unter ihnen, der Kirche, recht gefährlich werden konnte. Aber die Päpste verstanden es, dieser Gefahr vorzubeugen, indem sie den Orden korrumpierten und die Waffe, die gegen die reiche Kirche gerichtet war, zu deren Verteidigung wandten.

„Innozenz III. suchte durch Anerkennung und Eingliederung dieser außerhalb der Kirche entstandenen Reformbewegung ihre Gefährlichkeit zu nehmen. Schließlich mußte es dem klugen Papste auch darum zu tun sein, die Fühlung mit dem Volke wiederzugewinnen, welche die reich und mächtig gewordene Geistlichkeit verloren hatte, dann aber ermöglichten diese Bettler auch wieder der Kirche den Hin-

weis, daß ihre Ideale wenigstens in einer besonderen Organisation realisierbar seien. Auf diese Weise mußte sich diese ganze gefährliche Volksbewegung zwischen sichere Dämme leiten lassen."* Innozenz III. genehmigte 1215 den Orden mündlich, Honorius III. 1223 auch schriftlich.

Der heilige Franz glaubte, es würde ihm gelingen, den Orden davor zu schützen, daß er eine Ausbeutergesellschaft werde, wie seine Vorgänger waren. Er dachte dies dadurch zu erreichen, daß er das Gebot beständiger Eigentumslosigkeit, das bis dahin bloß für das einzelne Klostermitglied, aber nicht für die Gesamtheit, nicht für den Orden gegolten hatte, auf diesen ausdehnte. Der Orden der Franziskaner durfte nichts erwerben, er sollte auch keine Erwerbsarbeit treiben, sondern nur dem Dienste der Armen und Kranken leben und zufrieden sein mit den milden Gaben, die man ihm reichte.

Aber gerade weil dieser Orden sich in der Bekämpfung des Elends so nützlich erwies, dann aber auch, weil er durch seine werktätige Hilfe das Vertrauen der ärmeren Klassen gewann, sie vor revolutionären Gelüsten bewahrte und der Kirche geneigt erhielt, flossen ihm bald nur zu viele milde Gaben zu. Noch zu Lebzeiten des heiligen Franz erstand in seinem Orden die Neigung nach Beseitigung der Regel, die ihm den Erwerb von Gütern verbot. „Der große Stifter des Bettelordens ruhte schon in einem von Gold und Marmor funkelnden Dom." (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, V, S. 114.) Nicht ganz zwanzig Jahre nach seinem Tode (der 1226 eintrat) waren diese Bestrebungen so erstarkt, daß Innozenz IV. 1245 die Regel umänderte und bestimmte, daß die Franziskaner Güter, wenn schon nicht als Eigentum, so doch als Besitz erwerben und genießen dürften. Das Eigentumsrecht an ihrem Besitztum gebührte dem Papst.

* F. Glaser, Die franziskanische Bewegung, Stuttgart 1903, S. 60.

Von da an verfiel der Franziskanerorden (und ebenso ging es den Dominikanern) rasch dem gleichen Schicksal, das seine Vorgänger gehabt. Er wurde eine Ausbeutergesellschaft. Der Kanonikus Johann Ruysbroek, ein Niederländer, geboren 1293, sagte bereits nach eigener Anschauung von den Mönchen überhaupt und den Bettelmönchen im besonderen: „Bei ihnen herrschen im allgemeinen drei Fehler: Trägheit, Fresserei und Schwelgerei. Die alten Väter waren arm, die Gründer der Bettelorden ließen sich an Gott genügen und verachteten zeitliche Güter und Ehren. Jetzt streben fast alle Klöster nach Reichtümern. Man findet unzählige Bettelmönche, aber wenige, welche die Statuten ihres Ordens beobachten; sie wollen Arme heißen, aber sie saugen alles Land, was auf sieben Meilen um ihr Kloster herumliegt, aus und leben im Überfluß; ja unter ihnen selbst gibt es wieder Abstufungen, wie sie hier gar nicht vorkommen sollten: Einige haben vier, fünf Röcke, andere kaum einen; die einen schmausen in dem Refektorium mit dem Prior, Guardian und Lektor an einem besonderen Platz, die anderen müssen sich mit Gemüse, Hering und Bier begnügen; diese werden dann neidisch, um so mehr, da sie meinen, alle Güter sollten gemein sein" usw. (Bei Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden, Hamburg 1842, II, S. 57, 58.)

Aber die Milderung der Forderung der Eigentumslosigkeit hatte noch eine andere Folge. Ein Teil der Franziskaner nahm seine Aufgabe als Vertreter der Interessen der Armut ernst. Dazu gehörten namentlich die Tertiarier. Der heilige Franz hatte eine demokratische Einrichtung getroffen. Neben dem Mönchsorden als ersten und einem weiblichen Orden als zweiten* ließ er einen dritten sich

* Dieser wurde von einer schwärmerischen Freundin und Verehrerin des heiligen Franz, der achtzehnjährigen Klara Sciffi gegründet; daher der Orden der Klarissinnen genannt.

bilden, die Tertiarier, die an den Aufgaben des Ordens mitwirkten, ohne der Ehe und ihrer bürgerlichen Beschäftigung zu entsagen. Diese Tertiarier waren meistens Handwerker oder andere Leute aus dem Volke, ihre Vereine kann man wohl als Arbeitervereine bezeichnen. Sie waren es, die am entschiedensten der Verwandlung des Ordens in eine Ausbeutergesellschaft widerstrebten. Zwischen beiden Parteien kam es zu heftigen Kämpfen, die jahrzehntelang währten. Je mehr die Ausbeuterrichtung vom päpstlichen Stuhle begünstigt wurde, desto entschiedener wendeten sich die Anhänger der strengeren Richtung (Spiritualen oder Fraticelli genannt) gegen Papst und Kirche selbst, desto mehr suchten sie Anschluß an kirchenfeindliche Organisationen. Als der Papst Johann XXII. endlich die Inquisition gegen sie aufbot, namentlich in Südfrankreich (1317 in Narbonne, Beziers), um sie zur Räson zu bringen, entschied das nur ihren völligen Bruch mit der Kirche. Sie wurden seitdem zu den ketzerischen kommunistischen Sekten, den Begharden, gezählt, unter denen wir die Vorgänger der Wiedertäufer zu suchen haben.

Man sieht, die strengen Franziskaner bildeten ein Mittelglied zwischen dem mönchischen Kommunismus, der im Mittelalter eine der Grundlagen der Gesellschaft war, und dem proletarischen Kommunismus jener Zeit, der die bestehende Gesellschaft umzustürzen trachtete.

Um diese Zeit trat auch schon ein Theoretiker des Kommunismus auf, allerdings nur des mönchischen: der Abt Joachim von Fiore in Kalabrien, geboren um 1145 im Dorfe Cälium in der Nähe von Cosenza. Nach einer Wallfahrt in das Heilige Land kehrte er nach Kalabrien zurück, wurde Mönch, später, um 1178, Abt des Zisterzienserklosters Corace. Er gründete hierauf ein eigenes Kloster in Fiore und starb 1201 oder 1202.

Ergriffen von den sozialen Mißständen seiner Zeit, namentlich der furchtbaren Ausbeutungswirtschaft und Korruption,

die in der Kirche herrschte, suchte er nach einer Rettung aus diesem Unwesen und glaubte sie zu finden in der Verallgemeinerung des Kommunismus — natürlich in jener Form, die der damaligen Zeit entsprach, der klösterlichen.

Er sah eine Revolution und eine neue Gesellschaft kommen: das tausendjährige Reich, von dem die Apokalypse spricht.

Er unterscheidet drei Zeitalter: „Zuerst war die Zeit, in der die Menschen dem Fleische dienten; diese begann mit Adam und endete mit Christus. Dann kam die Zeit, in der sie beiden dienen, sowohl dem Fleisch wie dem Geist; sie dauert bis heute. Ein anderes Zeitalter aber ist es, in dem man nur noch dem Geiste lebt, dessen Beginn in die Tage des heiligen Benedikt fällt." Dieser dritte Gesellschaftszustand ist der mönchische Zustand (status monachorum). Das Klosterwesen wird die ganze Menschheit umfassen. „Es ist notwendig, daß wir zur wahren Nachahmung des Lebens der Apostel gelangen, indem man nicht nach dem Besitz irdischer Güter strebt, sondern sie eher dahin gibt" usw. Zur vollen Verwirklichung sollte der dritte Gesellschaftszustand kommen in der zweiundzwanzigsten Generation seit dem heiligen Benedikt, also in nächster Zeit. Die römische Kirche werde in schweren Strafgerichten untergehen und aus ihren Resten eine neue Gesellschaft erstehen, der Orden der Gerechten, der das Privateigentum aufgibt. Ein Zeitalter der vollen Freiheit und vollen Erkenntnis bricht damit an.

Joachims Lehren machten großen Eindruck. Namentlich in der strengeren Richtung des Franziskanerordens, den Fraticellen, die sich für den „Orden der Gerechten" hielten, welcher berufen sei, die Gesellschaft zu verjüngen, und durch sie fanden diese Lehren weite Verbreitung. Sie haben den italienischen Münzer, Dolcino, beeinflußt; sie sind auch Münzer selbst nicht fremd geblieben.

Luther warf Münzer vor, dieser habe seine „hochmütigen Gedanken" aus des Abtes Joachim Auslegung des Jeremias.

Münzer selbst schrieb über sein Verhältnis zu Joachim am 2. Dezember 1523 an Zeys: „Ihr sollt auch wissen, daß die Schriftgelehrten diese Lehre dem Abt Joachim zuschreiben und heißen sie ein ewiges Evangelium mit großem Spott. Ich habe ihn allein über Jeremiam gelesen. Aber meine Lehre ist hoch droben, ich nehme sie von ihm nicht an, sondern von Ausreden Gottes, wie ich dann zur Zeit mit aller Schrift Biblien beweisen will." Dieser Brief findet sich als Anhang zur Schrift: Von dem getichten glawben auff nechst Protestation außgangen Tome Müntzers Selwarters zu Alstet, 1524.

So tief war der Eindruck der Joachimschen Prophezeiungen nicht bloß in Italien, sondern auch in Deutschland, und sie entsprachen einem so lebhaften Bedürfnis der Massen, daß, als die Tatsachen die Prophezeiung Lügen straften, das Volk lieber jene umdichtete, als daß es den Glauben an diese fahren ließ. Joachim hatte prophezeit, die soziale Umwälzung werde um 1260 zu Ende sein. Gerade als es diesem Zeitpunkt zuging, tobte ein heftiger Kampf zwischen dem Papsttum und dem Kaiser Friedrich II. Die Anhänger Joachims erwarteten, dem Kaiser werde es gelingen, den Papst niederzuwerfen und mit dessen Sturz die neue Gesellschaft zu inaugurieren.

Aber es kam anders.

„Der Tod Friedrichs (1250) stand mit des Joachim von Fiore Prophezeiung in Widerspruch; denn danach sollte er nicht aus der Welt gehen, ohne sein Werk vollendet zu haben. So entstand zuerst in diesen Kreisen die Meinung, Friedrich II. könne nicht tot sein, er halte sich nur verborgen, um dereinst wiederzukehren und sein unvollendet gelassenes Werk wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen. . . . So entstand jener eigentümliche Vorstellungskreis, in dem sich die deutsche Kaisersage bewegt, und der erst infolge des Mißverständnisses späterer Zeit auf Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) und die von seiner Wiederkehr zu

erwartende Erneuerung der Herrlichkeit des Reiches gedeutet worden ist.“*

Unter dieser „Herrlichkeit des Reiches“ verstand das Volk, wie man sieht, die kommunistische Revolution.

2. Der ketzerische Kommunismus und das Papsttum.

Das Beispiel des Franziskanerordens zeigt uns, wie nahe für manche Formen des klösterlichen Kommunismus die Gegnerschaft gegen das Papsttum lag. In der Tat bedeuteten viele der mönchischen Reformationen und Neugründungen vom elften Jahrhundert an einen Vorwurf für die päpstliche Gewalt, und dieser Vorwurf nahm oft eine recht drastische Gestalt an.

Es war fast notwendig, daß alle diejenigen, denen das Interesse der Besitzlosen am Herzen lag, sich gegen die päpstliche Kirche wandten. Denn diese stand unter den besitzenden Klassen des Mittelalters in erster Linie, sie besaß die größten Reichtümer und beherrschte das ganze gesellschaftliche Leben nicht nur geistig, sondern auch ökonomisch.

Man könnte ihre Herrschaft vielleicht vergleichen mit der der hohen Finanz in unserem Jahrhundert, der Börse, oder, wenn man für einen Moment den Gedankengang und die Ausdrucksweise des Antisemitismus annehmen will, des Judentums. So wie die Antisemiten heute die ganze Gesellschaft für verjudet erklären, so war sie im Mittelalter verpäpstelt. Das Papsttum beherrschte das geistige Leben, wie heute etwa die Presse von der Börse beherrscht wird; und wie diese über die Schicksale von Ministerien, ja von Königen entscheidet, Reiche gründet und zerstört, so auch das Papsttum.

---

* H. Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter, Berlin 1885, I, S. 657.

Aber die Herrschaft des Papsttums war ebensowenig unbestritten, als die der hohen Finanz heute ist. Beide haben vielmehr auch die Eigentümlichkeit gemein, daß sie sich alle anderen Klassen der Gesellschaft zu Feinden machen, nicht nur die Ausgebeuteten, sondern auch die anderen Ausbeuter, die so viel von ihrem Raube an den obersten aller Ausbeuter abzugeben haben, und die voll Gier nach dessen Schätzen blicken. Nichts irriger als die Ansicht, der Gehorsam, den man im allgemeinen in der zweiten Hälfte des Mittelalters dem Papsttum entgegenbrachte, sei entweder ein freudiger oder ein stumpfsinniger gewesen. Er war meist ein zähneknirschender Gehorsam, der sich aufbäumte, wo er nur konnte. Die größere Hälfte des Mittelalters ist ausgefüllt mit ununterbrochenen Kämpfen der verschiedensten Klassen und Landstriche gegen die päpstliche Gewalt. Aber solange nicht die Grundlagen für eine neue Gesellschafts- und Staatsordnung gegeben waren, konnte das Papsttum ebensowenig überwunden werden, als man bisher in unserer Gesellschaft die hohe Finanz überwinden konnte, und jeder dieser Kämpfe, ja jede soziale Katastrophe überhaupt, jeder Krieg, jede Seuche, jede Hungersnot, jede Rebellion diente nur dazu, damals wie heute, den Reichtum und die Macht des Ausbeuters der Ausbeuter zu erweitern und zu befestigen.

Diese Situation war für die Propagierung kommunistischer Ideen ziemlich günstig. Allerdings um so ungünstiger für die Entwicklung eines besonderen Klassenkampfes der Besitzlosen. Die Verhältnisse lagen, wenn wir zur Erläuterung den Vergleich mit der hohen Finanz fortsetzen wollen, ähnlich wie unter dem Bürgerkönigtum in Frankreich (1830 bis 1848). Dank ihrer finanziellen Macht, einem elenden Wahlgesetz und der politischen Rückständigkeit der arbeitenden Klassen herrschte damals die hohe Finanz durch Parlament und König so gut wie unumschränkt in Frankreich. Gegen sie erhob sich die Opposition nicht bloß der Bauern und der Lohnarbeiter, sondern auch der industriellen Kapitalisten

und des Kleinbürgertums. Der Kampf gegen den gemeinsamen Feind vereinigte sie und verwischte die Klassengegensätze unter ihnen in ziemlichem Grade. Das bewirkte, daß das Proletariat schwer zu einem besonderen Klassenbewußtsein gelangte, daß es in seiner großen Mehrheit unter der politischen Führung des Kleinbürgertums, ja der Bourgeoisie blieb; es bewirkte aber auch, daß diese ihr Mißtrauen gegen das Proletariat einschläferte. Sie war geneigt, zu vergessen, daß die Besitzlosigkeit die Grundlage ihres Besitzes sei, sie empfand Mitleid mit den Leiden der Armen und Ausgestoßenen, sie ermunterte Bestrebungen zur Beseitigung der Armut, und viele aus ihren Reihen kokettierten sogar mit dem Sozialismus; die gelesensten französischen Belletristen jener Zeit waren Sozialisten, wir erinnern nur an Eugen Sue und die George Sand.

Da kam die Revolution von 1848. Das Königtum der hohen Finanz wurde gestürzt, diese ihrer politischen Privilegien beraubt. Die politische Macht fiel dem Volk zu, das heißt den industriellen Kapitalisten, den Kleinbürgern, Kleinbauern und Arbeitern. Kaum war der gemeinsame Feind gestürzt, da wurden ihnen ihre besonderen Klasseninteressen und Klassengegensätze mehr oder weniger deutlich, auf jeden Fall aber wirksam zum Bewußtsein gebracht. Am klarsten und schärfsten aber entwickelte sich der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Die Revolution hatte dessen Macht gezeigt, sie hatte aber auch bewiesen, daß der Sozialismus nicht der Traum einiger schwärmerischen Literaten sei, daß er in der revolutionären Klasse Wurzel gefaßt, daß er aufgehört habe, ein Spielzeug zu sein, und drohe, eine tödliche Waffe zu werden.

Von da an wandte sich die Bourgeoisie mit vollster Energie nicht nur gegen jede selbständige Regung der Arbeiterklasse, sondern auch gegen alles, was nach Sozialismus aussah — und ihre geängstigte Phantasie zeigte ihr manches als Sozialismus, was nichts war als höchst zahme

Philanthropie. Der Sozialismus wurde in der Gesellschaft der Bourgeois geboykottet, die aus bürgerlichen Kreisen stammenden Sozialisten mußten sich entscheiden: blieben sie dem Sozialismus treu, dann waren sie ausgeschlossen aus der bürgerlichen Gesellschaft, ihr Name sollte nie wieder genannt werden. Wollten sie das vermeiden, dann mußten sie ihrem Sozialismus bis auf den letzten Rest, und zwar für immer, entsagen. Von da an war der Sozialismus politisch und literarisch tot, bis die aufstrebende Arbeiterklasse stark genug geworden war, durch eigene Kraft der Gesellschaft Beachtung für ihn und sich aufzuzwingen.

Ähnlich, aber natürlich viel länger ausgedehnt, war die Entwicklung im Mittelalter, wobei die Reformation die Rolle des Jahres 1848 spielt. Wir können diese Entwicklung in Deutschland im fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts deutlich verfolgen.

Von einem Klassenbewußtsein konnte natürlich bei den proletarischen Bewegungen des Mittelalters noch weit weniger die Rede sein, als bei denen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Auf der einen Seite finden wir selbst bei den Lumpenproletariern das Streben, sich zünftig einzuschachteln und besondere Privilegien für sich zu erbeuten,* auf der anderen Seite finden wir bei den Kommunisten aus der Arbeiterklasse, namentlich den Webern, ein Absehen von allen Klassenunterschieden. Sie arbeiten für die gesamte Menschheit. Die proletarischen Bewegungen, die über die gewöhnlichen Zunftstreitigkeiten hinausgehen, laufen noch

* „Sehr merkwürdig ist die Ansiedelung der für unehrlich gehaltenen Schinder, Totengräber und Abtrittsfeger und der gewerbsmäßigen Bettler auf dem Kohlenberg, einer kleinen Anhöhe in Basel. Die Kohlenberger bildeten daselbst, getrennt von allen übrigen Einwohnern, eine zunftartige Genossenschaft mit einem eigenen Gericht, welches das Kohlenberger Gericht genannt worden ist. Das Gericht bestand aus sieben Sackträgern, welche man die ‚Freiheiten' oder ‚Freiheitsknaben', ‚die da ohne Hosen und ohne Messer gehen', genannt hat." (Maurer, Städteverfassung, II, S. 472.)

völlig zusammen mit den revolutionären Bewegungen der anderen ausgebeuteten Klassen, der Bauern und der kleinen Handwerker.

Dagegen wurde das Erwachen kommunistischer Tendenzen in der ganzen Gesellschaft damals in mancher Beziehung noch mehr begünstigt als während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

3. Der Gegensatz von arm und reich im Mittelalter.

Die Unterschiede zwischen Armen und Reichen waren im Mittelalter und auch noch in der Reformationszeit lange nicht so groß wie in der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft, aber sie traten offener für jedermann zutage und äußerten sich provozierender. Die größten gesellschaftlichen Unterschiede findet man heute in den Großstädten, in Millionenstädten, wo die Quartiere der Armut oft weitab liegen von denen der Reichen. In der Zeit, von der wir jetzt sprechen, war die lokale Sonderung der einzelnen Stände, ja der einzelnen Berufszweige in den Städten schärfer durchgeführt als heutzutage, aber die Städte waren klein — 10000 bis 20000 Einwohner machten schon eine große Stadt —, und man saß dicht aufeinander. Dazu aber kam noch der Umstand, daß sich das Leben ehedem viel mehr in der Öffentlichkeit abspielte, sowohl die Arbeit wie die Geselligkeit, daß die Freuden und Leiden jeder Klasse kein Geheimnis für die anderen blieben. Das politische Leben und die Feste spielten sich meist auf öffentlichen Plätzen ab, auf Märkten und Kirchhöfen oder in Kirchen und offenen Hallen. Gekauft und verkauft wurde auf den Märkten, aber auch die Handwerke wurden, wenn nur irgend möglich, auf den Straßen oder mindestens bei offenen Türen betrieben.

Vor allem aber ist ein Umstand wichtig geworden. Heute ist die Hauptaufgabe, die sich der Kapitalist stellt, die Akku-

mulation, die Anhäufung von Kapital. Ein moderner Kapitalist kann nie genug Kapital besitzen. Am liebsten möchte er sein ganzes Einkommen dazu verwenden, sein Kapital zu vermehren, um bestehende Betriebe erweitern, neue erwerben, Konkurrenten zugrunde richten zu können usw. Und wenn er tausend Millionen besitzt, so wird er, um sie zu sichern und zu hindern, daß ein Konkurrent ihn überflügle, nach der zweiten Milliarde streben. Nie verwendet der moderne Kapitalist sein ganzes Einkommen zum persönlichen Konsum — er wäre denn ein Narr oder ein Taugenichts, oder sein Einkommen reichte absolut nicht aus. Und auch der reichste Millionär kann ohne Minderung seines Ansehens einen ganz einfachen Lebenswandel führen. Soweit er sich aber einen Luxus gestattet, entfaltet er ihn in der Regel unter Ausschluß der Öffentlichkeit, in Ballsälen, chambres separées, in Jagdschlössern, Spielzimmern usw. Auf der Straße erscheint der Millionär nicht anders als die Masse seiner Mitbürger.

Ganz anders lagen die Dinge unter dem System der Naturalwirtschaft und dem der einfachen Warenproduktion. Der Reiche und Mächtige konnte damals sein Einkommen, mochte es in Naturalien oder in Geld bestehen, nicht in Aktien oder Staatspapieren anlegen. Er konnte seine Einkünfte nur verwenden zum Konsum oder — soweit sie in Geld bestanden — zur Anlegung eines Schatzes wertvoller und unverderblicher Waren, edler Metalle und edler Steine. Je mehr die Ausbeutung durch weltliche und geistliche Fürsten und Herren, durch Patrizier und Kaufleute wuchs, je größer deren Einkommen wurden, desto größer der Luxus, den sie trieben. Selbst konnten sie ja ihren Überfluß bei weitem nicht verzehren. Sie verwendeten ihn, um Knechte und Mägde zu halten, edle Pferde und Hunde zu erwerben, sich und ihr Gefolge in glänzende Stoffe zu kleiden, herrliche Paläste aufzuführen und diese aufs prächtigste auszustatten. Der Trieb nach Schatzbildung trug dazu bei, den Luxus zu

steigern. Die trotzigen Machthaber des Mittelalters vergruben nicht, wie der furchtsame Hindu, ihre Schätze im Boden, auch hielten sie's nicht für notwendig, sie den Blicken von Dieben und Steuerbeamten zu entziehen, wie unsere Kapitalisten. Ihr Reichtum war ein Zeichen und eine Wurzel ihrer Macht: stolz und prahlend trugen sie ihn zur Schau; ihr Gewand, ihr Geschirr, ihre Häuser glänzten von Gold und Silber, von edlen Steinen und Perlen. Es war das ein goldenes Zeitalter, auch für die Kunst.

Aber ebenso wie der ganze Reichtum wurde auch das ganze Elend damals offen zur Schau getragen. Noch stand das Proletariat in seinen Anfängen; es war bereits massenhaft genug, um tiefer denkende und feiner fühlende Menschen anzuspornen, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie die Not aus der Welt geschafft werden könne, aber noch nicht massenhaft genug, um in normalen Zeiten als Gefahr für Staat und Gesellschaft zu gelten. So fand die Denkweise fruchtbaren Boden, die das Christentum zur Zeit seiner Entstehung aufgenommen hatte, als das Lumpenproletariat sein vornehmster Träger war, jene Denkweise, die in der Armut nicht ein Verbrechen sah, sondern einen Gott besonders wohlgefälligen Zustand, der Berücksichtigung erheischte. War doch der Arme nach der Lehre des Evangeliums ein Repräsentant Christi, denn „was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan". (Matth. 25, 40.) In der Praxis kam das Proletariat damit freilich nicht weit; der Vertreter Christi wurde mitunter recht unchristlich behandelt. Aber man blieb doch entfernt von allen jenen feinen Erfindungen der modernen Polizei, die versuchen, den gesellschaftlichen Kehricht, wie jeden anderen auch, den Wohlhabenden aus dem Wege zu räumen, nicht, um die Armut zu beseitigen, sondern nur, um sie zu verstecken. Im Mittelalter wurden die Armen nicht in Armenhäuser, Arbeitshäuser, Zuchthäuser und sonstige Häuser gesperrt, das Betteln war ein gutes Recht, und jeder Gottesdienst, namentlich

jeder festliche, versammelte den höchsten Prunk und die größte Armut in demselben Raume, in der Kirche.

Damals wie heute konnte man auf die Gesellschaft das platonische Wort von den zwei Nationen anwenden. Aber die zwei Nationen der Armen und der Reichen waren im Mittelalter wenigstens noch zwei einander benachbarte Nationen, die einander verstanden und kannten. Heute sind die beiden Nationen einander völlig fremd geworden. Wenn sich in der Nation der Bourgeois das Verlangen regt, etwas über die Nation der Proletarier zu erfahren, dann bedarf es dazu einer eigenen Expedition, ebenso, als wenn es sich um die Erforschung des Innern von Afrika handelte. Aber letzteres erscheint dem Bourgeois wichtiger als ersteres; eine Erforschung Afrikas verspricht neue Absatzmärkte, verspricht Profit; eine Erforschung der proletarischen Zustände dagegen bedeutet die Erhebung der furchtbarsten Anklagen gegen die bestehenden gesellschaftlichen Zustände; niemand kann dadurch gefördert werden als die Sozialdemokratie. Kein Wunder, daß die europäischen Regierungen hundertmal mehr für die Erforschung Afrikas ausgeben, als für die unserer sozialen Zustände — wenn sie für letztere überhaupt etwas ausgeben —, und daß gar mancher „Gebildete“ über die Zustände im dunklen Weltteil besser Bescheid weiß, als über die in den Proletariervierteln der Stadt, in der er wohnt. Erst bei sehr vorgeschrittener kapitalistischer Entwicklung fängt es an, in dieser Hinsicht etwas besser zu werden, dank der zunehmenden Macht des Proletariats. Seitdem man es fürchtet, beginnt man es zu studieren.

Im Mittelalter brauchten die Besitzenden das Proletariat nicht zu fürchten, sie brauchten es aber auch nicht zu studieren, um seine Lage zu erkennen. Allüberall begegnete dem Beschauer das unverhüllte Elend, und zwar im krassesten Gegensatz zum übermütigsten und überschwenglichsten Luxus. Kein Wunder, daß dieser Gegensatz nicht nur die unteren Klassen empörte, sondern auch bessere Naturen in den höheren

Klassen gegen die Ungleichheit aufbrachte und Bestrebungen nach Herstellung der Gleichheit begünstigte.

4. Der Einfluß der christlichen Überlieferung.

Die Einwirkung der Überlieferung der Ideen, welche in früheren Gesellschaftszuständen entstanden sind, auf spätere Zustände, ist ein nicht zu unterschätzender Faktor in der gesellschaftlichen Entwicklung. Oft wirkt sie störend und hemmend, indem sie den Menschen das Erkennen der neuen gesellschaftlichen Tendenzen und ihrer Bedürfnisse erschwert. Im Ausgang des Mittelalters bewirkte sie vielfach das Gegenteil.

Nach den Stürmen der Völkerwanderung und nach der Barbarei, die ihr folgte, begannen seit den Kreuzzügen die Völker der abendländischen Christenheit wieder eine Kulturstufe zu erklimmen, die trotz ihrer Eigenart in vielem der Höhe der attischen und römischen Gesellschaft kurz vor ihrem Verfall und beim Beginn desselben entsprach. Die Literatur, der Gedankenschatz, den diese Gesellschaft hinterlassen hatte, entsprach den Bedürfnissen der aufstrebenden Klassen des ausgehenden Mittelalters aufs beste. Die Wiedererweckung der antiken Literatur und Wissenschaft förderte das Selbstbewußtsein und die Selbsterkenntnis der aufstrebenden Klassen ungemein und wurde dadurch eine gewaltige Triebfeder der gesellschaftlichen Entwicklung. Die Tradition, die sonst konservativ wirkt, ward unter diesen Umständen ein revolutionärer Faktor.

Jede Klasse nahm sich aus den überlieferten Gedankenschätzen natürlich das, was ihr am besten zusagte, was ihr am meisten entsprach. Das Bürgertum und die Fürsten nahmen gegen das Ende des Mittelalters das römische Recht in ihren Dienst, das den Bedürfnissen der einfachen Warenproduktion, des Handels und der absoluten monarchischen Staatsgewalt so trefflich angepaßt war. Sie

erfreuten sich an der heidnischen Literatur der Antike, einer Literatur der Lebenslust, mitunter sogar der Üppigkeit.

Dem Proletariat und den mit ihm Sympathisierenden konnte weder das römische Recht noch die klassische Literatur behagen. Was sie suchten, fanden sie in einem anderen Erzeugnis der römischen Gesellschaft, im Evangelium. Der Kommunismus des Urchristentums entsprach völlig ihren Bedürfnissen. Noch waren die Grundlagen einer höheren kommunistischen Produktion nicht gegeben, noch konnte der Kommunismus nichts anderes sein, als eine Art Ausgleichungskommunismus, als ein Teilen, ein Zuteilen des Überflusses der Reichen an die Armen, die des Notwendigen entbehrten.

Die kommunistischen Lehren der Evangelien und der Apostelgeschichte haben die kommunistischen Tendenzen des Mittelalters nicht geschaffen; aber sie haben ihre Entstehung und Verbreitung ebenso begünstigt, wie das römische Recht die Entwicklung des Absolutismus und der Bourgeoisie begünstigt hat.

Die Grundlage der kommunistischen Tendenzen blieb also eine christliche, eine religiöse; trotzdem kamen sie unfehlbar in Konflikt mit der herrschenden Kirche, der Reichsten unter den Reichen, die schon längst die Forderung des allgemeinen Kommunismus für eine teuflische Irrlehre erklärt und den kommunistischen Inhalt der urchristlichen Schriften durch allerlei Sophistereien zu verdrehen und zu verdunkeln gesucht hatte.

Führte indes das Bestreben, die Gesellschaft kommunistisch zu organisieren, notwendigerweise zur Ketzerei, zum Konflikt mit der päpstlichen Kirche, so förderte andererseits die Ketzerei, das heißt der Kampf gegen diese Kirche, das Aufkommen kommunistischer Ideen.

Noch war die Zeit nicht gekommen, in der man daran denken konnte, sich ohne Kirche überhaupt zu behelfen. Wohl entstand im Ausgang des Mittelalters in den Städten eine Kultur, die jener Kultur, welche die Kirche repräsentierte,

weit überlegen war. Die neuaufstrebenden Klassen — das Fürstentum mit seinen Höflingen, die Kaufleute, die römischen Juristen, die Literaten — waren denn auch nichts weniger als christlich gesinnt, und zwar um so weniger, je näher zu Rom sie wohnten. Die Hauptstadt der Christenheit selbst war der Hauptsitz des Unglaubens. Aber zu einer neuen Organisation der Staatsverwaltung, zu einer weltlichen Bureaukratie, die an Stelle der kirchlichen Organisationen hätte treten können, waren erst kümmerliche Ansätze vorhanden. Die Kirche als Herrschaftsorganisation blieb für die herrschenden, also gerade die ungläubigen Klassen noch unentbehrlich. Nicht die Kirche zu zerstören, sondern sie zu erobern und durch sie die Gesellschaft zu beherrschen und ihren Interessen gemäß zu gestalten, das war ebensosehr die Aufgabe der revolutionären Klassen beim Ausgang des Mittelalters, wie es heutzutage Aufgabe des Proletariats ist, den Staat zu erobern und ihn sich dienstbar zu machen.

Je ungläubiger die oberen Klassen wurden, desto besorgter zeigten sie sich für das Seelenheil der unteren Klassen, desto ängstlicher sahen sie darauf, daß diesen ja jede Bildung vorenthalten werde, die ihren Blick über den Bereich der christlichen Lehren erhoben hätte. Und sie brauchten sich dabei nicht allzusehr zu bemühen, denn die soziale Lage der Bauern, Handwerker und Proletarier war ja eine solche, die ihnen von vornherein das Erlangen einer höheren Bildung unmöglich machte. Sie blieben also im Bannkreise der christlichen Anschauungen.

Die päpstliche Kirche gewann dadurch herzlich wenig. Denn es verhinderte nicht, daß sich große Volksbewegungen gegen die ausbeutende Kirche entwickelten; es bewirkte bloß, daß sich diese Bewegungen zur Begründung ihrer Bestrebungen vorwiegend auf religiöse Argumente beriefen.

Die literarischen Erzeugnisse des Urchristentums boten allen denen, die die Kirchengüter — aus welchen Gründen

immer — konfiszieren wollten, ein reiches Arsenal von Waffen; ging doch aus diesen Schriften deutlich hervor, daß Jesus und seine Jünger arm gewesen waren, und daß sie von ihren Nachfolgern freiwillige Armut verlangt hatten; daß die etwaigen Güter der Kirche nicht der Geistlichkeit, sondern der Gemeinde gehört hatten.

Die Rückkehr zum Urchristentum, zum Evangelium, die Wiederherstellung des „reinen Wortes Gottes", das die päpstliche Kirche gefälscht und in sein Gegenteil verdreht hatte, das wurde das Bestreben aller dem Papsttum feindlichen Klassen und Parteien. Freilich deutete jede dieser Parteien je nach den Interessen, die sie vertrat, das „reine Wort Gottes" anders. Einig waren sie bloß darin, daß es die Besitzlosigkeit der kirchlichen Hierarchie fordere. Ob es aber auch die demokratische Organisation der Kirchengemeinde verlange oder gar die Gütergemeinschaft, darüber gingen die verschiedenen dem Papsttum opponierenden Richtungen weit auseinander. Aber da vom Urchristentum tatsächlich diese demokratische Organisation und diese Gütergemeinschaft überliefert waren, so mußte ein Verehrer des Urchristentums schon sehr am Gegenteil interessiert sein, um aus dem „reinen Wort Gottes" etwas anderes herauszulesen. Jedes ehrliche Mitglied der besitzenden Klassen, das an einer ketzerischen Bewegung teilnahm und imstande war, sich geistig über die Interessen und Vorurteile seiner Klasse zu erheben, konnte daher verhältnismäßig leicht für den demokratischen Kommunismus gewonnen werden, namentlich so lange, als den besitzenden, dem Papsttum feindlichen Klassen dieses als ein übermächtiger Feind, der Kommunismus dagegen als die harmlose Spielerei einiger überspannten Ideologen erschien; solange es notwendig war, alle oppositionellen Kräfte gegen das Papsttum in einer Phalanx zu vereinigen. Der ketzerische Kommunismus zeigte sich anfangs bloß der päpstlichen Ausbeutung gefährlich. Darum erwarb er sich leicht die Duldung der besitzenden Klassen,

wo diese ketzerisch gesinnt waren, darum war es möglich, daß der Ruf nach Rückkehr zum Urchristentum nicht bloß in den Kreisen der ärmeren Bevölkerung, sondern auch bei nicht wenigen Mitgliedern der besitzenden Klassen kommunistische Tendenzen aufkommen ließ.

Betrachtet man alle diese Umstände, dann erscheint es begreiflich, daß die kommunistischen Ideen zur Zeit der ketzerischen Bewegungen, die auf den Sturz des Papsttums abzielten, eine Kraft und eine Ausdehnung erlangen konnten, der die Kraft, die Ausdehnung und das Selbstbewußtsein des Proletariats damals keineswegs entsprachen.

Deshalb mußten aber auch die ketzerischen, kommunistischen Bewegungen in der Regel rasch zusammenbrechen, anscheinend ohne Spuren zu hinterlassen, sobald sie einen Versuch machten, die ganze Gesellschaft der Besitzenden anzugreifen, statt sich zusammen mit den Bewegungen der besitzenden Klassen einzig gegen das Papsttum zu richten.

Alle diese Umstände: mangelndes Klassenbewußtsein bei den Besitzlosen, verhältnismäßig großes Interesse Besitzender — Kaufleute, Ritter, namentlich aber Geistlicher — für kommunistische Bestrebungen, starke literarische Beeinflussung durch kommunistische Tendenzen einer früheren Periode -- des Urchristentums —, alles das mußte bewirken, daß in der ganzen Zeit vom Aufleben kommunistischer Ideen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert bis in die Zeit der Reformation, ins sechzehnte Jahrhundert hinein, die religiöse Hülle, in der die kommunistische Bewegung auftrat, ihren Klassencharakter noch stärker verdeckte, als dies bei den Volksbewegungen der damaligen Zeit im allgemeinen der Fall war.

Aber doch ist es das Proletariat gewesen, welches damals schon den kommunistischen Bewegungen seinen Stempel aufgedrückt hat. Und so wie das mittelalterliche Proletariat verschieden ist von dem der verfallenden römischen Gesellschaft, aber auch verschieden von dem modernen, so ist auch

der Kommunismus, dessen Träger es war, verschieden von dem urchristlichen ebenso wie von dem des neunzehnten Jahrhunderts. Er bildet ein Übergangsstadium zwischen beiden.

Er ist ebenso wie der urchristliche und aus denselben Ursachen wie dieser ein Kommunismus der Konsummittel, nicht der Produktionsmittel, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem modernen; das brauchen wir wohl nach dem bisher Ausgeführten nicht weiter zu erklären.

Der Kommunismus des Mittelalters und der Reformationszeit ist aber auch ebenso wie der des Urchristentums ein asketischer und ein mystischer, ein Kommunismus der Entsagung und ein Kommunismus, der auf das Eingreifen geheimnisvoller, übermenschlicher Mächte rechnet. Auch dadurch steht er im Gegensatz zum Kommunismus des neunzehnten Jahrhunderts.

5. Die Mystik.

Betrachten wir zunächst den letzteren Punkt, den Mystizismus. Eine seiner Wurzeln haben wir schon berührt: die Unwissenheit der großen Volksmassen. Je mehr Warenproduktion und Warenhandel sich entwickelten, desto mehr wuchsen die gesellschaftlichen Mächte den Menschen über den Kopf, desto undurchsichtiger und geheimnisvoller wurden die gesellschaftlichen Zusammenhänge und desto furchtbarer die gesellschaftlichen Übel, die über die Menschen hereinbrachen. Ratlos und hilflos standen ihnen diese gegenüber, am ratlosesten und hilflosesten die unteren, die ausgebeuteten Volksklassen.

Die herrschenden und aufstrebenden Klassen, namentlich die Kaufleute und Fürsten, fanden sich in den neuen Verhältnissen zurecht mit Hilfe der antiken Staatsweisheit und des römischen Rechts, deren Wiedererweckung sie förderten. Den unteren Klassen waren diese Wissenschaften schwer zugänglich — schwerer zugänglich, als die Wissenschaft heut-

zutage für das Volk ist, denn diese hatte damals ihre eigenen, von der Volkssprache verschiedenen Sprachen: das Lateinische und Griechische.

Das war jedoch nicht der entscheidende Grund dafür, warum die Wissenschaft in die niederen Volksklassen nicht eindrang. Der entscheidende Grund war der, daß diese sich ablehnend zu ihr verhielten, weil sie im Gegensatz stand zu ihren Bedürfnissen.

Die Entwicklung der Wissenschaft ist ebensowenig wie die der Kunst unabhängig von der Entwicklung der Gesellschaft. Daß die Wissenschaft gedeihe, dazu gehören nicht bloß bestimmte *Vorbedingungen*, welche die wissenschaftliche Forschung erst *ermöglichen*, es gehören dazu auch bestimmte *Bedürfnisse*, welche zu wissenschaftlicher Forschung *antreiben*. Nicht für jede Gesellschaft und jede Gesellschaftsklasse besteht das Bedürfnis nach tieferer Erforschung der wirklichen Zusammenhänge in Natur und Gesellschaft, auch wenn die nötigen Vorbedingungen gegeben sind. Eine Klasse oder eine Gesellschaft, die im Niedergang begriffen ist, wird sich stets dagegen sträuben, die Wirklichkeit zu erkennen; sie wird ihre Intelligenz nicht dazu benutzen, das, was ist, klarzustellen, sondern dazu, Argumente zu entdecken, durch die sie sich selbst beruhigen, trösten und — betrügen kann, ganz abgesehen von der Notwendigkeit, ihre Gegner über ihre Kraft und Lebensfähigkeit zu täuschen.

Der Fortschritt der Wissenschaft kann stets nur gefördert werden durch aufstrebende Gesellschaftsschichten und Gesellschaften. Wem die Zukunft in *Wirklichkeit* gehört, der hat alles Interesse daran, die Wirklichkeit zu erforschen und jede Täuschung darüber aufzuheben.

Als die antike Gesellschaft verkam, ging es auch mit ihrer Wissenschaft bergab. Die Menschen flüchteten sich immer mehr aus dem Reiche der Wirklichkeit, deren Jämmerlichkeit sie bedrückte, in das Gebiet des Außerwirklichen, des Phantastischen, des Mystischen, das sie ihren Bedürfnissen

gemäß gestalten konnten. Wo sie an sich selbst verzweifelten, da sollte die Kraft übernatürlicher Wesen helfen. Der Chiliasmus gedieh auf diesem Boden, der Wunderglaube und die Mystik.

Die Germanen, die das römische Weltreich zum großen Teil beerbten, übernahmen auch die Lehren des Christentums, welche aus dieser Atmosphäre erwachsen waren, aber sie gaben ihnen einen anderen Inhalt. Die kühnen und lebenslustigen Barbaren hatten kein Verständnis für jene finstere und zerknirschte Abwendung von der Wirklichkeit, jenes angstvolle Grübeln und Suchen im eigenen Innern, das die Mystiker des Urchristentums auszeichnete. Sie waren nicht imstande, das Christentum wissenschaftlich zu überwinden, aber sie faßten es so naiv-sinnlich auf, daß der Mystizismus aufhörte, eine lebendige Macht zu sein. Gleich manchen literarischen Resten des Heidentums fristete er eine karge Existenz in einigen Klöstern.

Da kamen Warenproduktion und Warenhandel in der christlich-germanischen Welt auf und revolutionierten sie, und nun bildete sich wieder, und zwar zunächst in den Städten, in den Sitzen der aufstrebenden Kultur, der Boden für ein Wiederaufleben der apokalyptischen Ideen und des Mystizismus überhaupt. Er entsprach den Bedürfnissen derselben Schichten, denen der urchristliche Kommunismus entsprach. Mit dem einen entwickelte sich auch der andere.

Nicht den Armen und Gedrückten gehörte damals die Zukunft, sondern den Reichen und Mächtigen, den Fürsten und den Kapitalisten. Diese hatten alle Ursache, die Wissenschaft zu fördern, die um so mehr für die Machthaber sprach, je besser sie die Wirklichkeit erfaßte. Auch wo sie nicht deren Magd war, wo sie frei sich entwickeln konnte, förderte sie Fürsten- und Kapitalistenmacht.

Die Zeit, wo die Zukunft, die absehbare Zukunft, dem Kommunismus, dem Proletariat gehörte, war noch lange nicht gekommen. Je besser die Armen und Gedrückten die

Wirklichkeit erkannten, desto trostloser mußte sie ihnen erscheinen. Nur ein Wunder konnte die „großen Hansen", ihre Bedrücker und Ausbeuter, in ihrer Gesamtheit niederwerfen und den darbenden Massen Wohlstand und Freiheit bringen. Aber sie verlangten danach mit allen Fasern ihres Herzens, sie mußten daran glauben, sollten sie nicht verzweifeln. Sie fingen an, die neuauflebende Wissenschaft, die ihren Peinigern diente, ebensosehr zu hassen wie den überkommenen Kirchenglauben; sie fingen an, sich von der Wirklichkeit abzuwenden, die so jammervoll und trostlos war, und grübelnd sich in ihr Inneres zu versenken, um daraus Trost und Zuversicht zu schöpfen. Den Argumenten der Wissenschaft und der Wirklichkeit setzten sie die Stimme ihres Innern entgegen, „Gottes Stimme", die „Offenbarung", die „innere Erleuchtung", das heißt in Wirklichkeit die Stimme ihres Sehnens und Bedürfens, die um so lauter tönte und um so siegreicher sich geltend machte, je mehr der Grübelnde sich absonderte von der Gesellschaft, alles Störende von sich fernhielt und seine Phantasie durch die verschiedensten Mittel der Ekstase, namentlich durch Hungern und Beten, erhitzte. So kamen diese Schwärmer zum Glauben an das Wunder, der schließlich so felsenfest in ihnen wurde, daß sie ihn auch anderen mitzuteilen wußten, die gleiches Bedürfen und Verlangen dazu geneigt machte.

Ein charakteristisches Beispiel dieser Denkart bieten uns die Schriften Münzers. Wir wollen einige hier zitieren, vor allem seine Auslegung des zweiten Kapitels Daniels, das vom Traumbild des Königs Nebukadnezar handelt — dem Standbild von Eisen und Gold mit tönernen Füßen, die ein Stein zerschmettert — einem für revolutionäre Deutungen höchst fruchtbaren Traum.*

Münzer führt da aus: Christus ist „zum lautern phantastischen Götzen gemacht", „er ist worden zum Fußhader

* Außlegung des andern unterspds Danielis usw., Allstedt 1524.

der ganzen Welt"; darum werden wir von Heiden und Türken verspottet; das Leiden Christi ist nur noch ein Jahrmarkt. Darum müssen wir aus diesem Unflat erstehen, Gottes Schüler werden, von ihm gelehrt und mit der Kraft ausgestattet zur Rache wider die Feinde Gottes. Die Furcht Gottes ist uns hoch vonnöten, ohne Furcht der Kreatur. Man kann nicht zwei Herren dienen. Die Schriftgelehrten freilich behaupten, Gott offenbare sich heute nicht mehr seinen lieben Freunden durch Gesichte und mündliches Wort, man müsse sich an die Schrift halten. Sie verspotten die Warnungen derer, die mit der Offenbarung Gottes umgehen, wie die Juden Jeremias verspotteten, der die babylonische Gefangenschaft prophezeite.

Nun kommt Münzer auf den Traum Nebukadnezars zu sprechen. Seine Zeichendeuter konnten ihn nicht auslegen. „Es waren gottlose Heuchler und Schmeichler, die da redeten, was die Herren gerne hören, gleich wie itzt zu unserer Zeit die Schriftgelehrten tun, die da gerne geile Bißlen essen zu Hofe." Diese Gelehrten werden verführt durch die Ansicht, sie könnten ohne die Ankunft des Heiligen Geistes das Gute vom Bösen sondern. Aber das Wort kommt ins Herz von Gott herab. „Darum trägt St. Paul hervor den Mosen und Esaiam (Röm. 10) und redet da vom innerlichen Worte, zu hören in dem Abgrund der Seelen durch die Offenbarung Gottes. Und welcher Mensch dieses nicht gewahr und empfindlich worden ist durch das lebendige Gezeugnis Gottes (Röm. 8), der weiß von Gott nichts Gründliches zu sagen, wenn er gleich hunderttausend Biblien hätt' gefressen.

„Soll nun der Mensch des Wortes gewahr werden und daß er fein empfindlich sei, so muß ihm Gott nehmen seine fleischliche Lust, und wenn die Bewegung von Gott kommt ins Herz, daß er töten will alle Wollust des Fleisches, daß er ihm da stattgebe, daß er seine Wirkung bekommen mag. Denn ein tierischer Mensch vernimmt nicht, was Gott in der Seele redet (1. Korinth. 2), sondern er muß

durch den Heiligen Geist geweiset werden auf die ernstliche Betrachtung des lautern reinen Verstandes des Gesetzes (Psalm 18), sonst ist er blind im Herzen und dichtet sich einen hölzernen Christus und verführet sich selber. ... Also auch zur Offenbarung Gottes muß sich der Mensch von aller Kurzweil absondern und einen ernstlichen Mut zur Wahrheit tragen (2. Korinth. 6), und muß durch Übung solcher Wahrheit die unbetrüglichen Gesichte von den falschen erkennen."

Ein Auserwählter, der da wissen will, welch ein Gesicht oder Traum von Gott, welches von der Natur oder vom Teufel sei, der muß mit seinem Gemüt und Herzen, auch mit seinem natürlichen Verstand „abgeschieden sein von allem zeitlichen Trost seines Fleisches". Hat er alle Disteln und Dornen, das ist die Wollüste, aus seinem Herzen entfernt, so daß nun gutes Gewächse darin ersprießt, „dann wird der Mensch erst gewahr, daß er Gottes und des Heiligen Geistes Wohnung sei in der Länge seiner Tage".

In einer anderen Schrift schildert Münzer drastisch den Gegensatz zwischen einem aufrichtigen Christen, der in Zweifeln und Bekümmernissen unter den größten seelischen Schmerzen nach der Offenbarung sucht, und dem selbstzufriedenen Schriftgelehrten, der religiöse Gleichgültigkeit predigt und aller Seelenkämpfe spottet.

Früher oder später, sagt Münzer, macht der Drang nach dem rechten Glauben in einem „anfangenden Christen" sich Luft, und dieser seufzt: „Ach, ich elender Mensch, was treibt mich in meinem Herzen? Mein Gewissen verzehrt all mein Saft und Kraft und alles, was ich bin. Ei, was soll ich doch nun machen? Ich bin irre worden an Gott und der Kreatur, ohne allen Trost. Da peinigt mich Gott mit meinem Gewissen, mit Unglauben, Verzweiflung und mit seiner Lästerung. Von auswendig werde ich überfallen mit Krankheit, Armut, Jammer und aller Not von bösen Leuten usw., und doch bedrängt es mich inwendig mehr denn äußerlich.

Ach, wie gerne wollt' ich doch recht glauben, wenn ich nur wüßte, welches der rechte Weg wäre."

In dieser Not wendet sich der Zweifelnde an die Gelehrten um Rat. „Da sagen dann die Gelehrten, welchen es mächtig über die Maßen sauer wird, ehe sie das Maul auftun, denn ein Wort kostet bei ihnen viel roter Pfennig: ‚Ei, lieber Mann, willst du nicht glauben, so fahre zum Teufel.' ‚Ach, allergelehrtester Doktor, ich wollte gerne glauben, aber der Unglaube verdruckt alle meine Begier; was soll ich mit ihm in der Welt tun?' Da spricht aber der Gelehrte: ‚Ja, lieber Geselle, du mußt dich um solche hohe Dinge nicht bekümmern; glaube du nur einfältig und schlag' die Gedanken von dir. Es ist eitel Phantasie. Gehe zu den Leuten und sei fröhlich, so vergißt du der Sorge.' Sieh, lieber Bruder, solcher Trost hat regiert in der Kirchen und kein anderer. Derselbige Trost hat allen christlichen Ernst zum Greuel gemacht. . . . Der heilige Petrus sagt dir, wer die Mastfäue sind; das sind alle untreuen, falschen Gelehrten, sie seien von welcher Sekte sie wollen; die fressen und saufen und treiben alle ihre Lust in Wohlleben und greinen mit scharfen Zähnen, wie Hunde, wenn man ihnen ein Wort widerspricht."*

Die Gelehrten und die weltliche Lust kommen bei Münzer gleich schlecht weg.

Die neue, kommende Gesellschaft stellte sich Münzer in chiliastischer Weise höchst überschwenglich als das Paradies auf Erden vor. „Ja," rief er, „es muß uns allen in der Ankunft des Glaubens widerfahren und gehalten werden, daß wir fleischlichen, irdischen Menschen sollen Götter werden, durch die Menschwerdung Christi, und also mit ihm Gottes Schüler sein, von ihm selbst gelehrt werden und vergottet sein. Jawohl, vielmehr in ihn ganz und gar verwandelt,

* Protestation oder empietung Tome Müntzers von Stolberg am Hartzs, Alstedt 1524.

auf daß sich das irdische Leben schwenke in den Himmel."* Dies ein Pröbchen apokalyptischer Mystik; damit vertrug sich allerdings sehr gut ein derber Realismus. Erfüllte Gott Münzers Offenbarungsdrang nicht, dann äußerte sich dieser sehr despektierlich, wenn wir Melanchthon glauben dürfen, der schaudernd erzählt: „Ja, er sagt öffentlich, das erschrecklich ist zu hören, er wollt in Gott scheißen, wenn er nicht mit ihm redet wie mit Abraham und andern Patriarchen."**

Der überschwengliche Mystizismus, der Hand in Hand geht mit der Askese, ist dem modernen Proletariat fremd. Heute sieht jeder, der für die Zeichen der Zeit nicht blind ist, daß dem Proletariat die Zukunft gehört, daß alle anderen Klassen ihm gegenüber an sozialer Bedeutung und mithin auch an politischer Macht, an Intelligenz und moralischer Kraft im Niedergang begriffen sind. Heute ist es die Wirklichkeit, die den Sieg des Proletariats verheißt, um so lauter verheißt, je tiefer sie erforscht wird und je klarer die Tendenzen der heutigen gesellschaftlichen Entwicklung zutage treten. Die Wissenschaft, die sich die rücksichtslose Erforschung der Wahrheit zur Aufgabe macht, sie liegt heute nur im Interesse des Proletariats, diese Klasse ist es allein, die ein Interesse an der Erforschung der Wahrheit hat.

Wohl blüht der Mystizismus, das Bedürfnis nach überirdischen Mächten, heute wieder auf: aber nicht mehr im Proletariat, nicht mehr bei den Kommunisten — die sind zu Wirklichkeitsphilosophen geworden, zu Materialisten —, sondern in den besitzenden Klassen, die fühlen, daß ihre Stunde kommt.

Jedoch fehlt diesen der Glaube und jene Hingebung an eine große Sache, die den kommunistischen Mystikern des

* Außgerückte emplößung des falschen Glaubens der ungetrewen Welt, Mühlhausen 1524.

** Philipp Melanchthon, Historie Thomae Münzers, abgedruckt in „des teuren Mannes Gottes, Dr. Martin Luther" sämtlichen Schriften und Werken, Leipzig 1729, XIX, S. 295.

Mittelalters die Kraft verlieh, die härtesten Verfolgungen zu überwinden und freudig dem Tode entgegenzugehen. Der bürgerliche Mystizismus und Aberglaube unserer Tage erzeugt nicht mehr Helden und Märtyrer; er ist ebensowenig mehr imstande, rücksichtslos zu sein wie die bürgerliche Wissenschaft. Er borgt gern von dieser ein Mäntelchen, um salonfähig zu erscheinen, und beugt sich vor den Launen der Vornehmen.

6. Die Askese.

Neben dem Mystizismus ist als unterscheidendes Merkmal der Kommunisten des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit im Gegensatz zu den heutigen noch hervorzuheben ihr asketischer Charakter.

Im Mittelalter, ebenso wie zur Zeit des verfallenden Römertums, war die Produktion noch nicht so weit entwickelt, daß es möglich gewesen wäre, allen die Mittel eines verfeinerten Lebensgenusses zu gewähren. Wer die Gleichheit aller verlangte, der mußte nicht bloß in der Üppigkeit, sondern auch in den Künsten und Wissenschaften, die ja tatsächlich vielfach nur als Dienerinnen der Üppigkeit auftraten, ein Übel sehen. Aber die Kommunisten gingen meist noch weiter. Angesichts des ungeheuren Elends erschienen ihnen nicht bloß der Übermut und die Frivolität, sondern leicht überhaupt jede Freude, jeder Genuß, auch der harmloseste, als eine Sünde. Beispiele davon haben uns schon die oben zitierten Stellen aus den Münzerschen Schriften gebracht. Sie könnten leicht vervielfältigt werden. Melanchthon war über diese Anschauung sehr entrüstet. „Und lehrte," berichtet er in der schon erwähnten „Historie Thomae Münzers", „daß man also zu rechter und christlicher Frömmigkeit kommen müsse. Anfänglich müßt man ablassen von öffentlichen Lastern, als Ehebruch, Totschlag, Gotteslästerung und dergleichen. Dabei müßt man den Leib kasteien und martern mit Fasten, schlechter Kleidung, wenig reden, sauer sehen, den Bart nicht

abschneiden. Dergleichen kindische Zucht nennete er Tötung des Fleisches und Kreuz, davon im Evangelio geschrieben ist. Darauf drungen alle seine Predigten ernstlich." Durch diesen finsteren Puritanismus kamen die Kommunisten in Gegensatz nicht nur zu den herrschenden, sondern oft auch zu den arbeitenden Klassen ihrer Zeit, die noch voll urwüchsiger Lebensluft und Frohmütigkeit waren. Vielfach waren die Kommunisten bei Bauern und Handwerkern als Mucker verhaßt. Erst als die Reformation in ihrer Entwicklung zur Niederdrückung und Mißhandlung dieser Klassen führte und das Aufkommen des fürstlichen Absolutismus jeden Widerstand hoffnungslos erscheinen ließ, als ferner die kapitalistische Produktionsweise ihren Einzug hielt und das Sparen — die „Entsagung" — zur Haupttugend der kleinen Ausbeuter machte, weil es dasjenige Mittel war, welches ihnen am ehesten versprach, sie in die Reihen der großen Ausbeuter avancieren zu lassen: erst von da an begann der puritanische Geist in der Bauernschaft und dem Kleinbürgertum Wurzel zu fassen.

Aber dieselbe kapitalistische Produktionsweise, die den Bauern und Kleinbürgern den Puritanismus eingeimpft hat, treibt ihn dem Proletarier aus: sie flößt ihm Hoffnungslosigkeit und Hoffnungsfreudigkeit gleichzeitig ein. Sie läßt ihm alle Versuche hoffnungslos erscheinen, seine Lage durch individuelle Anstrengung erheblich zu bessern; sie raubt ihm als einzelnen jede Aussicht auf eine bessere Zukunft und läßt es ihm töricht erscheinen, der Zukunft die Gegenwart zu opfern. Carpe diem — nütze den Tag, versäume keine Gelegenheit des Genusses, die sich dir bietet, wird sein Motto; seine Lage macht ihn sorglos — freilich nicht sorgenlos — und leichtsinnig, in den Augen des puritanischen Philisters die zwei größten Todsünden.

Aber gleichzeitig erzeugt die kapitalistische Produktionsweise auch Hoffnungsfreudigkeit im Proletarier: läßt sie ihm seine individuelle Zukunft immer hoffnungsloser erscheinen,

so zeigt sie ihm die Zukunft seiner Klasse in immer glänzenderem Lichte. Von Tag zu Tag wächst die Hoffnungsfreudigkeit und Siegesgewißheit des Proletariats: es sieht den Tag immer näher heranrücken, der es zum Herrn aller der Schätze macht, die es erzeugt. Und welcher Schätze!

Was die heutigen Proletarier empört, ist nicht so sehr der Luxus der Reichen; wir haben schon darauf hingewiesen, daß dieser heute weniger provozierend auftritt als vor einem halben Jahrtausend. Was sie empört, ist die Tatsache, daß sie Mangel leiden müssen inmitten und infolge des Überflusses an allem Notwendigen. Sie wissen, daß angesichts der ungeheuren Produktivkräfte, welche die moderne Produktionsweise hervorgebracht hat, die Zeit gekommen ist, wo man Überfluß für alle schaffen kann.

Erzeugt die kapitalistische Produktionsweise in demjenigen Proletarier, der nur sein individuelles Schicksal im Auge hat, Sorglosigkeit und Leichtsinn, so erzeugt sie höhere Formen des Frohsinns und der Lebensfreudigkeit in jenen, die am Kampfe ihrer Klasse teilnehmen, die für die Gesamtheit ihrer Klasse und mit ihr fühlen und denken.

Die Proletarier des Mittelalters dachten und empfanden anders — soweit sie überhaupt zu selbständigem Denken und Empfinden gelangten. Aber so sehr ihr Puritanismus sich mit der Askese des Christentums, namentlich seiner ersten Jahrhunderte, berühren mochte, so war er doch von dieser in wesentlichen Punkten verschieden.

Der Charakter der Askese des Christentums in seinen Anfängen wurde am meisten bestimmt durch das Lumpenproletariat. Dessen hervorstechendste Eigentümlichkeiten — wer moralisieren will, mag sie Laster nennen — sind aber Faulheit, Schmutz und Stumpfsinn. Die christliche Askese war im Grunde nichts als ein System raffinierter Methoden, diese lumpenproletarischen Eigentümlichkeiten auf den Gipfel der Vollkommenheit zu bringen. Sie begegnet sich darin mit der indischen (brahmanischen und buddhistischen)

Askese, die sich unter ähnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen entwickelte.

Jahre-, ja jahrzehntelang kauerten die frommen Männer und Frauen auf einem Fleck, ohne sich zu rühren, in stumpfsinniger Gleichgültigkeit gegen jede äußere Einwirkung, gegen Hitze und Frost, Regen und Dürre, ohne sich je zu waschen, ohne Haare und Nägel zu schneiden, ohne das Ungeziefer zu belästigen, das üppig auf ihnen gedieh. Manche dieser heiligen Büßer — heilig waren sie alle mehr oder weniger — waren sogar zu faul zum Essen und mußten von frommen Seelen künstlich gefüttert werden.

Die Proletarier des Mittelalters waren zum größten Teil bereits Arbeiter; sie durften sich den Luxus einer derartigen Entsagung nicht erlauben; sie lebten nicht von der Mildtätigkeit, das heißt der Ausbeutung anderer, wie die Anachoreten, sondern von ihrer eigenen Arbeit; sie mußten sich rühren, sich um die Welt kümmern, wollten sie nicht verhungern. Weder Stumpfsinn noch Faulheit waren mit ihrer Existenz verträglich; und sie waren noch zu wenig herabgewürdigt, sie standen noch einem gedeihenden, wohlhabenden Bauern- und Handwerkertum zu nahe, als daß sie sich mit dem Schmutze hätten befreunden können. Am allerwenigsten war dies der Fall bei denjenigen unter ihnen, die so hoch standen, daß sie fähig waren, kommunistische Ideen aufzunehmen. Alle Berichterstatter sind einstimmig darin, daß gerade die Mitglieder der kommunistischen Sekten des Mittelalters und der Reformation sich durch Fleiß, Ehrbarkeit und Sauberkeit vor ihrer Umgebung hervorgetan haben. Dieser Eigenschaften wegen wurden sie stellenweise als Arbeiter sogar willkommen geheißen. Einen guten Beleg dafür bieten uns die Wiedertäufer in Mähren, wo es ihnen gelungen war, sich an verschiedenen Punkten festzusetzen und als friedliche Sekte einige Kolonien zu gründen, die so kommunistisch waren, als es die Umgebung, in der sie lebten, erlaubte. Über sie schreibt Gindely, der keineswegs mit ihnen sympathisiert:

„Mitten unter den verschiedenen Parteien gab es sporadisch in Böhmen, in großen Massen aber und in zahlreichen Gemeinden in Mähren Wiedertäufer. Sie waren vor 1530 in Mähren eingewandert und hatten sich da schnell in mehr als siebzig Gemeinden ausgebreitet. Die Staatsgewalt verfolgte sie bald mehr, bald weniger eifrig, aber sie erhielten sich, dank dem Schutz einiger adligen Geschlechter, die ihre guten Gründe dazu hatten.

„Solchergestalt traf Maximilian in Mähren die Wiedertäufer, die so oft und so vergeblich proskribiert worden waren. Der Gewohnheit seines Vaters gemäß machte er 1567 dem Landtag die Proposition zur Vertreibung derselben binnen kurzer Frist. Was aber nie früher von seiten des Adels geschehen war, traf jetzt ein. Der Herren- und Ritterstand — der Stand der Prälaten und die Städte beteiligten sich nicht an dieser Bitte — befürwortete beim Kaiser die Belassung der Wiedertäufer in ihren Wohnorten. Die Bitte wurde nicht etwa mit der Vorstellung unterstützt, daß dieselben noch nicht überwiesene Ketzer seien oder daß man sich mit ihrer Bekehrung befassen werde, nein, die Bitte fußte auf dem nur zu wahren Grunde, daß die Wiedertäufer sehr nutzbringende Untertanen seien, die man ohne großen materiellen Nachteil noch weniger wie die Juden entfernen dürfe; Katholiken, Utraquisten wie (böhmische) Brüder beugten sich vor der Wichtigkeit dieses von ihnen selbst aufgestellten Argumentes. Und in der Tat waren die Wiedertäufer überall äußerst emsige, sparsame, mäßige, übrigens aber weitaus die geschicktesten Arbeiter in Mähren.“*

Etwas Derartiges kann von den apokalyptischen Schwärmern und Asketen der Anfänge des Christentums nicht behauptet werden.

---

* A. Gindely, Geschichte der böhmischen Brüder, II, S. 19 ff. Prag 1857.

7. Die Internationalität und der revolutionäre Geist.

In einem wesentlichen Punkte stimmen alle drei hier betrachteten Arten des Kommunismus, der urchristliche, der mittelalterliche und der moderne, überein: in ihrer Internationalität, die sie scharf scheidet vom platonischen, der ein lokaler war. Der letztere war für einzelne Stadtgemeinden mit ihrem Gebiet berechnet. Vom Christentum an wirkt dagegen jeder Kommunist für die gesamte Menschheit, oder wenigstens für den gesamten internationalen Kulturkreis, in dem er lebt. Die lokale Beschränktheit des platonischen Kommunismus entspricht den Eigentümlichkeiten der bäuerlichen und handwerksmäßigen Produktion. Die bäuerliche Produktion macht die Menschen seßhaft, fesselt sie an die Scholle und nimmt alle ihre Arbeitskräfte völlig in Anspruch. Das Herumschweifen der ehedem nomadischen Stämme hört auf, der Gesichtskreis der ländlichen Bevölkerung verengert sich, die Kirchturmspolitik, die Beschränkung auf die Markgenossenschaft und Gemeinde wird zur Eigentümlichkeit des Bauern.

Nicht besser steht es mit dem städtischen Kleinbürger des Mittelalters. Auch er ist meist Landwirt neben seinem städtischen Beruf; aber selbst wo er ausschließlich letzterem lebt, ist er an die Scholle gefesselt, durch seine Abhängigkeit von einem bestimmten lokalen Kundenkreis, in der Regel auch als Hausbesitzer.

Die Kapitalisten und die Proletarier überwinden diese lokale Beschränktheit. Der Kaufmann lebt nicht von seinen lokalen Kunden allein, sondern und vornehmlich von dem Verkehr der Heimat mit der Fremde. Je inniger und leichter dieser Verkehr, desto besser gedeiht er. Daher ist der Kaufmann international oder, besser gesagt, interlokal. Wo er einen Profit machen kann, dort ist er zu Hause.

Aus anderen Gründen stammt der interlokale Sinn des Proletariers. Dieser besitzt nichts, was ihn an die Scholle

fesselt; seine Heimat bietet ihm nichts, was er nicht anderswo auch fände, Ausbeutung und Unterdrückung. Die geringste Aussicht, anderswo sein Los zu verbessern, genügt, ihn dorthin wandern zu lassen.

Aber der Interlokalismus des Kaufmanns ist ein ganz anderer als der des Proletariers. Der Verkehr des ersteren mit der Fremde und seine Stellung auf dem auswärtigen Markte hängen wesentlich ab von der Macht des Staates — sei es eine antike Stadt oder eine moderne Nation —, dem er angehört. Er bedarf zu seinem Gedeihen einer kräftigen Staatsgewalt, namentlich einer starken Kriegsmacht. Er ist daher stets Patriot, mag er im Ausland oder im Inland weilen — in ersterem meist noch mehr als in letzterem —; seit dem Mittelalter finden wir ihn überall, wo die Verhältnisse dem Absolutismus und der Bildung nationaler Staaten günstig sind, auf der Seite der Fürsten und des Chauvinismus.

Anders der Proletarier. Die Staatsgewalt bildet den mächtigsten Schutz derjenigen, die ihn ausbeuten und mißhandeln. Und das Proletariat hatte seit dem Untergang der römischen Republik bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein keine Aussicht, den Staat zu erobern und sich dienstbar zu machen oder ihn mindestens zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Der Staat war der größte Feind des Proletariats, kein Wunder, daß dieses leicht dazu kam, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Nicht bloß Gleichgültigkeit, sondern geradezu Abneigung gegen den Staat, gegen die Beteiligung an der Politik und an der Landesverteidigung sind eine Eigentümlichkeit aller kommunistischen Sekten vom Urchristentum an bis ins neunzehnte Jahrhundert gewesen. Der Anarchismus ist noch ein Nachklang davon. Nur gelegentlich wurde diese Abneigung überwunden, in Revolutionszeiten, wenn es schien, als breche die alte Staatsgewalt zusammen, so daß das Proletariat imstande sei, sich ihrer zu bemächtigen. Um so entschiedener wurde dann in der Zeit

der Reaktion die Abkehr von aller Politik betont. So nach dem Falle Tabors von den böhmischen Brüdern, nach dem Bauernkrieg von den Wiedertäufern, nach der Niederschlagung der Münsterschen Erhebung von den Mennoniten, wie wir noch sehen werden.

Stets aber und unter allen Umständen haben die Kommunisten seit den Zeiten des Urchristentums die Pflichten der internationalen respektive interlokalen Solidarität betont.

Der Kaufmann tritt im Ausland als Konkurrent auf, als Gegner der Einheimischen. Er baut nicht auf deren Gutwilligkeit, sondern auf seine Macht, beziehungsweise die Macht seines Staates, der ihn schützt.

Der Proletarier erscheint in der Fremde als Kämpfer gegen die gleiche Ausbeutung und Unterdrückung, die er zu Hause fand. Nicht auf die Unterstützung seines Staates kann er dabei rechnen, sondern nur auf die der Proletarier der Gegend, in die er gezogen ist, mit denen er den gleichen Kampf kämpft.

Allerdings, wo der Proletarier sich mehr als Verkäufer seiner Arbeitskraft denn als Kämpfer fühlt, da sieht er im fremden Mitproletarier leichter den Konkurrenten als den Kampfgenossen, und da wird die Disposition zu internationaler Solidarität leicht überwunden.

Aber dies gilt nicht für die Kommunisten. Diese sind in erster Linie Kämpfer gegen Ausbeutung und Unterdrückung, und allenthalben finden sie dieselben Gegner, leiden sie unter derselben Verfolgung. Das schweißt sie fest zusammen. Seit den Tagen des Urchristentums ist es den Beobachtern stets als eine besondere Eigentümlichkeit der Kommunisten erschienen, daß sie alle zusammen nur eine große Familie bildeten, daß der fremde Genosse ebenso als Bruder galt wie der einheimische, daß er überall zu Hause war, wo er Genossen fand. Dank dieser Eigentümlichkeit und der Besitzlosigkeit der Kommunisten — der Besitzende, der sich ihnen

anschloß, mußte ja sein Vermögen unter die Armen verteilen, wollte er unter ihnen als Lehrer wirken —, war es ihren Vorkämpfern, ihren Agitatoren leicht, von Ort zu Ort zu reisen. Beständig waren diese auf Reisen, und sie entfalteten eine Beweglichkeit und durchmaßen Strecken, die uns auch heute, im Zeitalter der Eisenbahnen, respektabel erscheinen. So standen zum Beispiel die böhmischen Waldenser in stetem Verkehr mit denen Südfrankreichs.

Dadurch sind sie von der größten Bedeutung für die gesamten revolutionären Bewegungen der unteren Klassen ihrer Zeit geworden. Das größte Hemmnis bei diesen Bewegungen bildete die lokale Beschränktheit der Bauern und Kleinbürger, die sie in ungeheuren Nachteil setzte ihren gut organisierten Widersachern gegenüber. Wo es gelang, diese Beschränktheit zu überwinden und die revolutionären Erhebungen einzelner Lokalitäten in Zusammenhang miteinander zu bringen, da geschah es wesentlich durch das Wirken der kommunistischen Wanderprediger. Der anfängliche Erfolg der bäuerlichen Erhebung von 1381 in England und der der Taboritischen Bewegung in Böhmen ist zum großen Teil ihrem zusammenfassenden Einfluß zu danken. Während des großen deutschen Bauernkriegs von 1525 waren sie in ähnlicher Weise tätig, unter ihnen besonders Thomas Münzer, aber der deutsche Partikularismus war zu stark, als daß sie ihn hätten überwinden können. Diese Erhebung ist großenteils an ihrer Zersplitterung gescheitert.

Hier sind wir bei einer weiteren wichtigen Eigentümlichkeit des ketzerischen Kommunismus angelangt, der letzten, die wir in diesem Zusammenhang behandeln wollen, einer Eigentümlichkeit, die ihn vom urchristlichen Kommunismus unterscheidet, dagegen mit dem modernen verwandt macht: seinem revolutionären Geiste.

Der Lumpenproletarier ist feig und demütig. Nicht etwa, daß er den Reichen nicht haßte. Dieser Haß ist bei ihm zum mindesten ebenso stark entwickelt wie bei dem arbeitenden

Proletarier. Auch in den Evangelien finden sich Spuren davon. Wir erinnern nur an das Gleichnis vom armen Lazarus.

Von den moralischen Qualitäten des Reichen und des Armen ist in dem Gleichnis nicht im mindesten die Rede. Lazarus kommt in Abrahams Schoß, nicht weil er ein guter Mensch war, sondern weil es ihm schlecht ging. Vom Reichen wird auch nichts Böses gesagt — sein Reichtum genügt, ihn zu ewigen Höllenqualen zu verdammen, die Abraham nicht im mindesten lindern kann, anscheinend auch nicht will. Wenn das nicht Haß gegen den Reichen als Reichen, unverhüllten Klassenhaß bedeutet, dann gibt es überhaupt keinen Klassenhaß.

Aber das Gleichnis vom armen Lazarus zeigt uns auch, in welcher Weise der Klassenhaß des Lumpenproletariers sich äußert: im Träumen. Er ersinnt die scheußlichsten Qualen für den Reichen und schwelgt bei deren Anblick — aber nur in Gedanken. Er haßt den Reichen, aber er weiß, wie überflüssig in der Gesellschaft er selbst ist, daß er nur von der Gnade des Reichen lebt, und so kriecht er feige und demütig vor diesem um so mehr, je mehr er ihn haßt. Am auffallendsten mußte sich das in der römischen Kaiserzeit zeigen, in einer Gesellschaft, in der alle republikanischen Bürgertugenden verloren gegangen waren, in der keine Klasse mehr an sich selbst glaubte, Feigheit und Unterwürfigkeit überall verbreitet waren. Kein Wunder, daß diese Eigenschaften auch in dem Christentum jener Zeit Eingang fanden, sobald es sich vom rebellischen Judentum losgelöst hatte, und daß die damaligen christlichen Schriften die deutlichsten Spuren davon tragen.

Für das absolute Fürstentum, dessen Anfänge zu Ende des Mittelalters auftreten, waren daher, trotz seines Materialismus, die Schriften des Neuen Testamentes ebenso willkommene Werkzeuge wie das römische Recht, das derselben Zeit entstammte. Diese Religion, sagten sie, die muß dem Volke erhalten werden.

Das Volk dagegen, die ausgebeuteten Klassen, Bauern, Kleinbürger, Proletarier, dachte anders. Dieses Volk war ein anderes als das der verkommenden römischen Gesellschaft. Wehrhaft und bäurisch trotzig, hatte es kein Verständnis für eine Lehre, die dem Menschen vorschrieb, er solle, wenn er einen Backenstreich erhalten, auch noch die andere Wange hinhalten; die die Selbsthilfe verpönte, „denn die Rache ist mein, spricht der Herr", und „wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen", die das stille Leiden und Dulden für Christenpflicht erklärte. Sobald das Volk überhaupt dazu kam, die Bibel selbst kennen zu lernen — der katholische Klerus wußte wohl, warum er die Bekanntschaft mit ihr zu seinem Privileg machen wollte —, entnahm es dem Neuen Testament nicht die Lehren der Demut und Entsagung, sondern nur den Haß gegen die Reichen. Das beliebteste Stück des Neuen Testamentes wurde bei den ketzerischen unteren Volksklassen die Apokalypse, jene revolutionären und blutrünstigen Phantasien eines Urchristen, in denen er frohlockend den Untergang der bestehenden Gesellschaft unter Greueln weissagt, denen gegenüber alles harmlos erscheint, was der radikalste Anarchismus bisher an Taten und Drohungen aufzuweisen hat. Außer der Apokalypse kultivierten aber die ketzerischen unteren Volksklassen mit Vorliebe das Alte Testament, das noch voll ist von Spuren bäuerlicher Demokratie und nicht nur Haß, sondern auch tatkräftige und schonungslose Bekämpfung der Tyrannen, der Reichen und Mächtigen lehrt.

Auf den Gegensatz zwischen dem Alten, vielfach bauernfreundlichen, und dem Neuen, fürstenfreundlichen Testament hat schon Luther hingewiesen während des Bauernkriegs in seiner Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern": „Es hilft auch die Bauern nicht, daß sie fürgeben, Genesis 1 und 2 sein alle Dinge frei und gemein geschaffen, und daß wir alle gleich getauft sind. Denn im Neuen Testament hält und gilt Moses nicht; sondern

da stehet unser Meister Jesus Christus und wirft uns mit Leib und Gut unter den Kaiser und das weltliche Recht" usw.

Die Anhänger der kommunistischen Sekten blieben von diesem kampflustigen Sinn der unteren Schichten nicht unberührt. Freilich waren sie zu schwach, ihre Existenz beruhte zu sehr auf der Duldung der Reichen und Mächtigen, als daß sie in Friedenszeiten den Gedanken hätten aufkommen lassen können, durch Gewalt die bestehende Gesellschaft umzustürzen, um die kommunistische an deren Stelle zu setzen. Wenn auch nicht kriechend und unterwürfig, wie die Lumpenproletarier des verkommenden Rom, waren doch die Kommunisten bis zur Reformationszeit im allgemeinen friedliebend, und ihre Friedensliebe und Duldsamkeit wird von den Berichterstattern übereinstimmend ebensosehr als ihre Eigentümlichkeit bezeichnet, wie ihr Fleiß und ihre Sauberkeit.

Wenn aber revolutionäre Zeiten kamen, wenn Bauern und Handwerker rings um sie sich erhoben, dann erfaßte revolutionärer Enthusiasmus auch die Kommunisten; dann erschien ihnen — oder wenigstens einem Teil von ihnen, denn oft spalteten sie sich über dieser Frage — die Zeit gekommen, wo Gott groß wird in den Kleinen und kein Wunder unmöglich erscheint. Dann werfen sie sich in die revolutionäre Bewegung, um sie dem Kommunismus dienstbar zu machen; und da für sie, wenn sie einmal drin sind, ein Kompromiß mit den bestehenden Gewalten ausgeschlossen ist, da es für sie eine Besserung innerhalb der bestehenden Gesellschaft nicht gibt, gewinnen sie bald die Oberhand über die schwankenden und zaudernden Elemente, werden leicht zu Führern der Bewegung — so Fra Dolcino im toskanischen Bauernkrieg, John Ball im englischen; so die Taboriten unter den Hussiten, so Münzer und sein Anhang unter den Rebellen des thüringischen Bauernkriegs —, geben dieser Bewegung selbst einen kommunistischen Anstrich, verleihen

dem Kommunismus den Anschein einer Kraft, die er in Wirklichkeit noch nicht besitzt, und veranlassen gerade dadurch die Vereinigung aller Besitzenden gegen ihn, so daß diese, rasend vor angstvoller Wut, ihn völlig zerschmettern.

Dieser revolutionäre Geist der kommunistischen Bewegungen der unteren Volksklassen seit dem Ausgang des Mittelalters ist dasjenige Merkmal, welches sie am schärfsten, trotz vieler sonstigen Ähnlichkeiten, vom Kommunismus des Urchristentums trennt und welches am deutlichsten ihre Verwandtschaft mit den modernen proletarisch-kommunistischen Bewegungen bezeugt.

Der urchristliche Kommunismus war unpolitisch und tatlos. Dagegen hat der proletarische Kommunismus vom Mittelalter an naturnotwendig das Bestreben, unter günstigen Umständen ein politischer und rebellischer zu werden. Wie die heutige Sozialdemokratie, setzt auch er sich dann als Ziel die Diktatur des Proletariats als den wirksamsten Hebel zur Herbeiführung der kommunistischen Gesellschaft.

Zweites Kapitel.

Der ketzerische Kommunismus in Italien und Südfrankreich.

1. Arnold von Brescia.

Wir haben bereits im Anfang dieses Abschnittes darauf hingewiesen, daß das städtische Wesen des Mittelalters sich zuerst in Italien und Südfrankreich entwickelte, daß wir dort die ersten Regungen des mittelalterlichen Kommunismus finden. Aber auch die ersten Regungen der Ketzerei, die ersten reformatorischen Bewegungen treten dort auf.

Deutsche Gelehrte haben die abgeschmackte Behauptung aufgestellt, nur die germanischen Völker besäßen jene Innigkeit, jene wahre Religiosität, die notwendig gewesen sei, um den Drang nach einer Reformierung der Kirche zu erzeugen. Aber wir finden in Italien Reformationsbewegungen lange, ehe man in Deutschland daran dachte.

Zuerst machten sie sich geltend in Rom selbst, der Hauptstadt der Christenheit. Rom war im Mittelalter das „Herz Europas", ähnlich, aber in noch weit höherem Grade, als es Paris in der Zeit von der großen Revolution bis zum Krieg von 1870/71 gewesen ist. Nicht nur alle kirchlichen Angelegenheiten — und die erfüllten im Mittelalter das ganze Leben — wurden von Rom aus geleitet und in letzter Instanz entschieden, Rom war auch ein Sitz der Künste und Wissenschaften, der oberste Richter in allen, auch weltlichen Streitigkeiten und — last but not least — der Sitz der raffiniertesten Lüste und Vergnügungen. Nach Rom pilgerte, wer sich bedrückt fühlte und sein Recht daheim nicht finden konnte; wer höherer Weisheit, feineren künstlerischen Empfindens teilhaftig werden wollte; wer sich daheim langweilte

und überflüssiges Geld hatte. Sie alle fanden sich in Rom zusammen, und wie verschieden ihre Beweggründe sein mochten und wie verschieden die Resultate, die sie erreichten, in einem stimmten ihre Schicksale überein: sie wurden alle ihr Geld los — und oft auch das Geld anderer.

Wie heute, war Rom bereits im Mittelalter, und damals noch mehr als jetzt, eine Fremdenstadt, die von den Fremden lebte, durch sie groß wurde. Die Hebung des Fremdenverkehrs in Rom war eine der wichtigsten Aufgaben, die sich die Päpste stellten.

Die Weltausstellungen als ein Mittel, die Fremden anzuziehen, waren im Mittelalter noch nicht erfunden. Die Päpste erfanden ein anderes, nicht weniger wirksames Mittel: den Jubiläumsablaß oder das heilige Jahr. Wer in einem gewissen Jahr eine Wallfahrt nach Rom unternahm, wurde eines vollständigen Ablasses teilhaftig. Das wirkte. So wie die Leute 1889 und 1900 zu Tausenden nach Paris zogen, unter dem Vorwand, etwas lernen zu wollen, und tatsächlich, um sich zu amüsieren, so zogen sie in den heiligen Jahren nach Rom, wo sie alle damals bekannten Sünden und Laster auskosten und obendrein sündloser, als sie gekommen waren, nach Hause zurückkehren konnten. Der erste Jubiläumsablaß wurde vom Papst Bonifaz VIII. für das Jahr 1300 proklamiert. Die Berechnung der Zahl der Fremden, die damals nach Rom strömten, „konnte weder leicht noch genau sein und ist wahrscheinlich von der gewandten Geistlichkeit, welche die Ansteckung des Beispiels wohl kannte, übertrieben worden; indessen versichert ein einsichtsvoller Geschichtschreiber, welcher der Feier beiwohnte, daß Rom nie mit weniger als zweihunderttausend Fremden angefüllt gewesen sei, und ein anderer Zeuge hat die Gesamtzuströmung des Jahres auf zwei Millionen angeschlagen. Eine geringe Gabe von jedem einzelnen mußte einen königlichen Schatz aufhäufen, und zwei Priester standen Tag und Nacht mit Rechen in den Händen, um, ohne zu

zählen, die Haufen Goldes und Silbers, die auf den Altar des heiligen Petrus geschüttet wurden, einzustreichen. Es war zum Glück eine Zeit des Friedens und Überflusses, und wenn es auch Mangel an Lebensmitteln gab, und die Herbergen und Wohnungen außerordentlich teuer waren, hatte doch die Politik des Bonifazius und die gewinnsüchtige Gastfreiheit der Römer für einen unerschöpflichen Vorrat an Brot und Wein, an Fleisch und Fischen gesorgt." (Gibbon, Geschichte des Verfalles und Untergang des römischen Weltreiches, deutsch von Sporschil, Leipzig 1837, S. 2573.)

Ursprünglich hätte nur jedes hundertste Jahr ein „heiliges" sein sollen, aber das Geschäft ging zu famos, als daß nicht die Päpste und die Römer das Verlangen gehabt hätten, es öfters zu wiederholen. Der Zwischenraum von einem Jubiläumsablaß verkürzte sich immer mehr, auf 50, 33, endlich 25 Jahre.

Dies nur ein Beispiel der Mittel, durch die Fremde und deren Geld angelockt wurden. Aber schon lange vor der Erfindung des Jubiläumsablasses war die ewige Stadt im Mittelalter aus ihrer Erniedrigung wieder emporgestiegen, und früher als eine andere Stadt des Mittelalters gelangte sie zu Macht und Bedeutung. Was von den anderen Städten galt, galt aber auch für Rom: mit seinem Wohlstand und seiner Macht wuchs das Selbstbewußtsein und der Unabhängigkeitsgeist seiner Bewohner. Und gleich den anderen Städtern suchten die Römer sich frei zu machen von ihren Herren, einmal vom Papst, einmal vom Kaiser, mitunter gleichzeitig von beiden. Nicht nur als Herz Europas glich das Rom des Mittelalters dem Paris aus der Zeit von 1789 bis 1871, es war auch wie dieses die Hauptstadt der Revolutionen.

„Wer kennt nicht," rief im zwölften Jahrhundert der heilige Bernhard von Clairvaux, dem vor dem rebellischen Volke schauderte, „die Frechheit und Unfügsamkeit der

Römer, eines Volkes, das Ruhe nicht kennt, im Aufruhr aufgewachsen ist, das, wild und unbezähmbar, den Gehorsam verachtet, außer es ist zu schwach zum Widerstand? Wenn sie zu dienen versprechen, streben sie zu herrschen; wenn sie Treue schwören, warten sie auf die Gelegenheit zur Empörung, und doch machen sie ihrem Mißvergnügen durch lautes Geschrei Luft, wenn man ihnen seine Türen und seinen Rat verschließt. Geschickt zu Unheil, haben sie nie die Kunst erlernt, Gutes zu wirken. Der Erde und dem Himmel verhaßt, ruchlos gegen Gott, aufrührerisch unter sich selbst, eifersüchtig gegen ihre Nachbarn, werden sie von niemandem geliebt, und während sie Furcht einzuflößen wünschen, leben sie in niedriger und immerwährender Bangigkeit. Sie wollen sich nicht unterwerfen und verstehen doch nicht zu herrschen, sind treulos gegen ihre Oberen, unverträglich unter ihresgleichen, undankbar gegen ihre Wohltäter und gleich unverschämt in ihren Forderungen wie in ihren Weigerungen."*

Man glaubt einen Bourgeois von 1871 über die Pariser schimpfen zu hören!

In derselben Zeit, in der die Macht der Päpste über die Christenheit auf ihrem Gipfel stand, wurden diese selbst machtlos in Rom. „Jene Päpste, welche mit ihren Anathemen die Fürsten und Völker schreckten, welche die Herrschaft über die abendländische Kirche im Vollgefühl einer schrankenlosen Gewalt übten, haben selten in Rom einen umfriedeten Sitz gehabt; nirgends hat ihre Macht weniger gegolten, als in ihrer eigenen Stadt und ihrem eigenen Sprengel. Wie Flüchtlinge sind sie meist in der Welt umhergezogen, von den Verwünschungen ihres Volkes verfolgt."**

Das auffallendste und bekannteste, aber nichts weniger als einzige Beispiel der Machtlosigkeit der Herren der Welt

* Zitiert bei Gibbon, a. a. O., S. 2551. „Diese schwarze Schilderung ist sicher nicht mit dem Pinsel christlicher Liebe gefärbt," meint Gibbon.

** Giesebrecht, Deutsche Kaiserzeit, III, S. 550.

den Bewohnern ihrer Stadt gegenüber ist das Gregors VII., der den deutschen Kaiser Heinrich IV. zwang, in Kanossa Buße zu tun, der aber mit den Römern nicht fertig werden konnte. Er verließ Rom, weil er sich dort nicht sicher fühlte, und starb in freiwilliger Verbannung zu Salerno.

Erst im fünfzehnten Jahrhundert, das überall durch das Vordringen der absoluten Fürstenmacht ausgezeichnet ist, gelang es den Päpsten, ihrer rebellischen Untertanen Herr zu werden. Eugen IV. war der letzte Papst (bis auf Pius IX., 1848), der vor einem Aufstand der Römer flüchten mußte (1433).

Für eine so unbändige und so unkirchliche Bevölkerung lag der Wunsch nahe, die Geistlichkeit zur evangelischen Armut zurückzuführen, das heißt sich die Reichtümer anzueignen, welche die Kirche erbeutet hatte und welche in Rom aufgehäuft lagen. Aber ebenso leicht begreiflich ist es, daß einige Jahre der Papstlosigkeit genügten, um ihnen zu zeigen, wo die dauernde Quelle ihrer Existenz zu finden sei.

Kein Wunder, daß Rom es war, wo es zu dem ersten ernsthaften Versuch einer Kirchenreformation kam — schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts —, der sich an den Namen des Arnold von Brescia knüpft. Dieser, ein Schüler Abälards, trat auf das entschiedenste gegen den weltlichen Besitz des Klerus auf und berief sich auf das Urchristentum, wie auch alle späteren Reformatoren. Er war jedoch keineswegs Kommunist. Nicht unter das Volk sollten die Kirchengüter verteilt werden, sondern den weltlichen Machthabern zufallen.

Aus Frankreich, wo er in Paris Abälard gehört hatte, seiner „Ketzereien" wegen vertrieben, war er in die Schweiz geflüchtet. 1145 wandte er sich nach Rom und fand dort den Schutz der eben damals rebellischen Demokratie, in deren Dienste er trat.

Indes brach diese Bewegung nach kaum zehnjähriger Dauer wieder zusammen. Die Römer erkannten bald, daß

sie dem Papsttum nicht allzu unsanft mitspielen dürften, sollten sie nicht das Huhn schlachten, das ihnen die goldenen Eier legte. Die Größe und der Reichtum Roms beruhten ja nicht auf seiner Industrie oder seinem Handel, sondern auf der Ausbeutung der Christenheit durch das Papsttum. Die Römer des Mittelalters lebten gleich denen der antiken Republik von der Ausbeutung der Welt. Bloß die Methoden waren andere geworden. 1154 machten die Römer ihren Frieden mit dem Papst und wiesen Arnold von Brescia aus. Der vielgerühmte Friedrich I. Barbarossa, in dessen Hände er geriet, lieferte ihn den päpstlichen Schergen aus, die ihn als notorischen Ketzer ohne weiteres verbrannten.

2. Die Waldenser.

Tiefere Wurzeln schlug die Ketzerei in den Städten Norditaliens, namentlich aber im südlichen Frankreich. Dort entfalteten sich zuerst während des Mittelalters im Abendland Handel und städtische Industrie. Von Süditalien sehen wir hier ab, da es im Mittelalter tatsächlich mehr zum Orient als zum europäischen Abendland gehörte. Seine Kultur war mehr byzantinisch und sarazenisch als christlich-germanisch. In Norditalien und Südfrankreich bildete sich auch zuerst ein Bürgertum, es entwickelte sich zuerst nicht bloß das Handwerk für den Lokalbedarf, sondern bald auch der Anfang von Massenindustrien, von Exportindustrien und damit die Keime eines kapitalistisch ausgebeuteten Proletariats.

Der Reichtum dieser Städte reizte frühzeitig die Habsucht des Papsttums. Aber gerade ihr Reichtum verlieh ihnen auch bald die Macht, nach Selbständigkeit zu streben, sehr oft auch sie zu erringen und das päpstliche Joch abzuwerfen.

In den norditalienischen Städten gab es jedoch eine Reihe von Umständen, die sie dem Papsttum günstig stimmten. Nach den Reichtümern der italienischen Städte waren nicht bloß die Päpste lüstern, sondern auch deren Konkurrenten

in der Ausbeutung Italiens, die deutschen Kaiser. Je weniger für diese in dem ökonomisch rückständigen Deutschland zu holen war, desto mehr suchten sie aus den reichen italienischen Städten für sich herauszuschinden. Und wie ohnmächtig sie auch in Deutschland sein mochten, für ihre Raubzüge nach Italien, die sogenannten Römerzüge, die unsere nationale Geschichtschreibung mit allem Zauber des Idealismus verklärt hat, der ihr so reichlich zu Gebote steht, für diese Züge konnten sie in der Regel auf ein zahlreiches Gefolge rechnen.

Die norditalienischen Städte hatten also mit zwei Ausbeutern zu tun, die sich gegenseitig bekämpften. Solange diese Städte nicht stark genug waren, ihre Selbständigkeit beiden Teilen gegenüber behaupten zu können, sahen sie sich gezwungen, mit dem einen Ausbeuter ein Bündnis einzugehen, um sich den anderen vom Halse zu halten.

Die Frage war die, welcher Ausbeuter gefährlicher sei, der waffenarme, aber nahe Papst, der in jeder Stadt durch die von ihm abhängige Geistlichkeit einen starken Rückhalt hatte, oder der waffengewaltige, aber meist ferne Kaiser. Je nach den Umständen wechselte jede Stadt mit ihren Sympathien für den einen oder den anderen, verbündete sich heute mit dem Kaiser, um morgen über ihn oder seine Freunde herzufallen, und umgekehrt. Aber auch innerhalb jeder Stadt gab es eine kaiserliche Partei, seit dem dreizehnten Jahrhundert die gibellinische genannt, und eine päpstliche, guelfische Partei. Die Klassen- und Parteigegensätze in den Städten reduzierten sich anscheinend alle auf den Gegensatz zwischen kaiserlich und päpstlich; denn wenn eine Klasse oder Partei vom Kaiser gewonnen wurde oder bei ihm Schutz suchte, konnte man sicher sein, daß die ihr feindliche Partei zum Papsttum neigen werde.

Schon das allein bewirkte, daß in den norditalienischen Städten die Sympathien für das Papsttum oft sehr stark wurden, nie ganz ausstarben. Dazu kam ein zweites Mo-

ment. Die Pilgerstraße nach Rom führte über Norditalien. Aber auch die Pilger nach Jerusalem in der Zeit der Kreuzzüge wählten mit Vorliebe den Weg über Norditalien. Die einen wie die anderen dieser Pilgerzüge haben nicht wenig dazu beigetragen, die ökonomische Entwicklung der norditalienischen Städte zu fördern. Aber die einen wie die anderen beruhten auf der Beherrschung der gesamten Christenheit durch das Papsttum. Und bald entstand in den Städten Norditaliens noch ein weiteres Interesse an der Ausbeutung Europas durch das Papsttum. In jenen Städten bildeten sich die Anfänge des Wechsel- und Bankwesens. Die norditalienischen Kaufleute wurden auch die ersten Bankiers der Päpste. Ihnen strömten alle die Summen zu, welche die Päpste erpreßten, sie verwalteten sie für die Päpste und — im eigenen Interesse. Sie wurden in ihren Händen mächtige Kapitalien, Wucherkapitalien und Kaufmannskapitalien; sie verliehen sie an Könige und Städte, an Herren und Klöster, sie handelten und spekulierten damit.

So wurde die päpstliche Ausbeutung eine der Grundlagen der wirtschaftlichen Blüte Norditaliens.

Ebenso wie die Römer hatten also auch die Städte Norditaliens ein Interesse an der Herrschaftsstellung des Papstes; gleich den Römern zeigten sie sich oft rebellisch gegen das Papsttum, da sie es vorgezogen hätten, es auszubeuten, statt von ihm ausgebeutet zu werden; aber wie die Römer hüteten auch sie sich, die Rebellion so weit zu treiben, daß die päpstliche Ausbeutungsmaschinerie zerstört wurde, von der sie selbst Vorteil zogen.

Wie in Rom finden wir daher auch in Norditalien frühzeitig Reformationsbewegungen, ketzerische Kämpfe gegen die päpstliche Gewalt, aber nirgends eine durchgreifende Reformation. Die geistige Unabhängigkeit von den Lehren der katholischen Kirche ward dort bald erreicht — lange vor der deutschen Reformation —, aber die ökonomischen Vorbedingungen einer Lossagung vom Papsttum fehlten.

Die erste ernsthafte Empörung nicht bloß gegen einzelne Bedrückungen, sondern gegen die ganze päpstliche Herrschaft finden wir daher nicht in Norditalien, sondern in Südfrankreich, das ökonomisch ebenso hoch entwickelt wie jenes war, aber kein Interesse an der Machtstellung des Papsttums hatte.

„In dem schönen Lande zwischen den Alpen und Pyrenäen," sagt Schlosser über „Südfrankreich vor dem Albigenserkriege", „hatten sich viele Reste der römischen und besonders der griechischen Kultur erhalten, welche seit der Gründung von Marseille durch das ganze Altertum hindurch geblüht hatte. Dort entwickelten sich zuerst im Mittelalter die Wissenschaften, die schönen und nützlichen Künste sowie die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens auf eine eigentümliche Weise, dort kam die romanische, die lateinische, die spanische Dichtkunst mit der arabischen in Berührung, und es ging daraus eine Mischung eigener Art hervor. Es ist bekannt, daß die sogenannte frohe Kunst und die Gerichtshöfe der Damen über Liebe, Gesang, Edelmut und Gewandtheit in jenem Lande ihren eigentlichen Sitz hatten, daß die Poesie dort ebenso wie zu Homers Zeit in Griechenland von Festen und Mahlen unzertrennlich war, daß die Sänger der Tapferkeit und der Liebe dort sich bildeten und ihre Muster suchten, daß endlich Dante und Petrarca aus diesen Quellen tranken, ehe sie sich über die mittlere Höhe ihrer Nation emporschwangen. Von den Wissenschaften war es besonders die Heilkunst, welche im südlichen Frankreich, und zwar, wenn man Salerno ausnimmt, nur hier blühte. Außerdem hatten die Juden dort eine große Anzahl gelehrter Anstalten errichtet. . . . Die Städte von Südfrankreich erfreuten sich schon früh einer Freiheit und Selbständigkeit, die man in anderen Ländern Europas noch nicht kannte. Selbst in Toulouse, dem Sitze eines mächtigen Grafen, leitete ein unabhängiger Magistrat und ein freier Bürgerausschuß die Verwaltung, und in Moissac mußte der Landesherr sogar die Rechte der Stadt feierlich beschwören, ehe er daran

denken konnte, die Huldigung anzunehmen. Unter diesen Umständen kann es uns nicht wundern, daß in Südfrankreich sich zuerst ein allgemeiner Widerwille gegen die Entartung des Christentums kundgab, daß dort Reformen im Kultus sowie Übersetzungen der Evangelien in die Landessprache ein herrschendes Bedürfnis wurden, und daß daraus ein furchtbarer Krieg mit der Kirche entstand, welcher zuletzt nicht nur die Freiheit jener Gegend vernichtete, das blühendste Land von Europa auf eine lange Zeit in eine Wüste verwandelte und die Herrschaft des französischen Königs bis an das Mittelländische Meer ausdehnte, sondern auch die Einführung der Inquisition im Abendlande veranlaßte." *

Bereits zu Beginn des zwölften Jahrhunderts war die Ketzerei in Südfrankreich so bedeutend, daß der Papst Calixtus II. im Jahre 1119 es für nötig fand, auf einem Konzil zu Toulouse Maßregeln dagegen zu treffen. Aber die Ketzerei wuchs im Verlauf des ganzen Jahrhunderts immer mehr und wurzelte sich immer tiefer ein.

Wie an jeder großen Reformationsbewegung, beteiligten sich auch an dieser die verschiedensten Klassen mit den verschiedensten Interessen und Zielen, die nur eines verband: der Haß gegen die römische Ausbeutung. Aber sie alle suchten ihre verschiedenen Ziele auf dem gleichen Wege zu erreichen, dem der Rückkehr zum Urchristentum. Freilich verstand jede der ketzerischen Richtungen etwas anderes darunter, aber solange es galt, zusammenzuhalten gegen den gemeinsamen Feind, wurde natürlich das Gemeinsame hervorgehoben, nicht das Trennende, das den Kämpfenden oft gar nicht zum Bewußtsein kam. Rechnet man dazu, daß die Bezeichnungen der einzelnen Richtungen keineswegs feststehende, sondern nach Zeit und Ort wechselnde waren, sowie endlich, daß die historische Berichterstattung damals un-

* Weltgeschichte, Frankfurt a. M. 1847, VII, S. 251, 252.

vollkommener war als je — und sie ist bisher fast immer unvollkommen gewesen, da sie sich stets mehr mit den Illusionen und den Argumenten der jeweilig kämpfenden Parteien beschäftigt hat als mit den tatsächlichen Verhältnissen, denen sie entsprangen, und den tatsächlichen Bestrebungen, die sie verfolgten —, erwägen wir das alles, dann werden wir uns nicht wundern, daß die Ansichten über die Bestrebungen der südfranzösischen Ketzer weit auseinandergehen. Während die einen behaupten, diese — die Katharer*, wie sie genannt wurden (daher der Name Ketzer) — hätten alle ohne Unterschied Kommunismus und Weibergemeinschaft gepredigt, gehen andere wieder zum entgegengesetzten Extrem über und erklären, daß kommunistische Tendenzen unter ihnen überhaupt nicht zu finden seien. Die erstere Anschauung ist entschieden falsch, aber auch die letztere erscheint uns nicht begründet. Namentlich bei den Waldensern sind deutliche Spuren von Kommunismus nachweisbar.

Die Begründung dieser Sekte wird meist auf Peter Waldus zurückgeführt. Manche nehmen an, sie habe schon vor Waldus bestanden.** Die chronologische Frage ist für uns

* Die Abstammung des Wortes ist zweifelhaft. Vielleicht wurde es dem Griechischen entnommen. Katharos ist griechisch = rein, die Katharer wären also die Reinen, etwa wie die Puritaner. Aber freilich ist schwer anzunehmen, daß im zwölften Jahrhundert in Südfrankreich schon das Griechische so verbreitet gewesen sei. Am schlauesten sind jene Erklärer, die das Wort von dem deutschen „Katze" oder „Kater" ableiten. Zwei „gelehrte" Jesuiten, Jakob Grether und Gottfr. Henschen, meinten, man habe die Irrgläubigen Kater genannt, weil sie ihre Versammlungen bei Nacht, wie diese, abhielten. Ein anderer Gelehrter meinte, sie hätten ihren Namen davon, weil sie den Teufel in Gestalt einer Katze anbeteten, der sie den Hinteren küßten. („Catari dicuntur a Cato. quia osculantur posteriora cati, in cujus specie, ut dicunt, apparet eis Lucifer." Alanus, Lib. I. contra Waldenses, p. 4.) Bei Mosheim, Versuch einer unparteiischen und gründlichen Ketzergeschichte, Helmstedt 1746, S. 363 ff.

** Vergleiche darüber F. Bender, Geschichte der Waldenser, Ulm 1850.

von keiner großen Wichtigkeit. Sicher ist, daß Waldus ein reicher Kaufmann in Lyon war, der sich seines Reichtums angesichts der großen Armut um ihn herum schämte, so daß er sein Hab und Gut an die Armen verteilte (um 1170) und Gefährten um sich sammelte, die, gleich ihm in freiwilliger Armut lebend, sich ganz dem Dienste der Armen und Elenden weihten. Hat er die Sekte, die seinen Namen trägt, nicht begründet, dann hat er wenigstens zu ihrer Organisation und Verbreitung ungemein viel beigetragen und sie zuerst an die Öffentlichkeit gebracht. Die Mitglieder dieser Sekte, die man die Humiliaten (die Niederen) oder die Armen von Lyon (Povres de Lyon) nannte, waren vorwiegend Handwerker, namentlich Weber.

Im Jahre 1145 sandte der Papst Eugen III. einen Legaten nach dem von der Ketzerei ergriffenen Südfrankreich, ihn begleitete der heilige Bernhard zur Bekämpfung der „Manichäer", das heißt Ketzer. „Da diese Manichäer unter den Webern zu Toulouse und in der Umgebung, die in der dortigen Volkssprache Arriens hießen, ihren stärksten Anhang hatten, so gab man auch der Sekte selbst diesen Namen, wie es auch im nördlichen Frankreich geschah, wo die Katharer in diesem Jahrhundert gewöhnlich Tixerands (Weber) genannt wurden". (J. Döllinger, Geschichte der gnostisch-manichäischen Sekten im frühen Mittelalter, S. 91, vergl. S. 131. München 1890.)

Ein römischer Inquisitor, „Pseudo-Reiner" (seine Schrift wurde ursprünglich dem Inquisitor Reinerius Sachoni, der 1259 starb, zugeschrieben, doch ist dessen Autorschaft zweifelhaft geworden), hat um das Jahr 1250 eine Schilderung der Waldenser gegeben in der Schrift „De Catharis et Leonistis"; um sie verächtlich zu machen, betont er, daß ihre Lehrer Handwerker seien, Schuster und Weber. Weber werden auch sonst häufig als Mitglieder der Sekte genannt. (Vergleiche L. Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien, S. 18, 33, 120.)

In ihren Anfängen zeigte die Sekte nicht die Absicht, sich von der Kirche zu trennen. Als der Erzbischof von Lyon ihnen das Predigen verbot, suchten sie beim Papst Alexander III. um die Erlaubnis dazu nach. Aber ihre Lehre erwies sich als zu gefährlich, als daß das Papsttum sie hätte dulden können, um so mehr, da sie es verweigerten, sich in seine Dienste zu stellen, wie es später die Franziskaner und Dominikaner taten, und daher sprach Lucius III. 1184 den Bann über sie aus. Von da an war ihre Verbindung mit der päpstlichen Kirche für immer gelöst.

Ihr Kommunismus hat ursprünglich einen ganz mönchischen Charakter. Sie verlangen den Kommunismus, aber nicht jedermann ist es gegeben, sich zu dem heiligen Stande der Gütergemeinschaft emporzuschwingen, die auch bei ihnen mit der Abneigung gegen die Ehe verbunden ist. Für die „Vollkommenen" (perfecti) ist der Kommunismus und wahrscheinlich auch die Ehelosigkeit geboten, letztere zum mindesten gewünscht, die Ehe scheel angesehen; den „Schülern" (discipuli) sind dagegen Ehe und weltliche Besitztümer erlaubt. Dafür haben diese die Pflicht, die Vollkommenen zu erhalten, die sich um die Eitelkeiten dieser Welt nicht zu kümmern haben. Diese Art Kommunismus erinnert auf der einen Seite lebhaft an den platonischen, auf der anderen Seite aber auch an den der Bettelmönche. Mit dem platonischen Kommunismus haben sie auch die Gleichstellung der Frau mit den Männern gemein; es war eine ihrer häretischen Ansichten, welche der Papst verdammte, daß die Frauen ebenso gut predigen dürften wie die Männer. Männer und Frauen zogen gemeinsam herum und predigten, und fromme Seelen nahmen Anstoß daran, daß unter diesen Umständen die Ehelosigkeit nicht gleichbedeutend sei mit ewiger Keuschheit.*

* „Hoc quoque probrosum in eis videbatur, quod viri et mulieres simul ambulabant in via, et plerumque simul manebant in una domo et de eis diceretur quod quandoque simul

Bemerkenswert ist außerdem bei ihnen die Verwerfung des Kriegsdienstes und des Schwörens, sowie ihr Eifer für eine gute Volksbildung. „Alle ohne Ausnahme," sagt der schon zitierte Pseudo-Reiner, „Männer und Frauen, Große und Kleine lehren und lernen ununterbrochen. Der Arbeiter, der bei Tag arbeitet, lehrt oder lernt bei Nacht; weil sie so viel studieren, beten sie wenig. Sie lehren und unterrichten ohne Bücher. . . . Wer sieben Tage gelernt hat, sucht einen Schüler, den er seinerseits belehren könnte."**

Hätten die Waldenser Frieden mit dem Papsttum gemacht, und wären sie ein privilegierter Orden geworden, dann hätte sich ihr aristokratischer Kommunismus ebenso wie der eines jeden Mönchordens zu einer Quelle der Ausbeutung entwickelt. Da sie aber eine verfolgte Sekte blieben, konnte sich das aristokratische, ausbeuterische Element dieses Kommunismus nicht recht entfalten. Es war unvereinbar mit den demokratischen Tendenzen der unteren Volksklassen, aus denen er seine Kraft zog. Früher oder später mußte es bei den Waldensern dahin kommen, daß ihr Kommunismus entweder ein demokratischer wurde oder gänzlich verschwand. Je nach den Zeitumständen und wohl auch nach den Klassen, die zu den Trägern der Lehre wurden, ist das eine oder andere eingetreten. Wo der Einfluß der Bauern und Bürger überwog, wurden die Waldenser eine bürgerlich-protestantische Sekte; wo die proletarischen Elemente dominierten, da wurden die Waldenser zu kommunistischen „Schwarmgeistern".

Sie blieben nicht auf Südfrankreich beschränkt. Wir finden Waldensergemeinden in den verschiedensten Gegenden Norditaliens und Frankreichs, schließlich auch in Deutschland und Böhmen. Alle diese Gemeinden standen in engem Verkehr

in lectulis accubabant." (Chron. Ursperg. ad ann. 1212. Zitiert bei Gieseler, Kirchengeschichte, 2. Bd., 2. Abt, S. 325.)

* Zitiert bei A. Muston, Histoire des Vaudois, Paris 1834, S. 189, vgl. S. 449. Der letzte Satz des Zitates deutet darauf hin, daß sie eine eigene Lehrmethode erfunden hatten.

miteinander, denn den Geistlichen der Waldenser (den sogenannten Barben) war ununterbrochenes Reisen zur Pflicht gemacht. Jene enge interlokale Verbindung der mittelalterlichen Kommunisten, auf die wir im vorigen Kapitel schon hinwiesen, finden wir bereits bei den Waldensern entwickelt. „Wie die Apostel zogen die alten waldensischen Geistlichen fast beständig umher, besuchten die entferntesten Gemeinden und Amtsbrüder (die Wohnungen der Glaubensbrüder erkannten sie an gewissen Zeichen, die an den Türen und Dächern angebracht waren). Oft erstreckten sich diese Reisen selbst in entferntere Länder, wie nach Deutschland und nach Böhmen. . . . Die Waldenser in Böhmen unterhielten mit ihren Glaubensgenossen in Frankreich und Piemont einen fortwährenden innigen Verkehr, der auf brüderlicher Gemeinschaft des Glaubens beruhte. Sie unterstützten sich mit Geld; besonders von den Tälern Piemonts kamen Prediger zu den Brüdern nach Böhmen, und diese schickten ihre Jünglinge in die Täler, damit sie dort im heiligen Amt unterrichtet wurden."*

Als die südfranzösische Ketzerei so stark wurde, daß sie die Herrschaft des Papsttums bedrohte, rief dieses das nordfranzösische Raubrittertum und anderes Raubgesindel zu Hilfe, organisierte es zu sogenannten Kreuzzügen und hetzte es auf die reichen ketzerischen Städte und Landschaften, die nun aufs grausamste verwüstet und geplündert wurden. Jahrzehntelang dauerte der Widerstand Südfrankreichs. Die Albigenserkriege, genannt nach der Stadt Albi, einer der Hauptstädte der Ketzer, währten von 1208 bis in die dreißiger Jahre des Jahrhunderts. Den Profit aus der schließlichen Niederwerfung der „Rebellen" zog nicht das Papsttum, sondern die französische Krone, die sich des erschöpften Landes bemächtigte und damit den Grund zu ihrer Größe legte. Die Provence fiel 1245 an Karl v. Anjou, die Grafschaft Tou-

* Bender, Geschichte der Waldenser, S. 46, 116.

louse anektierte 1249 der „heilige" Ludwig. Dante läßt in seinem „Fegefeuer", 20. Gesang, Hugo Capet, den Gründer des französischen Königsgeschlechts der Capetinger, sagen:

„Solang die große provençalsche Mitgift
Noch meinem Blute nicht die Scham genommen,
Galt es zwar wenig, doch es tat nichts Böses.
Da nun begann es seine Räubereien
Mit Lügen und Gewalt" usw.

Das französische Königtum sollte den Päpsten bald unangenehmer werden als die albigensische Ketzerei, denn es erstarkte so, daß es die Päpste zu seinen Werkzeugen und Gefangenen machte.

Aber wie wenig auch die Päpste durch die Albigenserkriege gewinnen mochten, so raubten diese doch der Ketzerei des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts ihre sichere Operationsbasis. Die Waldenser mußten ebenfalls davon getroffen werden. In den großen Städten konnten sie sich nur noch als Geheimbündler hier und da behaupten. Der Schwerpunkt der Bewegung wurde in abgelegene Alpentäler verlegt, wo sie naturgemäß verbauerte. Die Sekte erhielt dort einen rein kleinbäuerlich-demokratischen Charakter und hat sich in dieser Form bis heute in einigen Tälern Savoyens und Piemonts erhalten.

3. Die Apostelbrüder.

Mit der Ketzerei im allgemeinen war auch der ketzerische Kommunismus niedergeworfen worden. Es schien, als sollten die proletarisch-kommunistischen Neigungen sich nur noch in mönchisch-papstfreundlicher Form betätigen können. Aber wir haben oben bei der Besprechung des Franziskanerordens gesehen, daß der Kommunismus der Bettelorden Elemente barg und groß zog, die leicht dazu kamen, gegen die reiche und ausbeutende Kirche zu rebellieren. Das Mißtrauen des Papsttums und dessen Verfolgungen trieben proletarier-

freundliche Elemente unter den Schwärmern gar leicht zur Alternative: Verzicht auf jegliches Wirken oder Empörung. Waren die Umstände günstig, konnte letztere bedeutende Dimensionen annehmen.

Auf diese Weise entstand in Norditalien eine sehr starke ketzerische kommunistische Sekte, die der Apostelbrüder oder Patarener.

Der Name der Pataria für eine Bewegung niederer Volksklassen war damals in Italien sehr häufig. Bereits im elften Jahrhundert finden wir in Mailand, in Brescia, Cremona und Piacenza Patarien. Der Name stammt von dem Dialektwort pates, alte Leinwand, Lumpen. Patari waren Lumpensammler. Noch im achtzehnten Jahrhundert gab es in Mailand eine pataria oder contrada dé patari, ein Quartier der Lumpensammler.

Die wichtigste unter jenen früheren patarenischen Bewegungen war die zu Mailand, die 1058 begann. Sie ging von den unteren Volksklassen aus und richtete sich gegen den reichen Klerus und den städtischen Adel. Neben der Frühzeitigkeit dieser städtisch-demokratischen Bewegung ist an ihr bemerkenswert, daß sie die Unterstützung des Papsttums sucht und findet. Der Klerus von Mailand, der an Reichtum mit der römischen Kirche wetteifern konnte, wollte deren Oberhoheit nicht anerkennen. Er war also der gemeinsame Feind der Mailänder Demokratie und des Papsttums. Beide erreichten ihr Ziel. Der Mailänder Klerus mußte sich Rom unterwerfen, und an Stelle des adelig-klerikalen Regiments trat ein bürgerliches.

Die Geschichtschreiber nennen die Bewegung der Mailänder Pataria gern eine proletarische. Man kann aber unmöglich annehmen, daß das Proletariat Mailands um die Mitte des elften Jahrhunderts schon so stark gewesen sei, um eine so hervorragende Rolle zu spielen. Jene Bewegung der Patarener war jedenfalls eine bürgerliche Bewegung, gegen das Geschlechterregiment gerichtet.

Im zwölften Jahrhundert nannte man die Waldenser, mitunter auch andere Ketzer, in Italien Patarener. Im dreizehnten Jahrhundert ging der Name auf die Apostelbrüder über.

Der Gründer dieser Sekte war Gerardo Segarelli aus Alzano, einem Dorf bei Parma. Er meldete sich zur Aufnahme in den Franziskanerorden, wurde aber abgewiesen. Nun verteilte er sein Eigentum unter die Armen und gründete auf eigene Faust eine Sekte, um 1260. Bald hatte er großen Anhang, namentlich in der Lombardei, unter dem niederen Volke gefunden.

„Sie hießen sich alle untereinander, nach der Weise der ersten Christen, Schwestern und Brüder. Sie lebten in einer strengen Armut und durften weder eigene Häuser, noch Vorrat auf den anderen Morgen, noch etwas, das zur Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gehörte, haben. Wenn der Hunger sich bei ihnen regte, sprachen sie den ersten um Speise an, ohne etwas Gewisses zu begehren, und aßen ohne Unterschied das, was man ihnen reichen wollte. Die Begüterten, die zu ihnen traten, mußten dem Besitz ihrer Güter entsagen und dieselben dem gemeinschaftlichen Gebrauch der Brüderschaft überlassen."* Die Ehe war ihnen verboten. „Die Brüder, die in die Welt gingen, die Buße zu predigen, hatten Macht, eine Schwester mit sich herumzuführen, wie die Apostel. Allein nicht zum Weibe, sondern nur zur Gehilfin. Sie nannten ihre Freundinnen, von denen sie sich begleiten ließen, bloß ihre Schwestern in Christo und leugneten beständig, daß sie in einer ehelichen oder unreinen

* Mosheim, Ketzergeschichte, S. 224. Mosheim hat die Apostelbrüder gewissermaßen für die Geschichte neu entdeckt und in drei Büchern seiner „Ketzergeschichte" ausführlich und liebevoll behandelt. „Vielleicht mißgönnet mir niemand den kleinen Ruhm," sagt er, „daß ich diese sonderbare Bande (hier nicht in verächtlichem Sinne, sondern gleich ‚Sekte' gebraucht), so zu reden, von den Toten erweckt und an das Licht gezogen habe." S. 196.

Gemeinschaft mit ihnen lebten, obgleich sie dieselben mit sich zu Bette nahmen."*

Mosheim nimmt an, allerdings auf bloße Wahrscheinlichkeiten, nicht auf bestimmte Nachrichten gestützt, daß dies Verbot der Ehe und des Güterbesitzes bloß für die Apostel, für die „Agitatoren", nicht für die Brüder der Gemeinden gegolten habe. Dies würde sie den Waldensern sehr nahe bringen. Gewiß ist es, daß sie den Kommunismus für eine unerläßliche Vorbedingung der Vollkommenheit erklärten.

Die neuen Apostel traten anfangs sehr behutsam auf. Sie hüteten sich, öffentlich der Kirche den Krieg zu erklären. In geheimen Zusammenkünften, die bei Nacht stattfanden, lehrten sie die neue Heilsbotschaft. Nach allen Ländern wurden Apostel gesandt, nach Spanien, Frankreich, Deutschland. Dort wurden sie so zahlreich, daß 1287 eine geistliche Versammlung zu Würzburg, die in Gegenwart des Kaisers Rudolf gehalten wurde, ein besonderes Gesetz wider sie erließ, welches jedermann verbot, sie aufzunehmen, ihnen Speise und Trank zu reichen.

Aber früher schon war man in Italien auf die kommunistischen Schwärmer aufmerksam geworden. Im Jahre 1280 hatte der Bischof von Parma Nachrichten über sie erhalten, die ihn bewogen, Segarelli zu verhaften. Der Papst Honorius IV. ließ eine Untersuchung anstellen, die den Apostelorden als nicht allzu gefährlich erscheinen ließ, als einen bloßen Konkurrenten der beiden privilegierten Bettelorden,

* Mosheim, a. a. O., S. 226. Vergl. S. 321 ff. Ähnliches wird, wie wir bereits wissen, von den Waldensern erzählt und auch von frommen Seelen während der ersten Jahrhunderte des Christentums: „Eine feige Flucht verschmähend, kämpften die Jungfrauen des heißen Himmelsstriches von Afrika im engsten Gefecht mit dem Feinde. Sie gestatteten Priestern und Diakonen, ihr Bett zu teilen, und inmitten der Flammen rühmten sie sich ihrer unbefleckten Reinheit. Aber die beleidigte Natur rächte zuweilen ihre Rechte, und diese neue Art von Märtyrertum diente nur zur Einführung eines neuen Ärgernisses in die Kirche." (Gibbon, Verfall und Untergang des römischen Weltreichs, S. 381.)

der Franziskaner und Dominikaner. 1286 wurde der Apostelorden vom Papst verboten, Segarelli aber freigelassen, gleichzeitig freilich auch aus Parma ausgewiesen.

Wie manche andere Ausweisung, diente auch diese dazu, das Übel zu vermehren, das sie bekämpfen sollte. Segarelli schwärmte jetzt in ganz Norditalien umher und verbreitete seine Lehre. Die Apostelbrüder unterwarfen sich nicht dem Papsttum, der Bund löste sich nicht auf. Die Verfolgungen, die jetzt energischer wurden, gossen Öl in die Flammen und machten den Bruch der Apostelbrüder mit der Kirche unheilbar.

Segarelli wurde 1294 wieder ergriffen und nach den einen 1296, nach anderen um 1300 verbrannt. Aber damit war die Bewegung nicht getötet. An die Stelle Segarellis trat ein weit kühnerer, entschlossener Agitator, ein Mann der Tat, Dolcino. Dieser wurde in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Prato bei Vercelli geboren. Sein Vater, der Priester Julius, wahrscheinlich aus der edlen Familie der Tornielli von Novara, war ein Eremit, aber kein Einsiedler, denn er siedelte zusammen mit der Mutter Dolcinos und lebte mit ihr in ehelicher Gemeinschaft. Er schämte sich auch nicht seines Sohnes, gab ihm eine gute Erziehung und ließ ihn in Vercelli zum geistlichen Stande vorbereiten. Ein unbesonnener Schritt, die Entwendung einiger Geldstücke aus dem Besitze seines Lehrers, veranlaßte den jungen Mann, zu fliehen, obwohl die Sache keine Folgen hatte. Er begab sich nach Trient, wo er in ein Franziskanerkloster als Novize eintrat.

Wie lange er dort blieb, ist unbekannt, wie denn die Chronologie seiner Schicksale überhaupt eine höchst unsichere ist. Fest steht, daß er noch während seines Aufenthaltes im Kloster die Lehre der Apostelbrüder kennen lernte, die ja viele Ähnlichkeit mit der der Fraticellen, der rebellischen Franziskaner, aufwies und in deren Klöstern zahlreiche Anhänger gefunden hatte. Er erfaßte sie mit der ganzen Begeisterung

seiner glühenden Seele und wurde bald einer ihrer vornehmsten Vertreter. Sein Anschluß an die Sekte fällt wahrscheinlich in das Jahr 1291.

Sein Aufenthalt im Kloster wurde ihm immer unerträglicher. Er trat aus, ehe er noch Profeß abgelegt. Bald darauf lernte er Margherita von Trenk kennen, die in einem Kloster der heiligen Katharina war. Alle Berichterstatter preisen die kraftvolle Schönheit Margheritas wie Dolcinos, eine Schönheit, die sich bei beiden mit hohem Verstand, mit selbstlosem Enthusiasmus, mit Kühnheit und Entschlossenheit paarte. Kein Wunder, daß beide sich auf das lebhafteste voneinander angezogen fühlten. Um Margherita näher sein zu können, trat Dolcino als Knecht in ihr Kloster ein, gewann sie für seine Ideen und bestimmte sie schließlich, mit ihm zu entfliehen. Bis zu ihrem Tode haben sie von da an gemeinsam für ihre Sache gekämpft, wie ihre Gegner behaupten, ehelich, wenn auch nicht gesetzlich verbunden, wie Dolcino selbst erklärte, stets nur als Bruder und Schwester miteinander verkehrend. Letzteres entspräche allerdings mehr der Lehre der Apostelbrüder, ersteres dagegen mehr der menschlichen Natur.

Das Paar entfloh nach der Lombardei, wo Dolcino bald an die erste Stelle nach Segarelli trat und nach dessen Tode an die Spitze der Bewegung gelangte. Aber die Verfolgung wurde so stark, daß er sich in Italien nicht behaupten konnte. Von einer Stadt zur anderen gehetzt, sucht er endlich eine Zuflucht in Dalmatien, von wo er mehrere Briefe an die in Italien zurückgebliebenen Brüder richtete, die sie gleich Flugschriften verbreiteten.

Neben den Lehren Segarellis beeinflußten ihn besonders die des Abtes Joachim von Fiore, den wir schon erwähnt haben (S. 183 ff.). Aber wenn dieser drei Gesellschaftszustände unterschied und als den dritten, den höchsten, den des allgemeinen Mönchtums betrachtete, so ging Dolcino darüber hinaus. Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts hatte

man bereits genug Erfahrungen mit den Bettelorden gemacht, um zu wissen, daß diese nicht das Mittel seien, die Gütergemeinschaft zu verwirklichen. Dolcino pries die Verdienste der Heiligen Franziskus und Dominikus um die Sache der Armen, indem sie ihren Anhängern die Liebe zur Armut und Niedrigkeit, die Verachtung des Geldes und der Macht einzuflößen suchten, aber er wies auch darauf hin, daß ihr Streben sich auf die Dauer als eitel erwiesen habe. Franziskaner und Dominikaner hätten Häuser gebaut und in diesen das Erbettelte aufgehäuft. Sie seien dadurch von der Verderbnis der ganzen Kirche ergriffen worden. Wolle man diese reinigen, müsse man die ganze Mönchsverfassung aufheben und die Art und Weise der ersten Apostelgemeinden wieder allgemein einführen.

Aber wer sollte das durchsetzen? Die Kommunisten allein? Bei aller mystischen Schwärmerei und Wundergläubigkeit mußten sie sich doch gestehen, daß ihre Kräfte dazu nicht ausreichten.

Gleich den Jüngern des Abtes Joachim hoffte auch Dolcino anfangs auf einen Messias aus königlichem Stande. Hatten jene auf den Hohenstaufen, den zweiten Friedrich gerechnet, so rechnete Dolcino auf einen anderen Friedrich, den Sohn des Königs Peter III. von Aragonien. Dieser werde den päpstlichen Thron erobern, den Papst und seine Kardinäle, die Bischöfe, Priester, Mönche und Nonnen töten. Nur die werden am Leben bleiben, die sich der Apostelgemeinde zugesellen, nur sie werden der Herrlichkeiten teilhaftig werden, welche die Welt dann erwarten.

Dolcino berief sich auf die jüdischen Propheten und die Apokalypse. Aber er war kein so hirnloser Fanatiker, sich auf diese Argumente allein zu verlassen. Er beobachtete scharf den Lauf der Welt.

Das Südfrankreich benachbarte Königreich Aragonien gehörte gleich diesem und aus ähnlichen Ursachen zu den Ländern, die gegen das Papsttum rebellierten. Im Albigenser-

krieg stand Aragonien auf Seite der Ketzer. Peter II. von Aragonien suchte anfangs zu vermitteln, schließlich aber unterstützte er offen die Albigenser mit den Waffen, zog mit ihnen gegen die Kreuzfahrer und fand im Kampf gegen diese den Tod (1213 in der Schlacht bei Muret). Auch Peters Sohn, Jakob I., sandte den Albigensern Hilfstruppen. Dessen Sohn, Peter III., geriet ebenfalls in Streit mit dem Papsttum, das zum Werkzeug Frankreichs geworden war. Nach der Sizilianischen Vesper, die zur Vertreibung der Franzosen aus Sizilien führte, eroberte Peter Sizilien. Der Papst Martin erklärte den König Peter seines Reiches verlustig und verlieh es dem Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois. Doch Peter widerstand dem Papst und Frankreich.

Auf Peter folgte 1285 in Sizilien dessen zweiter Sohn Jakob II., und als dieser den Thron Aragoniens infolge des Todes seines ältesten Bruders Alfons III. erlangte, fiel Sizilien seinem jüngeren Bruder Friedrich II. zu (1294).

Gleichzeitig mit Friedrich gelangte aber auch einer der niederträchtigsten, habgierigsten und energischsten Päpste auf den Thron, Bonifazius VIII. Und nun entspann sich zwischen beiden ein wütender Kampf, der fast ein Jahrzehnt lang währte. Dolcinos Hoffnung auf Friedrich war also keineswegs ein phantastischer Traum. Sie war in den Traditionen des aragonesischen Königshauses wie in der augenblicklichen Lage des Beherrschers von Sizilien sehr wohl begründet. Sein Irrtum war nur der, daß er die großen Worte, die in diesem Streit fielen, für bare Münze nahm und glaubte, der Kampf um Augenblicksinteressen sei ein prinzipieller Kampf, der Kampf um die Beute ein Kampf gegen die Ausbeutung. Dies ist indes eine Illusion, die Dolcino mit vielen, oft sehr aufgeklärten Denkern nach ihm geteilt hat.

In seinem ersten Brief, der 1300 geschrieben wurde, prophezeite Dolcino den Sieg Friedrichs über Bonifazius VIII. für das Jahr 1303. Bonifazius starb wirklich in diesem

Jahre, aber nicht von Friedrich getötet, sondern infolge eines Konfliktes mit der großen römischen Adelsfamilie der Colonnas und mit Philipp IV. von Frankreich, der mit Bonifaz an Habgier, Tücke und Energie wetteiferte.*

Die Folge davon war aber nicht der Sturz des Papsttums, sondern nur die Wahl eines versöhnlichen Papstes, Benedikt XI., der seinen Frieden mit Philipp machte.

Als nun der erwartete Umschwung ausblieb, erließ Dolcino zwei weitere Briefe, von denen der zweite verloren gegangen ist. In dem vorhergehenden erklärte er (Dezember 1303): Im Jahre 1303 sei, wie er prophezeit, die „Verwüstung über den König von Mittag", Bonifazius, ergangen. In dem neuen Jahre werde der neue Papst nebst seinen Kardinälen von Friedrich II. erschlagen werden, das Jahr 1305 werde das Todesjahr der niederen Geistlichkeit sein.

Diese Prophezeiung sollte noch weniger in Erfüllung gehen als die erste. Vielmehr schloß 1304 Benedikt XI., nachdem er sich mit Frankreich ausgesöhnt, auch mit dem König von

---

* Das Ende Bonifazius' VIII. ist ein drastisches Beispiel davon, um wie viel weniger sicher die Päpste in Rom im frommen Mittelalter waren als im materialistischen neunzehnten Jahrhundert. Philipp sandte Wilhelm Nogaret mit großen Summen nach Italien. Dieser verschwor sich mit den Colonnas. In Anagni überfielen sie Bonifazius und nahmen ihn gefangen unter den Rufen: „Nieder mit dem Papst!" Unbändiger Zorn befiel diesen, und die harte Behandlung, die er zu erdulden hatte, steigerte den Zorn zur Raserei. Ein Aufstand befreite Bonifazius, aber um vor den Colonnas sicher zu sein, mußte er sich den Orsinis ausliefern, die ihn auch gefangen hielten. Darüber fiel er in Tobsucht, die seinem Leben ein Ende machte. Mit Recht sagte Voltaire: „In der Weise hat man in Italien fast alle Päpste behandelt, die zu mächtig werden wollten: sie verteilen Königreiche und werden im eigenen Reiche verfolgt." (Essay sur l'histoire générale, ch. LXI.)

Die Verehrer des Papsttums im zwanzigsten Jahrhundert haben gar keine Ursache, mittelalterliche Zustände zurückzuwünschen, und die Pfaffenfresser von heutzutage haben keine Ursache, mit ihrer Kühnheit besonders wichtig zu tun.

Sizilien Frieden. Dieser konnte also als Alliierter Dolcinos nicht mehr in Betracht kommen.

Bald nach diesem Brief — oder vielleicht schon vor ihm — finden wir Dolcino in Italien.* Er hatte sein sicheres Versteck verlassen und war an der Spitze einer bewaffneten Schar in Piemont eingebrochen, um den offenen Kampf gegen Kirche, Staat und Gesellschaft zu beginnen — der erste Versuch einer bewaffneten kommunistischen Erhebung im Abendland.

Die Hoffnung auf Friedrich erwies sich als trügerisch. Aber ein anderer Helfer von ganz anderer revolutionärer Gewalt als ein Monarch, der sich mit dem Papst zankt, erstand den kommunistischen Schwärmern in dem Bauernvolk. Ihm ist es zu danken, daß die Insurrektion sich bis 1307 behaupten konnte. Die Erhebung für eine Wiedergeburt der Gesellschaft im Sinne des Urchristentums wurde zu einem Bauernkrieg.

4. Die ökonomischen Wurzeln der Bauernkriege.

Bauernkriege sind in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nichts Seltenes. Überall war Zündstoff genug angehäuft, und es bedurfte bloß eines Funkens, ihn zu entzünden.

* Mosheim gibt an, Dolcino habe zu Beginn des Jahres 1304 Dalmatien verlassen, nach Abfassung seines Briefes; Krone, Dolcinos Biograph (Fra Dolcino usw., S. 39), setzt den Einbruch in Piemont in das Ende des Jahres 1303. Daß Dolcino freiwillig seine Insurrektion in den Anfang des Winters verlegt hätte, wo er mit einem Winterfeldzug hätte beginnen müssen — der piemontesische Winter ist oft sehr streng —, erscheint uns nicht sehr wahrscheinlich. Doch mögen äußere Umstände ihn dazu gedrängt haben. Der Zeitpunkt des Losschlagens einer Verschwörung liegt nicht immer im Belieben der Verschworenen. Die Gefahr des Bekanntwerdens seines Planes oder das Drängen seiner Kameraden, denen er in Aussicht gestellt hatte, daß es 1303 losgehen werde, können ihn gezwungen haben, in einem nicht ganz geeigneten Zeitpunkt zu beginnen. Die ganze Chronologie der mit Dolcino in Verbindung stehenden Ereignisse ist furchtbar verworren.

Um das verständlich zu machen, müssen wir einen Blick auf die Veränderung werfen, welche die Entwicklung des Städtewesens in der Lage der Bauernschaft hervorgebracht hat.

Das Aufkommen der Städte schuf einen Markt nicht bloß für Produkte der Industrie, sondern auch für solche der Landwirtschaft. Die Städtebürger — Kaufleute und Handwerker — waren immer weniger imstande, je mehr die Stadt wuchs, selbst alle die Lebensmittel und Rohstoffe zu produzieren, deren sie bedurften. Sie kauften den kleinen und großen Landwirten der Umgebung den Überschuß ab, den diese über den eigenen Bedarf hinaus produzierten, wofür sie ihnen selbstproduzierte oder importierte Industrieprodukte verkauften oder — Geld gaben. Die Bauern bekamen Geld in die Hand. Die natürliche Folge davon war das Streben nach Umwandlung ihrer Naturalabgaben und Fronden in Geldzinse. Die Grundherren selbst mußten diese Veränderung oft wünschen, denn sie fingen jetzt auch an Geld zu brauchen. Aber das Streben der Bauern mußte oft in gleicher Richtung gehen, denn diese Umwandlung machte sie zu freien Männern, die frei über ihr Hab und Gut verfügen konnten.

Man sollte meinen, daß dies Streben der beiden Klassen in einer und derselben Richtung eitel Harmonie und Zufriedenheit erzeugt hätte. Nichts weniger als das. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß unter dem System der Naturalleistungen der Drang nach Erhöhung derselben kein großer war: er wurde beschränkt durch die leiblichen Bedürfnisse des Herrn und seines Gefolges. Die Gier nach Geld dagegen ist maßlos, denn zuviel Geld kann man nie haben. Wir finden daher von nun an ein viel stärkeres Drängen der Gutsherren nach Erhöhung der Lasten der Bauern. Gleichzeitig wächst aber auch der Gegendruck. Ihren Überschuß an Naturalien abzugeben, kostete den Bauern kein allzu schweres Opfer, solange sie ihn nicht verkaufen konnten. Aber als sich ein Markt dafür fand, bedeutete das Abgeben

des Überschusses oder des Erlöses daraus an den Herrn einen Verzicht auf Genüsse, die bald zu Bedürfnissen wurden.

Zu diesem Gegensatz gesellte sich noch ein anderer. Vor der Entwicklung der Städte hatte der Bauer keine Freistatt gehabt, in die er sich hätte vor einem Unterdrücker flüchten können. Die Stadt bot ihm nun einen Zufluchtsort, und gar mancher nützte die Gelegenheit. Andere, wohlhabende Bauern, wußten finanzielle Verlegenheiten ihrer Herren zu benutzen, um ihre Lasten völlig abzulösen. So minderte sich die Zahl der Frondenden gar sehr, und der Wirtschaftsbetrieb des Fronhofs litt oft darunter. Zu derselben Zeit also, in der bei den Bauern unter dem Einfluß des Städtewesens das Bestreben wuchs, die bestehenden Lasten abzuwerfen oder abzulösen, wuchs bei den Grundherren das Bestreben, sie womöglich noch enger an den Hof zu fesseln und ihre Fronden zu vermehren.

Und dazu kam noch ein dritter Gegensatz. Dadurch, daß die Produkte der Landwirtschaft einen Wert bekamen, erhielt auch der Boden, dem sie entstammten, einen Wert. Und nicht nur der bereits in Anbau genommene Boden. Als die Städte zu Macht und Ansehen gelangten, da waren die Zeiten vorbei, wo die Bevölkerung so dünn gesät gewesen, daß der Grund und Boden als unerschöpflich galt, daß jedem, der Land roden wollte, mochte es ein Bauer sein oder ein mächtiger Grundherr mit seinen Kolonen oder eine Assoziation von Mönchen — daß jedem gern so viel Land, als er brauchte, von der Markgenossenschaft oder dem Landesherrn zugewiesen wurde. War man auch noch lange nicht so weit, daß sämtlicher bebaubare Boden bereits in Anbau genommen worden wäre, so war doch die Bevölkerung schon so dicht, daß der Grund und Boden nicht mehr unerschöpflich erschien. Der Besitz von Grund und Boden begann ein Privilegium zu werden, und zwar ein so kostbares, daß bald die heftigsten Kämpfe darum entbrannten. Auf der einen Seite schlossen sich die Markgenossenschaften

ab und erklärten ihren gesamten Grund und Boden als — gemeinsames — Privateigentum der Familien, die damals die Genossenschaft bildeten. Nach dem Vorgang der Stadt beginnt sich nun auch auf dem Lande eine Schichte minderberechtigter Gemeindemitglieder neben der Markgenossenschaft zu bilden.

Auf der anderen Seite aber suchten die Grundherren, deren Macht ja in der Mark überwiegend war, das Eigentum an ihr an sich zu reißen und es in ihr Privateigentum zu verwandeln, indem sie den Markgenossen gnädigst einige Nutznießungsrechte gestatteten.

Je mehr die ökonomische Entwicklung vorwärts schritt, desto schärfer wurden alle diese Gegensätze, desto größer die Erbitterung zwischen Grundherrn und Bauern, desto leichter kam es zu Zusammenstößen zwischen beiden, die meist nur lokaler Natur waren, aber unter Umständen sich gleichzeitig über ganze Provinzen, ganze Länder ausdehnten, zu förmlichen Kriegen — Bauernkriegen — wurden.

Das Kriegsglück in diesen Kämpfen war ein wechselndes. Im allgemeinen aber kann man sagen, daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert — in Italien früher — die Lage der Bauern trotz vereinzelter Niederlagen in steter Besserung begriffen ist.

Es ist dies ein deutlicher Beweis dafür, daß die Lage einer ausgebeuteten Klasse sich bessern und doch ihr Gegensatz zu der ausbeutenden Klasse sich verschärfen kann. Nichts lächerlicher als die Versuche der Apologeten — auf deutsch Schönfärber — der heutigen bürgerlichen Nationalökonomie, den Arbeitern darzulegen, daß ihre Lage sich gebessert habe, daß also die ganze sozialistische Arbeiterbewegung ganz unberechtigt sei und bloß auf einem Mißverständnis beruhe. Selbst wenn alle ihre Darlegungen der „aufsteigenden Klassenbewegung des Proletariats" wahr wären, so würden sie nichts beweisen. Die Herren könnten jetzt doch schon wissen, was vor mehr als einem halben Jahrhundert Marx und Engels

gefunden hatten, daß die sozialdemokratische (kommunistische) Bewegung nicht ein Produkt des Elends ist, sondern des Klassengegensatzes, des Klassenkampfes. Und daß die Klassenkämpfe abnehmen, daß die Klassengegensätze sich mildern, dürfte auch der rosigst färbende Wolf oder Brentano nicht behaupten wollen.

Die Gründe für die Verbesserung der Lage der Bauern sind zum Teil schon aus dem Gesagten zu entnehmen. Die Städte boten den Bauern einen Rückhalt, den diese wohl ausnutzten. Juristische Knechtung und selbst physischer Zwang nutzten nicht viel, wenn die Stadt den flüchtigen Bauern Schutz und Schirm bot. Um sich seine Arbeitskräfte zu erhalten, mußte der Grundherr sich dazu verstehen, sie besser zu behandeln, ihnen ihr Dasein erträglicher zu machen.

Dazu gesellte sich oft eine finanzielle Bedrängnis des Grundherrn. Im zwölften Jahrhundert war die Christenheit stark genug geworden, sich nicht nur der Feinde zu erwehren, die sie bedrohten, sondern zur Offensive gegen diejenigen unter ihnen überzugehen, deren Reichtum und hohe Kultur die Raubgier der christlichen Krieger- und Priesterkasten erregten: der Orientalen. Die Kreuzzüge begannen unter lebhaftester Teilnahme abenteuer- und beutelustiger Feudalherren aus allen Ländern. Aber die Kreuzzüge hatten einige Ähnlichkeit mit der heutigen Kolonialpolitik: mit großen Illusionen begonnen, endeten sie kläglich, ihre Resultate standen in keinem Verhältnis zu den Opfern, die sie kosteten. In einem Punkte unterschieden sie sich jedoch sehr vorteilhaft von der heutigen Kolonialpolitik. Dank der Entwicklung der „Staatsidee" ist es heute der Staat, der die Opfer dieser Politik zu tragen hat, das heißt die Steuerzahler, die Masse der Bevölkerung. Den Profit davon haben einige Abenteurer und Kaufleute.

Das war im „finsteren" Mittelalter anders. Eine Staatsgewalt in unserem Sinne gab es nicht. Die Herren, die nach dem Orient zogen, um reich zu werden, taten dies nicht

auf Staatskosten, sondern auf eigene Kosten; und wenn die Expedition scheiterte, trugen sie das Risiko, nicht der Staat. Die Kreuzzüge haben viele Städte bereichert, namentlich in Italien, worauf wir schon hinwiesen, aber einen großen Teil des europäischen Adels ruiniert. Den Rest des Adels aber infizierten sie mit Bedürfnissen nach den Erzeugnissen einer höheren Kultur, die in Europa nur um schweres Geld zu haben waren. Kein Wunder, daß das Geldbedürfnis des Adels rasch wuchs. Führte das zu dem Bestreben, den Bauer stärker auszupressen, so führte es oft auch dazu, daß der Grundherr in Schulden versank und, um Geld zu bekommen, gern darauf einging, daß der Bauer seine Lasten mit einer Geldsumme ablöste. Der große Adel litt verhältnismäßig wenig unter diesen Verhältnissen, der kleine verkam in jener Zeit rasch und büßte seine Selbständigkeit so gut wie völlig ein.

Endlich ist noch ein Umstand zu bemerken. Während die Bevölkerung wuchs, führte die Schließung der Markgenossenschaften ebenso wie deren Annexion durch die Grundherren dazu, die Neuansiedelung von Bauern sehr zu erschweren. Der Überschuß der Bevölkerung wurde dadurch gedrängt, außerhalb der Landwirtschaft sein Unterkommen zu suchen, namentlich im städtischen Handwerk oder im Kriegsdienst. Neben den finanziell ruinierten niederen Adligen widmet sich immer mehr auch die kraftvolle ländliche Jugend, deren Dienste zu Hause nicht benötigt werden, dem Söldnertum und zieht Herren zu, die sie gut bezahlen und ihr reiche Beute in Aussicht stellen, den wohlhabenden Städten, den Fürsten oder auch einzelnen glücklichen Heerführern, die anfangen, aus dem Kriegsdienst ein Geschäft zu machen und sich mit ihren Banden zu verdingen.

In Italien finden wir Söldnerarmeen schon im dreizehnten Jahrhundert. Nach Sismondi waren die Exilierten und Verbannten, welche die damaligen städtischen Parteikämpfe massenhaft lieferten, wahrscheinlich die ersten Söldner.

(Simonde de Sismondi, Histoire des républiques italiennes du moyen âge, Paris 1826, III, S. 260.)

Neben dem Heer der feudalen Kriegerkaste, dem Heer der Berittenen, dem Ritterheer, bildet sich jetzt ein Heer geworbener Bauern — das Fußvolk kommt wieder zu militärischer Bedeutung.

Aber diese angeworbenen Bauern sind in der Regel noch keine Proletarier, sondern Bauernsöhne, die nach vollendetem Kriegsdienst, wenn sie genügend Geld und Gut erbeutet, heimziehen, um an den Arbeiten der Familie teilzunehmen oder einen eigenen Herd zu gründen. Und mit sich bringen sie Wehr und Waffen und die Wehrhaftigkeit des gedienten Kriegers. Die Gefährlichkeit der genuesischen und englischen Bogen, der schweizerischen Spieße, der böhmischen Morgensterne und Dreschflegel haben die Ritter des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts oft genug zu kosten bekommen.* Sie hat sicher zur Hebung der Lage der Bauernschaft in jener Zeit mit beigetragen.

In Italien entwickelte sich zuerst, wie wir wissen, das Städtewesen im Mittelalter. Dort bildeten sich auch zuerst die Gegensätze zwischen Grundherren und Bauern, die wir eben auseinandergesetzt.

Aber in Italien bildete sich auch eine eigentümliche Erscheinung, die geeignet war, diese Gegensätze besonders zu verschärfen: der Absentismus.

Im Altertum hatten die Großgrundbesitzer Italiens (ebenso wie die Griechenlands) vorwiegend in den Städten gelebt. Die italienischen Städte des Mittelalters, deren Verbindung mit den antiken Überlieferungen ja nie aufgehört hatte, neigten von vornherein dazu, den Landadel in ihre Mauern aufzunehmen. Als sie so mächtig wurden, daß sie das flache Land beherrschten, zwangen sie ihn, seine ländliche Residenz

---

* Über die Taktik der Schweizer in jenen Jahrhunderten vergleiche K. Bürkli, Der wahre Winkelried, Zürich 1886.

mit einer städtischen zu vertauschen. Manche Stadt zwang die Adligen, die sie sich botmäßig machte, sogar dazu, irgend ein städtisches Gewerbe zu ergreifen. Die Politik, die den Adel in Italien in die Städte trieb, entsprang wohl den gleichen Beweggründen, aus denen die französischen Könige des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Adligen ihres Landes drängten, ihre Schlösser zu verlassen und ihr Leben an dem fürstlichen Hofe zu verbringen. Die Selbständigkeit des Adels wurde gebrochen, und gleichzeitig trug er zum Glanze und Ansehen — hier des Hofes, dort der Stadt — bei. Aber für die italienische Landbevölkerung wurden dadurch vielfach ähnliche Zustände hervorgerufen, wie sie in Frankreich vor der Revolution herrschten.

Wo Ausbeuter und Ausgebeutete zusammenleben, wird die Ausbeutung in der Regel unter sonst gleichen Umständen nicht so scheußliche Formen annehmen wie dort, wo beide räumlich voneinander getrennt sind. Das Zusammenleben erzeugt nicht nur eine gewisse gemütliche Gemeinschaft, sondern auch eine Interessengemeinschaft, die manchen Gegensatz überbrückt. Dem Grundherrn, der auf dem Lande bei seinen Bauern lebt, ist es nicht gleichgültig, in welchem Zustand seine Umgebung sich befindet, ob sie seine Sinne erfreut oder beleidigt, ob sie eine Stätte von Fiebern ist, die auch ihn und seine Familie bedrohen, oder eine Stätte blühender Gesundheit.

Der Grundherr, der in der Stadt lebt, hat weder Interesse noch Verständnis für seine Bauern; für ihn kommt bei seinem Besitz nur *eines* in Betracht, dessen Reinerträgnis. Mag sein Land unbewohnbar und eine Wüste werden, das ist ihm gleich, wenn es nur nicht aufhört, ebensoviel Reinertrag zu liefern wie früher. Die römische Campagna ist der beredteste Zeuge dafür, was bei einer derartigen Wirtschaft schließlich herauskommt.

Noch im fünfzehnten Jahrhundert war die Campagna wohl angebaut, mit zahlreichen Dörfern besetzt. Heute ist

sie eine sumpfige Einöde, in der nur Büffel gedeihen und — die Malaria.

Zu dem Absentismus kam im mittelalterlichen Italien noch, daß das städtische Leben den Adel bald mit kapitalistischem Fühlen und Denken infizierte. Kein Wunder, daß der Landbau in Italien früher als anderswo ein kapitalistisches Unternehmen wurde. Wo es den Bauern nicht gelang, den völlig freien Besitz ihres Gutes zu erkämpfen, und das kam nur selten vor, da wurden sie Pächter oder Taglöhner ohne jedes Anrecht auf den Boden, den sie bebauten.

5. Die Erhebung Dolcinos.

Als Dolcino in Italien einbrach, hatte die Entwicklung der eben geschilderten Zustände schon begonnen, die geschilderten Gegensätze waren schon vorhanden. Da ist es leicht begreiflich, daß er zahlreichen Zulauf fand, als er das Banner der Empörung entfaltete.

Wir wissen nicht, ob Dolcino und seine Genossen von vornherein die Absicht hatten, in den Bauern ihre Stütze zu suchen, oder ob sie ohne bestimmte Absicht durch die Verhältnisse dazu getrieben wurden. Auf jeden Fall, ob ihnen bewußt oder nicht, drängte sie die Logik der Tatsachen dazu, sobald sie sich einmal entschlossen hatten, den Weg der mönchischen Propaganda zu verlassen und den der bewaffneten Empörung zu betreten. Auf die kommunistischen Schwärmer allein konnte man damals noch nicht den Versuch einer gewaltsamen Revolution begründen. Neben ihnen waren die Bauern die unzufriedenste, rebellischste Bevölkerungsschicht.

Aber die Apostelbrüder verloren, sobald sie sich auf die Bauern stützten, jeden Halt unter ihren Füßen. Es liegt eine ungeheure Tragik in ihrem Schicksal: durch die Zeitumstände, jenes Fatum, wurden sie zu einem Schritte gedrängt, der, indem er die einzige Möglichkeit eines mili-

tärischen Gelingens bot, zugleich jeden möglichen Erfolg von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilte und das schließliche Scheitern unvermeidlich machte.

Das klingt für den ersten Moment mystisch. Aber einige Worte genügen, die Sache klar zu machen.

Die Apostelbrüder waren Kommunisten und wollten über den beschränkten Kreis einiger Gemeinden hinaus wirken. Sie träumten von der Eroberung Roms und von der Umgestaltung der ganzen Gesellschaft nach ihren Idealen. Die Bauern waren keine Kommunisten, zum mindesten nicht im Sinne der Apostelbrüder. In gewissem Sinne hielten sie allerdings am Gemeineigentum fest, an dem für Weiden und Wälder; aber der Kommunismus der Genußmittel, die gänzliche Hingabe von Hab und Gut an die Gemeinschaft, lockte sie nicht. Und während die Kommunisten nicht Halt machen konnten, ehe sie die ganze Gesellschaft umgewälzt, waren die Bauern schon mit einigen kleinen Konzessionen der Grundherren — Verzicht auf manche Lasten, Herausgabe mancher umstrittenen Landstriche — zufriedenzustellen.

Noch wichtiger aber wurde es, daß der Gesichtskreis der Bauern auf die engsten Kirchturmsinteressen beschränkt war. Dies ist bei allen Bauernaufständen der damaligen Zeit zutage getreten, soweit nicht der interlokale Zusammenhang der Kommunisten stark genug war, diese Kirchturmspolitik zu überwinden, und hat so viele ihrer Niederlagen verschuldet. Jeder Gau erhob sich für sich allein und machte für sich allein Frieden, ohne sich um die anderen zu kümmern. So wurden sie in ihrer Vereinzelung von der zentralisierten Macht ihrer Gegner leicht niedergeworfen.

Die Geschichte der Empörung Dolcinos ist nicht ganz klar; aber wenn man von dem Rechte des Analogieschlusses Gebrauch macht, wenn man sie mit ähnlichen Erhebungen vergleicht, wird manches anscheinend Unbegreifliche begreiflich.

Zuerst zeigte sich Dolcino in den Alpen Piemonts. Von dort drang er in die Ebene vor und überrumpelte das Fort

Gattinara bei Vercelli. Neben den Bundesbrüdern sowie Abenteurern und entlassenen Söldnern waren es namentlich die Bauern, die ihm in Massen zuströmten. Bald hatte er 5000 Kämpfer um sich, damals schon eine stattliche Armee; nicht bloß Männer, sondern auch Frauen, die unter Margheritas Führung wie Löwinnen kämpften.

„Die Schwestern oder Weiber waren weder ungeeigneter noch ungeschickter zu diesen Heldentaten als die Männer. Sie steckten sich in Männerkleider, ließen sich in der Reihe der Soldaten mit anführen und fochten ebenso mutig und verzweifelt wie die Männer." (Mosheim, a. a. O., S. 283.)

Die Ausbeuter der Gegend vergaßen ihre Zwistigkeiten; die Bischöfe von Vercelli und Novara sowie die dortigen Adligen und Städte rüsteten ein Heer gegen die Empörer aus; aber der Feldzug endete mit völliger Niederlage der Armee der Ausbeuter, die kaum hinter den Mauern der Städte sicher waren.

Nun schwoll Dolcinos Macht noch gewaltiger an — aber Dolcino, dieser so energische, glänzende Feldherr, nutzt nicht den Moment, wo seine Gegner nicht mehr wagen, ihm im offenen Felde entgegenzutreten, um weiter zu marschieren und die Empörung allgemein zu machen, sondern er bleibt in dem Tale der Sesia, in dem die Empörung begonnen, und begnügt sich, Klöster, Landsitze und Städtchen zu plündern und zu zerstören.

Diese Erscheinung ist damals nichts Ungewöhnliches, sie kehrt in allen Bauernkriegen wieder. Die Bauern des Valsesia hatten nicht das mindeste Interesse daran, die Rebellion in andere Gebiete zu tragen. Und sie sowie die Bauern der umliegenden Gebiete waren leicht zu beruhigen, sobald man ihnen einige kleine Konzessionen machte. Das dürfte aber wohl geschehen sein, denn das Ausbeutertum der Gegend war schon durch seine militärische Niederlage so erschreckt, daß es Dolcino zu ködern suchte, indem es ihm nicht bloß völlige Amnestie, sondern auch die Stellung eines

Kondottiere (Befehlshaber der Soldtruppen) von Vercelli bot, welches Angebot jedoch verächtlich zurückgewiesen wurde.

Die Bauern dürften demnach jene Konzessionen erlangt haben, welche sie durch ihre Erhebung hatten erringen wollen. Das ist nicht bezeugt, aber nur unter dieser Annahme wird es erklärlich, daß Dolcino untätig bleibt und die Bauern anfangen, sich von ihm abzuwenden, indes seine Feinde sich sammeln.

Die kommunistische Erhebung blieb eine lokale; aber ihre Gegner wußten wohl, daß sie mehr als lokale Bedeutung habe. Die große internationale Macht der damaligen Zeit, das Papsttum, griff ein und organisierte einen Kreuzzug gegen die Rebellen. Und nun war deren Schicksal besiegelt. Da sie sich in der Ebene nicht mehr halten konnten, zogen sie sich ins Gebirge zurück, von wo aus sie einen Guerillakrieg mit den Kreuzzüglern unterhielten. Dolcinos glänzendes Feldherrntalent und das Heldentum seiner Genossen leisteten Bewunderungswürdiges in diesem Kampfe. Nur ein Beispiel: Einmal wollten 200 Bürger von Trivero eine plündernde Schar der Dolciniſten angreifen, wurden aber von 30 Weibern derselben in die Flucht geschlagen. (Krone, a. a. O., S. 80.) Mehrmals gelang es den Bedrängten noch, ihre Gegner in offener Feldschlacht zu schlagen, öfter fügten sie ihnen großen Schaden durch Hinterhalte und Überrumpelungen zu. Aber trotzdem schloß sich der eiserne Ring der Bedränger immer fester um die kommunistischen Schwärmer, die gleichzeitig immer mehr jeden Halt unter dem Landvolk verloren, das anfing, sie zu hassen wegen der Verwüstungen und Leiden, die der Krieg über das Land verhängte.

Trotzdem wußten die Patarener (wie die Apostelbrüder auch genannt wurden) die Entscheidung bis in das Jahr 1307 hinauszuschieben, und da erlagen sie nur der Not und den Entbehrungen. Das Kreuzheer verzichtete darauf, sie mit den Waffen zu besiegen, und beschränkte sich darauf, sie auszuhungern (im Winter 1306 bis 1307).

„Zu diesem Zwecke mußten zuerst alle Bürger und Einwohner in den Städten und Orten, die dem Berge am nächsten lagen (auf dem die Patarener sich verschanzt hatten, nach den einen Monte Zebello, nach den anderen Monte Rubello genannt), ihre Wohnungen räumen, damit die Ketzer weder Gefangene noch Lebensmittel aus denselben weiter nehmen konnten. Darauf ließ der Bischof (Raineri von Vercelli, der Leiter der Kriegsoperationen) durch diejenigen, die in großer Menge von allen Seiten herzuliefen, ihm beizustehen, fünf Schanzen oder Festungen an denjenigen Orten aufbauen, durch welche die Apostel am ersten und leichtesten brechen konnten. Alle diese Festungen wurden mit starken Besatzungen versehen. Alles, was noch sonst an Pässen und Wegen und kleinen Zugängen konnte erfragt und ausgespürt werden, das war so genau bewacht und verwahrt, daß kein Loch unverstopft blieb, wodurch Gewehr, Proviant oder sonst etwas auf den Berg konnte gebracht werden." (Mosheim, a. a. O., S. 287.)

Auf diese Weise kam man endlich dazu, die Kraft der Empörer zu brechen.

Daß nur Hunger und Entbehrungen jeder Art dem Kreuzheer den Sieg ermöglichten, deutet auch Dante in seiner göttlichen Komödie an. Er verlegte seinen Besuch in der Hölle in das Jahr 1300, konnte also in seinem Gedichte nicht von der Erhebung der Patarener als einer vergangenen reden. In einem der tiefsten Abgründe der Hölle, in dem diejenigen büßen, die auf Erden Unruhen und Spaltungen hervorgerufen, begegnet der Dichter dem Mohammed, der ihm zuruft:

„So sag' dem Fra Dolcino denn, du, der wohl
Die Sonne bald aufs neu erblickst, daß, will er
Mir nicht in kurzem folgen, er sich also
Mit Nahrungsmitteln rüste, daß die Schneenot
Den Novaresern nicht den Sieg verleihe,
Der außerdem nicht leicht wär zu erringen."

(XXVIII, 55—60. Übers. v. Philalethes.)

Die Schneenot war es in der Tat, die den Belagerern, den „Novaresern", den Sieg verlieh, „der außerdem nicht leicht war zu erringen". Frost und Hunger rieben die Belagerten auf, so hoch stieg die Not, daß sie sich von dem Fleisch der den Entbehrungen und Seuchen Erlegenen nährten. „Die Apostel wurden zuletzt so ausgezehrt, daß sie mehr halb verwesten Leichen als lebendigen Menschen ähnlich sahen." (Mosheim.)

Ihre Sache war verloren, aber ihr Widerstand dauerte fort. Und so groß war die Furcht vor diesen kühnen Streitern, daß die belagernde Soldateska, trotz ihrer Übermacht, erst dann den Mut zum Sturme auf die belagerte Stellung fand, als einige Überläufer verrieten, daß die Eingeschlossenen vor Schwäche unfähig geworden seien, ihre Waffen zu gebrauchen.

Am 23. März 1307 erfolgte der Sturm. „Ein Schlachten war's und keine Schlacht zu nennen." Die Belagerten weigerten sich, Pardon zu nehmen, sie rafften ihre letzten Kräfte zu einem Kampfe der Verzweiflung zusammen, aber die meisten von ihnen waren so schwach, daß sie nicht einmal mehr stehen konnten, und so bildete ihr Widerstand nur einen Vorwand für ein furchtbares Blutbad. Von den 1900, die bis zum Schlusse ausgehalten hatten, wurden fast alle niedergemetzelt, wenige entkamen und nur einige wurden gefangen genommen, darunter Dolcino und Margherita, deren Schonung der Bischof ausdrücklich befohlen hatte, da ihm der schnelle Tod auf dem Schlachtfeld zu geringe Strafe für sie zu sein schien.

Der Jubel aller päpstlich Gesinnten über das endliche Ausstampfen des gefährlichen Feuerbrandes war groß. Äußerlich war die Erhebung eine rein lokale gewesen, aber das Papsttum begriff ihre internationale Bedeutung besser als die Bauern des Valsesia. Der Bischof Raineri sandte sogleich nach der Erstürmung der patarenischen Feste einige seiner Kriegsobersten mit der Freudenbotschaft an den Papst

Klemens V., und diesem schien sie so wichtig, daß er von Poitiers aus, wo er damals residierte, die empfangenen Nachrichten schleunigst niederschreiben und dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, wahrscheinlich auch anderen Fürsten, übermitteln ließ.

Ein Triumph blieb jedoch der siegreichen Kirche versagt. Was ihr so oft gelungen, hier versuchte sie es vergebens, die Ketzer durch Folterqualen zum Widerruf ihrer Irrlehren zu bewegen. „Standhaft trotzten Dolcino und Margherita den Martern, die der grausame Richter über sie verhängte; kein Laut des Schmerzes entfuhr dem gläubigen Weibe, kein Wort der Klage noch des Unwillens ihrem starkherzigen Leidensgenossen. Nicht das Schinden und Lockern von Teilen ihrer Körper, nicht das Zerquetschen und Stacheln mittels Torturpiken und Zangen konnten den gepreßten Lippen Widerruf oder Flehen abnötigen.“ *

Sie wurden zur gewöhnlichen Strafe der Ketzer, zum Flammentod verurteilt. Dolcinos Hinrichtung fand am 2. Juni 1307 zu Vercelli statt. Margherita war verurteilt, der Exekution zuzusehen. Auch in diesem entsetzlichen Moment blieb das heldenmütige Weib standhaft. „Noch einmal, aber ebenso vergeblich, wurden beide zum Widerruf ermahnt, worauf, des Unglücklichen Seelenqual zu steigern, die Knechte Margherita ergriffen und an ihr auf einem Gerüst, dem Lohfeuer des Scheiterhaufens von Dolcino gegenüber, während der Agonie desselben jeden Spott und Torturmechanismus übten.“

Margherita wurde später in Biella verbrannt. So eingeschüchtert das niedere Volk durch die blutige Ausrottung der Patarener war, die qualvolle Hinrichtung dieser ebenso kühnen wie selbstlosen Vorkämpferin seiner Interessen erweckte doch seinen lauten Protest. Es erhob sich und war

* Krone, Fra Dolcino, S. 91. Derselben Stelle sind die folgenden Zitate entnommen.

„nur mit Waffengewalt von der Zerstörung des Gerichtes abzubringen, nicht ohne daß seinem menschlichen Zorn zur Sühne ein Frecher aus edlem Geschlecht, der die Ärmste zu höhnen und ihr einen Backenstreich zu geben gewagt, beinahe von der Rächerhand der Popolanen in Stücke zerrissen worden wäre".

So endete die erste kommunistische Erhebung in der mittelalterlichen Gesellschaft. Sie war von vornherein dazu verurteilt gewesen, zu scheitern. Der Strom der gesellschaftlichen Entwicklung ging damals in einer ganz anderen Richtung.

Aber sie ist nicht ruhmlos gescheitert. So sehr auch die Sieger — die einzigen, deren Nachrichten über die Bewegung auf uns gekommen sind — sich bestrebt haben, die Besiegten durch Fälschungen und Verleumdungen in den Kot zu zerren, es war ihnen unmöglich, die Erinnerung an deren hingebendes Heldentum gänzlich auszulöschen. Es schimmerte selbst durch ihre trüben Darstellungen durch und zwang die neueren Geschichtschreiber jener Bewegung zu Anerkennung, ja zur Bewunderung, trotzdem sie mit Bedauern konstatieren mußten, man könne „nicht in Abrede bringen, daß Kommunismus, und auch der von Weibern, in Dolcinos Plane gelegen" gewesen sei. (Krone.)

In Volksliedern und Legenden lebte die Erinnerung an die Rebellion der Patarener und Bauern gegen kirchliche und adelige Ausbeutung, namentlich in den Tälern Piemonts, aber auch sonst in Italien, noch lange fort. Noch im Jahre 1372 erließ Gregor XI. eine Bulle gegen die Verehrung, mit der man in Sizilien die Asche und die Gebeine von Fraticellen und Dolcinianern verehrte, als wären es Reliquien. Die Sekte selbst erlosch nicht völlig. In Südfrankreich behielt sie zahlreiche Anhänger, so daß im Jahre 1368 eine Kirchenversammlung zu Latour ein eigenes Gesetz wider sie erließ und befahl, daß man sie allenthalben, wo man sie finde, greifen und den Bischöfen zur Züchtigung und Strafe überliefern solle.

Aber zu Bedeutung kam die Sekte nicht mehr. In Italien waren die Zeiten vorbei, wo eine ketzerische Bewegung hätte gedeihen können. Die Interessen der herrschenden Klassen waren vom vierzehnten Jahrhundert an bereits zu sehr mit der Erhaltung des Papsttums verknüpft, und die Staatsgewalt der herrschenden Klassen war damals in Italien schon zu sehr entwickelt, wobei sich bereits die Keime des absoluten Polizeistaats zeigten, als daß noch eine kommunistische, ketzerische Bewegung der untersten schwächsten Volksklassen hätte größere Bedeutung gewinnen können.

Außerhalb Italiens aber verschmolzen die Reste der Apostelbrüder bald mit ähnlichen, ihnen naheliegenden Sekten, namentlich den Waldensern und den Begharden.

Drittes Kapitel.

Die Begharden.

1. Die Anfänge der Begharden.

Dasjenige Land nördlich der Alpen, welches im Mittelalter zuerst Warenproduktion und Warenhandel und damit die daraus entspringenden sozialen Probleme entwickelte, waren die Niederlande oder, genauer gesprochen, Flandern und Brabant. Die verschiedensten Handelsstraßen kreuzten sich dort. Nach den flandrischen Häfen zogen vom Süden her die Franzosen, namentlich aber die Italiener mit den Produkten des eigenen Landes und des Orients; sie kamen teils den Rhein herab über Köln, später aber zum großen Teil auch zur See. Zu ihnen gesellten sich bald auch Spanier und Portugiesen. Vom Westen kamen die Engländer, vom Norden die Kaufleute der mächtigen deutschen Hansastädte, die den Handel zwischen dem Osten und Westen des nördlichen Europa von Nowgorod bis London vermittelten und die flandrischen Häfen, vor allen Brügge (das im Mittelalter noch am Meere lag), zu ihren Hauptstapelplätzen machten.

Hand in Hand damit ging die Entwicklung der Industrie. Die niederländischen Heiden und Dünen begünstigten die Entwicklung der Schafzucht und damit der Wollenindustrie. Der Aufschwung des Handelsverkehrs reizte dazu, die Produktion über die Bedürfnisse des lokalen Marktes hinaus auszudehnen, der Handel brachte aber auch einen auserlesenen Rohstoff, die englische Wolle, die beste damals bekannte. Das Zusammentreffen aller dieser Umstände bewirkte, wie wir schon in einem früheren Kapitel bemerkt (S. 151), daß sich bereits frühzeitig (im dreizehnten Jahrhundert) in Flandern ein bedeutender Tuchexport entwickelte, das heißt aber nichts

anderes, als daß dort schon frühzeitig die Weber vom Kapital abhängig waren, daß ihre Industrie eine kapitalistische wurde.

Es ist also kein Zufall, wenn sich nördlich der Alpen zuerst in den Niederlanden eine kommunistische Sekte von Bedeutung bildete, die der Begharden.

Ihr Ursprung ist dunkel, ebenso die Bedeutung ihres Namens. Am plausibelsten erscheint uns die Annahme Mosheims, der das Wort vom altsächsischen beg, betteln, ableitet; die Begharden waren also arme Teufel, Bettelbrüder. (Mosheim, Ketzergeschichte, S. 378.) Man nannte sie auch Lollharden, vom Lollen, Singen, Murmeln. Lollharden hießen Leichensänger. Beide Namen sind Spitznamen, die ihnen das Volk beilegte. Die Begharden selbst nannten sich einfach „Brüder".

Schon im elften Jahrhundert sollen sich in den Niederlanden Gesellschaften frommer Frauen nachweisen lassen, die den Namen Beguinen und Begutten führten. Doch wissen wir über deren Tendenzen nichts Näheres. Zum Teil sollen die Beguinengesellschaften durch die Kreuzzüge hervorgerufen worden sein, welche die männliche Bevölkerung dezimierten und einen starken Frauenüberschuß schufen. Für viele wurde das Eingehen einer Ehe unmöglich, es bildete sich eine „Frauenfrage", die „Frauenheime" der Beguinen sollten den Ehelosen eine Zuflucht gewähren. Vor den Klöstern hatten diese Organisationen den Vorteil voraus, daß sie freie Vereinigungen waren, aus denen man nach Belieben austreten konnte.

Ähnlich organisiert waren Gesellschaften von Männern, die sich seit dem Ende des zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in den Niederlanden bildeten.

Es waren Brüderschaften unverheirateter Handwerker, meist Weber,* die sich in eigenen Häusern zu gemein-

* Neben den Webern werden namentlich Bauleute als eifrige Mitglieder der beghardisch-waldensischen Bewegung in Deutschland genannt. Ludwig Keller hat in seinem Buche: „Die Reformation und die älteren

samem, kommunistischem Haushalt zusammentaten, von ihrer Handarbeit lebten und daneben Liebeswerken, namentlich der Unterstützung Armer und Kranker, oblagen. Für die Mitglieder war, wie bei jeder derartigen Gesellschaft, Ehelosigkeit vorgeschrieben.

Einen guten Einblick in das Wesen des Begghardentums bietet uns die Beschreibung, die ein gewisser Damhouder im dreizehnten Jahrhundert von den Anfängen des Begghardenhauses in Brügge gibt: „Vor dreißig Jahren," erzählt er, „waren hier dreizehn Weber, unverheiratete Männer, Laien, die eifrigst nach einem Leben der Frömmigkeit und Brüderlichkeit trachteten. Vom Abt Eckhuten mieteten sie ein Grundstück mit einem großen, bequemen Gebäude nahe bei der Stadtmauer für einen jährlichen Zins von sechs Pfund Groschen (libris grossorum) und eine gewisse Menge Wachs und Pfeffer. Bald begannen sie dort ihr Weberhandwerk zu betreiben und in gemeinsamem Haushalt zu leben, den sie aus dem Ertrag der gemeinsamen Arbeit bestritten (ex communibus laboribus simul convivere coeperunt). Sie standen unter keinen strengen Regeln, noch waren sie durch irgend ein Gelübde gebunden, nur trugen sie alle die gleiche Tracht von brauner Farbe und bildeten in christlicher Freiheit und Brüderlichkeit eine fromme Gesellschaft."* Sie führten den Namen der „Weberbrüder". Erst 1450 gaben die Begharden von Brügge die Weberei auf und schlossen sich den Franziskanern an, um sich vor Verfolgungen zu schützen.

Wie in Brügge waren die Begghardenhäuser auch anders-

Reformparteien" (Leipzig 1885) durch eine Reihe von Indizienbeweisen nachzuweisen versucht, daß den Gilden der freien Maurer der Hauptanteil an dieser Bewegung zukomme. Wäre ihm der Nachweis gelungen, so hätte er damit eine höchst wichtige Entdeckung gemacht. Aber direkte Belege für seine Hypothesen bringt er nicht vor, und seine Indizienbeweise sind keineswegs zwingend.

* Zitiert bei J. L. v. Mosheim, De Beghardis et Beguinabus commentarius, Leipzig 1790, S. 177.

wo eingerichtet. Innerhalb eines jeden herrschte das Gemeineigentum so weit, als das Wohl der Gesellschaft es verlangte. Außerdem durfte aber jedes Mitglied auch ein gewisses Privateigentum besitzen, das er entweder erarbeitet oder geerbt oder zum Geschenk erhalten hatte. Bei Lebzeiten durfte er frei darüber verfügen. Nach seinem Tode fiel es an die Gesellschaft.

Eine solche kommunistische Gesellschaft war ökonomisch den einzelnen Handwerkern weit überlegen. Nicht nur, daß der Kommunismus, wie wir schon gesehen haben, nichts weniger als den Müßiggang förderte, der große Haushalt war auch ökonomischer als die zersplitterten kleinen Haushaltungen der einzelnen Handwerker. Dazu kam noch die Ehe- und Familienlosigkeit der Begharden. Kein Wunder, daß diese Arbeitergenossenschaften den zünftigen Webermeistern arge Konkurrenz machen konnten und bei ihnen nicht beliebt waren. Mosheim berichtet, daß in Gent und anderen Orten die städtischen Behörden sich öfters genötigt sahen, auf das Andrängen der Weberzünfte hin den „Fleiß der Begharden zu hemmen“ und durch Vergleiche zwischen diesen und den Zünften den Frieden im Gemeinwesen wiederherzustellen.*

Bei der Masse der Besitzlosen aber wurden die Begharden sehr beliebt, denn der Überschuß, den ihre Arbeit über die verhältnismäßig geringen Unterhaltungskosten abwarf, diente zur Unterstützung von Armen und Kranken und zur Übung einer ausgedehnten Gastfreundschaft. Noch Bonifazius IX. rühmte es in einer Bulle an ihnen, daß sie „arme und unglückliche Personen in ihre Hospize aufnehmen und nach Vermögen auch andere Werke der Liebe üben“.**

Ähnliche kommunistische Genossenschaften bildeten die „Brüder des gemeinsamen Lebens“, die ebenfalls in den

---

* A. a. O., S. 182.

** Mosheim, a. a. O., S. 653.

Niederlanden, jedoch erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstanden, gegründet von Gerhard Groot von Deventer. Diese Stiftung ging nicht von Handwerkern aus, sondern von Mitgliedern der höheren Klassen, die dem bedürftigen Volke helfen wollten. Ihr Charakter war auch von dem der Begharden ganz verschieden. Waren diese vorzugsweise Weber, so erwarben die Brüder des gemeinsamen Lebens ihren Lebensunterhalt namentlich durch das Abschreiben von Büchern. Und während die Begharden ihre Überschüsse dazu verwendeten, der materiellen Not der Armen abzuhelfen, faßten die Brüder des gemeinsamen Lebens vorzugsweise die geistige Not derselben in die Augen und wandten sich der Bildung des Volkes zu. Sie förderten diese teils durch Verteilung von Schriften, an denen es vor der Erfindung der Buchdruckerkunst sehr mangelte, namentlich aber durch Einrichtung von Schulen. Auf diesem Gebiet haben sie Bedeutendes geleistet. „Selbst auf die ganze Einwohnerschaft einer Stadt wirkte mitunter ein Bruderhaus zur allgemeinen Erhöhung des Kulturstandes. In Amersford zum Beispiel wurde auf diese Weise um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Kenntnis des Lateinischen so gewöhnlich, daß die geringsten Handwerksleute Lateinisch verstanden und sprachen; die gebildeteren Kaufleute wußten Griechisch, die Mädchen sangen lateinische Lieder, und überall auf den Straßen hörte man zierliches Latein.“*

Diese Schilderung mag übertrieben sein, immerhin zeigt sie die Richtung an, in der sich die Tätigkeit der Brüder bewegte.

Ihre Organisation war eine kommunistische. Die Brüderschaft „war eine innig verbundene aber freie Genossenschaft. . . . Der Eintritt in die Korporation war nicht durch ein für das ganze Leben bindendes Gelübde bezeichnet, und in der Mitte der Brüder galten nicht strenge, bis ins ein-

* Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, II, S. 111.

zelnste gehende Vorschriften wie im Mönchtum.... Die gewöhnliche Einrichtung eines Bruderhauses war diese. Es lebten ungefähr zwanzig Brüder in einem Hause beisammen und hatten gemeinsame Kasse und Speisung.... Der Aufnahme in die Brüderschaft ... ging ein Probejahr voran, währenddessen die Novizen eine sehr strenge Behandlung erfuhren.... Daß der Aufzunehmende sein Erbteil zum gemeinen Gebrauch gebe, wurde von ihm erwartet. Florentius (ein Freund und Schüler Gerhards) sagt in seinen Sprüchen: ‚Wehe dem, der in Gemeinschaft lebend, suchet was sein ist oder sagt, irgend etwas sei sein.' ... Die Tätigkeit der Brüder war unter einzelne Personen wohl verteilt. Die verschiedenen Handwerke, die für das Ganze nötig waren, wurden von besonderen Personen betrieben. Unter den Gesetzen für die Bruderhäuser zu Wesel finden sich auch Bestimmungen für den Bruder Kleidermacher, Barbier, Bäcker, Koch, Gärtner, Kellermeister, ebenso wie für die Brüder Lehrer und Schreiber, den Bruder Buchbinder, Bibliothekar und Vorleser.... Trotz dieser Verteilung fand aber auch eine gewisse Ausgleichung statt. Die geistlichen und gelehrten Brüder unterzogen sich, soweit es anging, jeder Handarbeit (der Besorgung der Küche hatten sich alle der Reihe nach zu unterziehen), und die dienenden nahmen fast an allem teil, was den Klerikern zukam, so daß das Ganze immer einer in gegenseitiger Handreichung zusammenwirkenden Familie zu vergleichen war. Ein Haupteinigungspunkt war das Bücherabschreiben.... Für das Schreiben waren täglich gewisse Stunden bestimmt, namentlich einige Stunden, wo zum Besten der Armen geschrieben wurde." *

Zum Ausgangspunkt einer kommunistischen, oppositionellen Bewegung sind jedoch die Brüder des gemeinsamen Lebens nie geworden — vielleicht infolge ihres Zusammenhanges mit den besitzenden und gebildeten Klassen. Sie sind stets

* Ullmann, a. a. O., II, S. 97 bis 102.

gut päpstlich geblieben. Die Stürme der Reformation im sechzehnten Jahrhundert machten ihrer stillen Wirksamkeit ein Ende.

Anders die Begharden. Anfangs freilich waren auch sie höchst harmloser Natur, die den Beifall manchen Papstes errangen. Sie richteten sich nicht im geringsten gegen die bestehende Gesellschaft und deren Autoritäten. Aber allmählich entwickelten sich in ihrer Mitte revolutionäre Elemente.

Sie bildeten keine privilegierte Klasse, wie die Mönchsorden, sie forderten und erhielten kein Privilegium von der päpstlichen Gewalt und blieben unabhängig von dieser, waren durch keinerlei Interesse mit ihr verbunden. Sie erhoben sich nie über die Besitzlosen, mit denen sie in engster Berührung blieben, da sie ja keine bestimmten Regeln hatten und keine lebenslänglichen Gelübde kannten. Jedes Mitglied konnte aus der Gesellschaft nach Belieben austreten und heiraten, ohne in Gegensatz zu ihr zu geraten.

Am ähnlichsten sind die Begharden darin den Tertiariern der Franziskaner, mit denen sie sich zeitweise an manchen Orten auch wirklich verschmolzen haben.

Aber waren die vom Papst anerkannten und privilegierten Franziskaner trotzdem wenigstens zum Teil in Konflikt mit ihm gekommen, so war das um so unvermeidlicher bei den völlig unabhängigen Begharden, deren proletarische Tendenzen von vornherein in Gegensatz zum Reichtum und zum Ausbeutungscharakter der bestehenden Kirche standen. So fromm und demütig sie auch auftraten, dem Papsttum erschien jede derartige Bewegung gefährlich, sobald sie größere Ausdehnung erlangte, und das war bei den Begharden seit dem dreizehnten Jahrhundert der Fall. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich damals ihr Anhang durch ganz Deutschland, Frankreich und England. Viel dürfte dazu beigetragen haben, daß in demselben Jahrhundert die verschiedensten Städte sich bemühten, flämische Weber zu gewinnen, um ihre

Wollenindustrie zu heben. Bis nach Wien, nach Thüringen, nach Brandenburg, der Lausitz im Osten, nach England im Westen drangen sie vor.

Indessen braucht man die Bedeutung dieser Wanderungen nicht allzu hoch anzuschlagen. Ähnliche Zustände erzeugen von selbst Ähnliches. Die Leine- und Baumwollenweber entwickelten dort, wo ihr Industriezweig zur Exportindustrie wurde, den beghardischen sehr verwandte Tendenzen.

Die Ordnung der Ulmer Webergesellen vom Jahre 1404 erinnert „in ihrer streng religiösen, fast asketischen Richtung an die Brüderschaft der Begharden in den Niederlanden, welche zumeist Wollenweber waren". (Hildebrand, Zur Geschichte der deutschen Wollenindustrie, Hildebrands Jahrbücher 1866, S. 110.)

Die rasche Ausbreitung des Beghardentums mußte sein Selbstgefühl entwickeln. Sie begünstigte aber auch die Bildung verschiedener Richtungen in seinem Schoße, da dieselbe Lehre, derselbe Ideengang nun in die mannigfaltigsten Verhältnisse versetzt wurde, denen er sich in der verschiedensten Weise anzupassen hatte. Blieben ein Teil der Begharden demütige Betbrüder, die für die eitle Außenwelt gänzlich abstarben, so begannen sich in einem anderen Teile kühnere Gedanken zu regen. Der Wunsch wurde wach, den Ungerechtigkeiten der bestehenden Gesellschaft nicht dadurch entgegenzuwirken, daß man sie floh, sondern dadurch, daß man in sie eindrang und dazu trieb, die Ungerechtigkeiten abzuschaffen. Aus den Beghardenhäusern gingen zahlreiche Agitatoren hervor, „Apostel", die gleich den „Barben" der Waldenser von Ort zu Ort zogen, das Evangelium des Urchristentums verkündend und Gemeinden gründend. Neben den offenen Beghardenhäusern begann ein Netz von Geheimbünden mit radikaleren Tendenzen Deutschland (wozu die Niederlande noch gehörten) zu überziehen, keine Verschwörungsgesellschaften zur Vorbereitung gewaltsamen Losschlagens, sondern Propagandagesellschaften, aber auch als solche bei

den bestehenden Autoritäten, namentlich der päpstlichen Kirche, mißliebig und daher gerne aufgespürt und verfolgt.

Das Konzil zu Bezières klagte sie schon 1299 an, daß sie chiliastische Hoffnungen auf den nahenden Untergang der Welt, das heißt der bestehenden Gesellschaft, im Volk erweckten, und am Rhein wurden um dieselbe Zeit Begharden als Ketzer verbrannt.

Die Verfolgung hatte jedoch nur teilweisen Erfolg. Die gemäßigtere und furchtsamere Fraktion der Begharden wurde allerdings eingeschüchtert, und die Beghardenhäuser dieser Richtung suchten sich dadurch zu schützen, daß sie sich an einen der bestehenden mächtigen Mönchsorden anlehnten oder sich ihm direkt anschlossen. Namentlich die Franziskaner, die ja mit dem muckerischen Teil der Begharden manche Verwandtschaft hatten, profitierten dabei und erwarben eine Reihe von Beghardenhäusern. In Antwerpen ging zum Beispiel das dortige Beghardenhaus bereits 1290 an die Franziskaner über. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde es in ein vollständiges Männerkloster verwandelt.

Neue Beghardenhäuser wurden nach dem dreizehnten Jahrhundert nur noch selten gegründet.

Aber der energischere Teil der Begharden wurde durch die Verfolgungen zu noch größerer Heimlichkeit und entschiedenerer Opposition gedrängt. Dieser Prozeß wurde gefördert durch französische und italienische Emigranten, die seit den Albigenserkriegen gern nach Deutschland zogen, wo die Staatsgewalt keine solche Macht hatte und kein solches Interesse an der Aufrechterhaltung des Papsttums besaß, wie in Frankreich oder den italienischen Staaten, wo es daher leichter war, Schutz und Schirm in einer Stadt oder auf den Gütern irgend eines Grundherrn zu finden, dem die neuen Arbeiter oft sehr willkommen waren.

Aus Südfrankreich und Italien kamen Waldenser und Apostelbrüder. Aus dem nördlichen Frankreich kamen die Brüder und Schwestern des freien Geistes.

Von Flandern hatte sich die Tuchmacherei als Exportgewerbe rasch nach den Nachbarländern verbreitet, mit denen es regen Handelsverkehr unterhielt, so nach dem Niederrhein, so nach Nordfrankreich, namentlich der Champagne, wo sie im dreizehnten Jahrhundert blühte. Im vierzehnten Jahrhundert ging sie stark zurück, namentlich infolge der französisch-englischen Kriege, die die Handelswege sperrten und ihr den Rohstoff abschnitten.

Entsprechend dieser frühen Entwicklung der Wollenindustrie finden wir dort auch frühzeitig Weberbrüderschaften mit kommunistischen (oder wenigstens urchristlichen, was aber bei Proletariern auf dasselbe hinausläuft) Tendenzen, die Apostoliker (nicht zu verwechseln mit den italienischen Apostelbrüdern), die sich's zur Aufgabe stellten, die Lebensweise der Apostel wiederherzustellen. „Sie waren schon berühmt im zwölften Jahrhundert zu des heiligen Bernhard Zeiten, der sie in zweien seiner Reden über das Hohe Lied Salomonis scharf widerlegt hat. . . Die Apostoliker hielten sich in Frankreich vornehmlich auf. . . . Die Apostoliker arbeiteten und erwarben ihr Brot durch die Werke ihrer Hände. Es waren Handwerksleute, sonderlich Weber, wie man aus dem heiligen Bernhard sehen kann, der ihnen, so heftig er sie auch straft, doch den Ruhm läßt, daß sie fleißig wären.“ *

Indes bot Nordfrankreich im zwölften Jahrhundert für derartige Sekten doch noch keinen solchen Boden wie Südfrankreich oder Flandern. Die Apostoliker haben nie die Bedeutung erlangt wie die Waldenser oder Begharden. Wichtiger wurden die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die dem dreizehnten Jahrhundert entstammten.

Gegründet wurde die Sekte durch Amalrich von Bena (geboren in Bena in der Diözese Chartres in Frankreich), der um 1200 Magister der Theologie in Paris war. Wegen seiner Lehren angeklagt, wurde er nach Rom vor den Papst

* Mosheim, Ketzergeschichte, S. 380.

Innozenz III. zitiert (1204), der ihn zum Widerruf zwang. Damit glaubte man auch die gefährlichen Lehren selbst unschädlich gemacht zu haben. Aber nach dem Tode Amalrichs (1206) entdeckte man, daß er einen großen Anhang hinterlassen habe. Der bedeutendste seiner Schüler war David von Dinant (bei Namur in Belgien). 1209 verdammte eine Synode zu Paris die Lehren Amalrichs, und eine eifrige Verfolgung der Amalrikaner begann.

Unter den kommunistischen Sekten jener Zeit bildeten sie die kühnste und radikalste. Sie proklamierten nicht nur die Gemeinschaft der Güter, sondern auch die der Weiber; sie verwarfen jede Ungleichheit, daher auch alle Obrigkeit. Sie erklärten endlich, daß Gott alles und überall sei. „Es läßt sich dies nicht stärker ausdrücken, als es die um 1339 im Bistum Konstanz eingezogenen Begharden taten, welche nach Johann von Winterthur lehrten: Die Macht der Güte Gottes offenbare sich ebensowohl in einer Laus als in einem Menschen." (Ullmann, Reformatoren, II, S. 20.) Gott sei also auch im Menschen, was der Mensch wolle, wolle Gott, daher sei jede Gebundenheit des Menschen verwerflich und ein jeder berechtigt, ja verpflichtet, seinen Trieben zu gehorchen. Entkleidet man diese pantheistische Lehre ihrer mystischen Umhüllung, so stellt sie sich als eine Art von kommunistischem Anarchismus dar, eine Lehre, die für mißhandelte und niedergetretene Proletarier große Anziehungskraft haben mußte.

Sie fand auch rasch weite Verbreitung von Paris über das östliche Frankreich nach Deutschland. Ein großer Teil der Begharden nahm diese Lehre an. Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts war diese unter den Begharden am Rhein schon so verbreitet, daß die Begriffe „Brüder und Schwestern vom freien Geist" und Begharden dort fast identisch wurden.

Der Begriff des Begharden wurde nach und nach ein immer weiterer. Je mehr diejenige Richtung des Begharden-

tums an Ausdehnung gewann, die den Kampf gegen das Papsttum in den Vordergrund stellte, desto mehr Berührungspunkte mußte sie mit der bürgerlichen und bäuerlichen demokratischen Opposition gewinnen, die sich ebenfalls gegen die bestehenden Zustände richtete und ebenfalls im Papsttum den größten und gefährlichsten Gegner sah. Die beiden Richtungen konnten um so leichter ineinander verschwimmen, da sie sich auf die gleichen Argumente stützten, die dem Urchristentum entnommen waren, und da weder der mystische Nebel, in den die Lehren jener Sekten versenkt waren, noch die absichtliche Verhüllung, die ihnen die Agitatoren gaben, um sich vor Verfolgungen zu sichern, dazu angetan waren, prinzipielle Klarheit zu fördern.* So wurde im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland der Name Beghard zur Bezeichnung für Ketzer überhaupt. In England, wo die Begharden Lollharden hießen, ging es mit dem letzteren Namen ebenso.

Wenn wir daher hören, daß es in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland, später in England von Begharden oder Lollharden wimmelte, so dürfen wir nicht annehmen, daß die kommunistische Bewegung so stark war, als die Ausdehnung dieser Sekten erwarten läßt. Immerhin kann sie nicht unbedeutend gewesen sein.

* „Eine schwere Schule der ‚Heimlichkeit' hatte bei den ‚Aposteln' allmählich eine förmliche Geschicklichkeit in der Verhüllung ihrer Ziele zuwege gebracht. Schon im dreizehnten Jahrhundert ist ein Hauptvorwurf des David von Augsburg gegen die ‚Häretiker', daß sie mit der größten ‚Schlauheit' sich in ihren Worten zu wenden wüßten, und von einem Apostel der Waldenser aus dem vierzehnten Jahrhundert sagt eine alte Quelle wörtlich: ‚Er war ungemein scharfsinnig und verstand es, mit Worten seine Irrlehren zu färben und zu verschleiern.' ... Die Symbolik spielt bei den ‚Mystikern' eine ganz hervorragende Rolle. Ansichten, Ratschläge, Lehrsätze, die sie aus Furcht vor den Ketzergerichten nicht mit ihren wirklichen Namen nennen durften, bezeichneten sie mit einer Art von Zeichensprache, welche meist nur den ‚Brüdern' selbst bekannt war. Schnaase weist mit Recht darauf hin, daß sie absichtlich ihren Ratschlägen eine allegorische Einkleidung gegeben zu haben scheinen." (L. Keller, Die Reformation, S. 184, 219.)

2. Ludwig der Bayer und der Papst.

Eine gute Zeit für das Beghardentum, wie für die ketzerischen Bestrebungen überhaupt, brach in Deutschland heran, als sich der Konflikt zwischen dem Kaiser Ludwig IV. dem Bayer (1314 bis 1347) und dem Papsttum entwickelte. Auf diesen müssen wir etwas näher eingehen.

Nationalliberale Geschichtschreiber lieben es, namentlich in populären Schriften, jeden Konflikt zwischen Kaiser und Papst von denselben Gesichtspunkten aus als einen „Kulturkampf" zu betrachten — einen Kampf zwischen der höheren Kultur des deutschen Kaisertums und der finsteren Barbarei des Papsttums —, einerlei, wann immer dieser Kampf spielt, ob im zehnten oder im neunzehnten Jahrhundert.

In Wirklichkeit haben nicht einmal die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaiser und Papsttum immer denselben Charakter gehabt. Von den Ottonen bis zu den Hohenstaufen drehte sich der Kampf im wesentlichen um die Frage, wer der Beherrscher und Ausbeuter der Herrschaftsorganisation, Kirche genannt, und wer der Beherrscher und Ausbeuter Oberitaliens sein solle. Der letztere Streit endete damit, daß die Städte Oberitaliens sich freimachten von jeder Bevormundung und selbständige Staaten gründeten. Der erstere Streit endete, wie mancher andere auch, mit dem Siege der höheren Kultur — des italienischen Papsttums — über die Barbarei, das deutsche Kaisertum. Die Gier des letzteren nach den Schätzen Italiens hatte nur dazu geführt, daß es seine Kräfte zersplitterte und daß, als das Papsttum über das Kaisertum triumphierte, auch das deutsche Territorialfürstentum seinen Triumph feiern konnte. Die Entwicklung der Warenproduktion und des Warenhandels förderte überall das Aufkommen des fürstlichen Absolutismus; aber in Deutschland führte sie nicht zur Stärkung der Zentralgewalt, die vielmehr seit dem Untergang der Hohenstaufen zusehends verfiel, sondern zum Auf-

kommen der Reichsfürsten, die immer mehr zu souveränen Herren wurden, welche im Deutschen Kaiser nur eine Art Bundespräsidenten anerkannten.

Anders im benachbarten Frankreich. Dort stieg vom dreizehnten Jahrhundert an die Macht des Königtums, namentlich seitdem die Dynastie in den Besitz des reichen südlichen Frankreich gelangt war (vergleiche S. 234). Gerade um dieselbe Zeit, als der Jahrhunderte lange Kampf zwischen dem deutschen Kaisertum und dem Papsttum mit dem Siege des letzteren endete, wurden die Könige Frankreichs so mächtig, daß ihnen gelang, was die deutschen Kaiser vergeblich erstrebt: die Päpste zu ihren Werkzeugen, die Kirche sich dienstbar zu machen. Bonifaz VIII., dessen Bekanntschaft wir in der Geschichte Dolcinos gemacht haben, ging an dem Versuch zugrunde, sich der Botmäßigkeit Philipps IV. von Frankreich zu entwinden (1303). Um jedem päpstlichen Selbständigkeitsgelüste ein Ende zu machen, zwang Philipp den zweiten Nachfolger Bonifaz', den 1305 erwählten Klemens V., einen Franzosen, Rom zu verlassen und im südlichen Frankreich seinen Wohnsitz aufzuschlagen, wo dieser nach längerem Umherziehen sich endlich in Avignon niederließ (1308). Dieses sollte nun für zwei Menschenalter die Residenz der Päpste bleiben.

Die päpstliche Gewalt war damit vollends von Frankreich abhängig geworden. Schon bei seiner Wahl hatte Klemens dem französischen König eine Reihe wichtiger Versprechungen machen müssen, und dieser sorgte dafür, daß sie ausgeführt wurden. Sogleich nach seiner Krönung überließ Klemens dem König den Zehnten von allen geistlichen Gütern in Frankreich. Am wichtigsten aber wurde die Aufhebung des ungemein reichen Ordens der Tempelherren, die in Südfrankreich ihren Hauptsitz hatten und nach deren Schätzen Philipp schon lange lüstern war.* Klemens mochte sich drehen

* Ebensowenig wie andere Orden gaben sich die Tempelherren bloß mit frommen Übungen ab, sondern verstanden sich sehr gut auf das

und wenden wie er wollte, es nützte ihm nichts. Er mußte in den sauren Apfel beißen und den Orden nach einem skandalösen Scheinprozeß wegen seiner Irreligiosität und Sittenlosigkeit verdammen und aufheben. Was anderswo

Geschäft. „Unbestritten war den Tempelherren," sagt Prutz, „der Ruhm kriegerischer Tapferkeit, laut aber auch der Tadel ihrer selbstsüchtigen Politik, welche den Vorteil des Ordens alle Zeit dem der gesamten Christenheit voranstellte. Man wies dafür namentlich hin auf des Ordens vielfache bedenkliche Beziehungen zu den Ungläubigen; selbst auf Kosten christlicher Großen und Fürsten suchte er seinen Besitz zu mehren; frühzeitig zieh man ihn der Geldgier. Auch verfügte er über kolossale finanzielle Mittel und war schließlich eine Art finanzieller Großmacht. Zur Zeit der Katastrophe wurde sein Besitz an liegenden Gütern auf 25 bis 62 Millionen Franken veranschlagt, während er aus Renten, Zehnten, Zinsen usw. nicht unter zwei Millionen jährlich zog, eine Summe, die nach dem heutigen Geldwert etwa das Fünfundzwanzigfache repräsentieren würde. Dieser mehr als königliche Reichtum stimmte freilich schlecht zu der statutenmäßigen Armut der ‚armen Brüder vom Tempel', zumal er nur in einem kleinen Teil zu dem Ordensberuf entsprechenden Zwecken und zum Besten des Heiligen Landes verwendet wurde. Der Orden trieb zudem nicht bloß Reederei, sondern machte auch große kaufmännische Geschäfte. Auf seinen Galeeren führte er jährlich Tausende von Pilgern nach und von Palästina, und das Privileg zollfreier Einfuhr abendländischer Artikel zu eigenem Bedarf ermöglichte ihm gewinnbringende Spekulationen im großen Stil. Als Hauptvermittler des Verkehrs zwischen Ost und West erlangte er hervorragende Bedeutung für den gesamten Geldverkehr; auf seinen sicheren und schnellsegelnden Schiffen sandten die Päpste das für das Heilige Land bestimmte Geld dorthin, ließen es im Ordensschatz verwahren und durch die Ordensbeamten verwalten. Auch für andere finanzielle Operationen hat der Orden den Vermittler gemacht. Sein Haupthaus in Paris, der Tempel, wurde geradezu zu einer internationalen Börse, auf die räumlich weit voneinander getrennte Geschäftsleute sich bei ihren Abmachungen bezogen; selbst Fürsten taten dies: die französischen Könige hatten dort ihren Schatz deponiert, ließen dort Zahlungen leisten und in Empfang nehmen. Rein aus Nächstenliebe aber, ohne Gewinn für sich selbst, machte der Orden solche Geschäfte natürlich nicht. Eine Militärmacht und ein Großgrundbesitzer, mit dem niemand konkurrieren konnte, wurde der Tempelherrenorden auf diesem Wege schließlich auch noch eine finanzielle Großmacht. Könige warben um seine Gunst und wurden seine Schuldner; gerade Philipp IV. hat diese Bedeutung des

die Fürsten nur durch Lossagung vom Papsttum erreichen konnten: die Einziehung reicher Kirchengüter, das besorgte für Frankreich der Papst selbst. Kein Wunder, daß die französischen Könige gut katholisch und päpstlich blieben und die Ketzerei eifrig verfolgten.

Auch in der äußeren Politik mußten die Päpste den französischen Königen zu Willen sein, die in ständigem Zwist mit England waren und auf Deutschlands Kosten ihr Land zu vergrößern suchten. Sie drängten daher die Päpste zu Konflikten mit den englischen Königen und den deutschen Kaisern.

Es bedurfte jedoch nicht allzu großen Drängens dazu. Seitdem die Päpste unter französischer Oberhoheit waren, gingen sie der besten Einnahmen aus Frankreich verlustig. Aber dank ihrer Abwesenheit von Rom wurden auch die Einnahmen aus dem Kirchenstaat immer unsicherer, blieben oft gänzlich aus. Gleichzeitig stiegen am päpstlichen Hofe, wie an jedem anderen Hofe jener Zeit, mit der Entwicklung von Handel und Industrie der Luxus, das Bedürfnis und das Verlangen nach Geld. Je weniger in Frankreich und Italien — und bald auch Spanien — zu holen war, desto mehr mußte aus den nordischen Ländern herausgeschunden werden. In Avignon haben die Päpste jenes System fiskalischer Ausbeutungen der deutschen Kirche ersonnen, das schließlich zum Abfall Deutschlands von Rom, zur Reformation, führen sollte.* Deutschland, dessen Zentralgewalt so schwach war,

---

Ordens zu erfahren gehabt." (H. Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter, Berlin 1887, II, S. 49, 50.) Der Tempel der christlichsten aller christlich-germanischen Ritter eine Handelsbörse! Diese Wirklichkeit ist für die Antisemiten noch schmerzhafter als die Lessingsche Fiktion des Tempelherrn, der sich mit dem Juden Nathan befreundet.

* Das oben zitierte Werk von Hans Prutz enthält auch eine anschauliche Schilderung der päpstlichen Finanzmethoden: „Frühzeitig waren die finanziellen Künste der päpstlichen Kurie zu hoher Entwicklung gediehen und das Tax- und Sportelwesen entsprechend der vielfachen Abstufung des geistlichen Amtes und der unendlichen Mannigfaltigkeit der

durften die Päpste im vierzehnten Jahrhundert alles bieten. Immer höher stiegen die Anforderungen, die sie unter den verschiedensten Titeln an die Bischöfe und Klöster Deutschlands stellten, immer frecher daneben die Methoden direkter

Geschäfte zu einem wohldurchdachten System ausgebildet worden, welches sich keine Gelegenheit entgehen ließ, auf irgend einen Rechtstitel hin Gewinn zu machen. War darüber schon früher geklagt worden, so hatten sich die Übelstände ins Ungemessene gesteigert, seit dem Papsttum die Einnahmen fehlten, die es früher aus der Stadt Rom und dem Kirchenstaate gezogen hatte, während das Zuströmen ihr Glück suchender Abenteurer zu der Avignoner Kurie und die Lockerheit des in der lustigen Provence geführten Lebens den Bedarf an baren Mitteln bedeutend gesteigert hatte. Unter dem Zusammenwirken dieser Umstände war die kuriale Finanzkunst zu einer geradezu raffinierten Vollkommenheit ausgebildet worden, um, was an Einnahmen auf der einen Seite verloren gegangen war, auf der anderen doppelt und dreifach zu ersetzen. Vornehmlich waren es die reich dotierten kirchlichen Würden, an denen die Kurie sich schadlos hielt, nicht allein die Spitzen derselben, als vielmehr das Heer der Unter- und Hilfsbeamten, die Notare, Kanzlisten, Schreiber usw., durch deren habgierige Hände die auf die Besetzung eines hohen Kirchenamts bezüglichen Schriftstücke gingen, ehe sie an den dazu Berufenen oder seinen Beauftragten gelangten. Zum Abt, zum Bischof, zum Erzbischof aufzusteigen, legte dem Beförderten zunächst große pekuniäre Opfer auf, ganz abgesehen von dem, was er, um so weit zu kommen, an verschiedenen einflußreichen Stellen an Handsalbe hatte reichen müssen. Natürlich suchten diese Leute nachher sich für die gebrachten Opfer schadlos zu halten, indem sie den ihnen untergeordneten Instanzen gegenüber ein ähnliches Taxen- und Sportelsystem durchführten, wie man eben gegen sie in Anwendung gebracht hatte. In dieser Weise wurde dann weiter abwärts fortgefahren, und die Tiefergestellten mußten aus ihren beschränkten Mitteln den Oberen den gemachten Aufwand nicht bloß ersetzen, sondern sie auch durch Gewährung entsprechenden Gewinnes schadlos halten. Eine hervorragende Rolle in dem Etat der Kurie spielten die Konfirmationsgebühren, das heißt die Abgaben, welche die neu in das Amt gekommenen kirchlichen Würdenträger für die päpstlichen Bestätigungen entrichten mußten. Schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatten dieselben für das Bistum Brixen 4000 Goldgulden betragen, ungerechnet 200 Goldgulden Trinkgelder an die päpstlichen Beamten. Nachmals waren die Taxen beträchtlich gesteigert: für die Erzbistümer von Mainz, Trier und Salzburg war eine Konfirmationsgebühr von je 10000 Goldgulden zu ent-

Ausbeutung, zum Beispiel durch den Ablaßhandel, und Erpressung, namentlich durch Exkommunikation.

„Durch die fortwährenden päpstlichen Forderungen," sagt ein guter Katholik, „durch die kostspieligen Romreisen, durch die ewigen Kriege waren die meisten deutschen Stifte tief

richten, für Rouen gar 12000; das Bistum Langres war mit 9000, Cambrai mit 6000, Toulouse und Sevilla mit je 5000 Goldgulden geschätzt, und selbst für ein so armes Bistum wie Minden mußten 500 Goldstücke gezahlt werden. In ähnlicher Weise stuften sich die Konfirmationsgebühren für die verschiedenen Abteien nach ihren Vermögen ab. Seitdem nun Johann XXII. die glückliche Idee gehabt hatte, alle geistlichen Würden, die durch Beförderung des bisherigen Inhabers zu einer höheren erledigt wurden, den päpstlichen Reservationen zuzuzählen, so daß ihre Wiederbesetzung durch den Papst direkt erfolgte, und damit die Möglichkeit gewonnen war, jederzeit eine Art von Avancement durch eine ganze Reihe von Stellen eintreten zu lassen, wurden diese Konfirmationsgebühren eine der reichsten und sichersten Einnahmequellen der Kurie. In Verbindung damit stand das kolossale Anwachsen des Ertrages aus den Annaten, das heißt den ersten Jahreseinnahmen, welche jeder neue Bischof der Kurie zu überlassen hatte. Ferner gehören hierher die ‚fructus medii temporis': solange eine kirchliche Pfründe unvergeben war, fielen ihre Einnahmen ebenfalls der Kurie zu, die also auch hier durch Verzögerung der Neubesetzung ihre Einnahmen erheblich vermehren konnte. Das Spolienrecht, nach welchem beim Tode eines Bischofs seine bewegliche Habe der Kurie zufiel, wurde konsequent geübt. Besonders rentabel war das mit den Kommenden betriebene Geschäft, das heißt die Gewährung der Anwartschaft auf eine Pfründe an zum Empfang derselben zur Zeit noch nicht berechtigte Unmündige, sowie die Erteilung von Expektanzen, das heißt die Zusage künftiger Nachfolge in ein dermalen noch besetztes Amt. Dazu kamen die Einnahmen aus den Unionen und Inkorporationen, das heißt der Erlaubnis zur Vereinigung mehrerer Pfründen in einer Hand, und endlich der schwunghafte Handel, der nach einer bis in die untergeordnetsten Kleinigkeiten ausgegebenen Taxe mit den Indulgenzen (Ablässen) und Dispensen der verschiedensten Art getrieben wurde.

„Durch dieses Finanzsystem erhob die Kurie von den reich ausgestatteten großen Würdenträgern ungeheure Summen, welche von diesen mit Gewinn auf die Tieferstehenden abgewälzt wurden, bis sie schließlich auf dem wehrlosen kleinen Mann liegen blieben." (A. a. O., II, S. 330 ff.)

in Schulden geraten (im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert) und mußten den italienischen Bankiers die enormsten Wucherzinsen zahlen. Diese Bankiers in Siena, Rom, Florenz benützten die päpstliche Autorität, um die deutsche Kirche auszusaugen. Wollte ein Bischof nicht pünktlich zahlen, so wußten sie päpstliche Befehle auszuwirken, durch welche die Bischöfe durch Androhung von Exkommunikation und Absetzung zur Zahlung der Wucherzinsen gezwungen wurden." (Ratzinger, Geschichte der kirchlichen Armenpflege, S. 304 ff.)

Aber das genügte den Päpsten nicht. Johann XXII., seit 1316 Nachfolger Klemens' V., erklärte, daß nach dem Tode eines Kaisers dessen Gewalt auf den Papst übergehe, daß dieser, der Sklave Frankreichs, der Oberherr Deutschlands sei. Das konnte sich ein Kaiser, wenn er überhaupt Kaiser sein wollte, doch nicht bieten lassen. Ungern, mit Widerstreben und ohne Entschiedenheit nahm Ludwig den Kampf auf. Das war ein ganz anderer Konflikt als jener, den noch die Hohenstaufen mit den Päpsten ausgefochten hatten. Nicht mehr um Italiens Beherrschung und Ausbeutung handelte es sich, sondern um die Deutschlands. Nicht mehr darum, wer der Herr der Kirche sein solle, sondern ob der geistliche Herr der Kirche auch Herr über die weltlichen Gewalten sei. Das Papsttum hatte Deutschland gegenüber die Offensive ergriffen, und zu einer Zeit, wo sich überall die monarchische Gewalt mächtig regte und anfing, sich die Kirche dienstbar zu machen, kämpfte das deutsche Kaisertum um seine Selbständigkeit gegenüber dem Papst.

Dieser Kampf ging parallel mit einem anderen. Die Reichsfürsten begannen, sich zu souveränen Herren zu entwickeln, sie suchten die kaiserliche Gewalt zu schwächen. Dagegen sahen jene Elemente, die von dem aufstrebenden Fürstentum bedroht wurden, vor allem die freien Städte, in der kaiserlichen Macht ihren besten Bundesgenossen. Sie waren auch die kräftigsten und zuverlässigsten Verbündeten des Kaisers im Kampfe gegen das Papsttum. Der höhere

Adel dagegen neigte zumeist auf die Seite des Papstes. Mitunter war freilich des letzteren Anmaßung so groß, daß selbst die Fürsten sich dagegen auflehnen mußten. Aber in der Regel betrachteten sie doch den Kaiser als ihren nächsten Gegner und halfen dem Papste bei seinem Bestreben, dessen Macht zu schwächen und herabzudrücken.

Der Papst gebrauchte seine schärfsten Waffen gegen den Kaiser; er verdammte und exkommunizierte ihn. Aber die Städte lachten darüber. „Um diese Zeit," erzählt ein Chronist jener Tage, „war der Klerus in großer Verachtung bei den Laien, und man hielt die Juden höher als ihn." L. Keller beschreibt in seinem bereits mehrfach erwähnten Buche über die älteren Reformparteien (S. 114) sehr anschaulich das Verhalten der Städte gegenüber dem Papst: „Die Stadt Straßburg war in diesem Kampfe insofern vorangegangen, als sie die Priester, welche gemäß dem päpstlichen Befehle den Gottesdienst eingestellt hatten, zwang, die Stadt zu räumen. Die Stadt Zürich hatte schon seit 1331 keine päpstlichen Kleriker mehr geduldet. In Konstanz forderte der Magistrat von seinen Geistlichen, daß sie ihre Funktionen wieder aufnehmen sollten, und gab ihnen eine Frist zur Überlegung. Als diese abgelaufen war (6. Januar 1339), mußten alle, welche nicht fungieren wollten, die Stadt verlassen. Zu Reutlingen ließ der Rat öffentlich ausrufen, daß niemand bei einer Strafe von fünfzehn Pfund einen Priester aufnehmen dürfe, der dem Papste Gehorsam leiste. In Regensburg zwang die Obrigkeit ihre Priester durch Hunger zur Abhaltung des Gottesdienstes. In Nürnberg, wo die städtischen Oligarchen eine Zeitlang mit dem römischen Klerus gemeinsame Sache gemacht hatten, kam es hierüber mit den Zünften zum offenen Kampfe, der mit der Niederlage der Geschlechter und der Priester endigte. Kaum war dieser Sieg erfochten, da schloß sich Nürnberg der Partei des gebannten Kaisers an. Überhaupt kann man beobachten, daß alle deutschen Städte, welche nicht von dem Patriziat

regiert wurden, unbedingte Gegner Roms und treue Anhänger Ludwigs gewesen sind."

Unter diesen Umständen gedieh natürlich die beghardische Ketzerei gewaltig. Ganz Deutschland erscholl vom Kampfgeschrei gegen den Papst, und den bürgerlich und kaiserlich Gesinnten war jeder willkommen, der mit einstimmte.

„Die Beförderung der Schismatiker zu den höchsten Ehrenstellen durch Kaiser Ludwig," sagt ein Chronist der Franziskaner, den Mosheim aufführt, „und die Straflosigkeit ihrer Verbrechen vermehrte die Frechheit und den Trotz anderer aus allen Orden, die bei der geringsten wirklichen oder angeblichen Veranlassung vom Papst abfielen und zum großen Schaden der katholischen Sache die Sekte der ‚Brüder' (eben die Begharden) vermehrten, welche sich unverschämt aus ihren Schlupfwinkeln hervorwagten und die Handlungen des Petrus Corbarius (den Ludwig zum Gegenpapst unter dem Namen Nikolaus V. gemacht hatte) und Ludwigs billigten."*

Auch ausländische Ketzer, die nach Deutschland flüchteten, fanden Schutz bei Ludwig. 1324 bezeichnete Johann XXII. den Kaiser in einer Bulle als Beschützer und Beförderer von Leuten, die der Ketzerei überwiesen worden, namentlich lombardischer Ketzer, worunter wohl Waldenser oder Apostelbrüder zu verstehen sind.

Aber Kaiser Ludwig nahm sogar die kommunistische Idee in seine Dienste, allerdings nicht in der beghardischen, sondern in der ungefährlicheren franziskanischen Form. Wir haben bereits früher (S. 183) auf den Kampf hingewiesen, der innerhalb des Franziskanerordens über die Frage entstanden war, ob er Eigentum erwerben dürfe oder nicht. Seitdem sich der Papst Innozenz IV. (1245) auf Seite der eigentumslüsternen Fraktion der Franziskaner gestellt hatte, nahm die strengere Richtung eine immer feindlichere Haltung gegen

* Mosheim, De Beghardis, S. 320.

das Papsttum ein. Dessen Konflikt mit den strengeren Franziskanern, den Spiritualen oder Fraticellen, wurde akut, als Johann XXII., der Gegner Ludwigs, 1322 ihre Lehre, daß Christus und seine Apostel kein Eigentum besessen hätten, für ketzerisch erklärte, nachdem er schon 1317 die Inquisition gegen sie aufgeboten hatte. 1328 setzte Johann sogar den Ordensgeneral Michael von Casena ab, der sich auf die Seite der strengeren Richtung stellte. Diese trat entschieden auf Ludwigs Seite, die strengen Franziskaner wurden seine eifrigsten und unerschrockensten Agitatoren. Aus ihren Reihen entnahm Ludwig seinen Gegenpapst, den schon erwähnten Nikolaus V., den er 1328 von den Römern wählen ließ, freilich nur, um ihn bald wieder im Stiche zu lassen. Nikolaus unterwarf sich schon 1330 dem Avignoner Papst und schwor reuig allen seinen „Irrtümern" ab.

Dieses Los der kaiserlichen Kreatur deutete bereits an, welches Ende der Konflikt zwischen Papst und Kaiser nehmen werde. Der letztere unterlag.

3. Die katholische Reaktion unter Karl IV.

Der Papst Klemens VI., der zweite Nachfolger Johann XXII., fand einen Kandidaten für die deutsche Kaiserkrone, der dem Papsttum und Frankreich unbedingt ergeben war, Karl, den Sohn des Königs Johann von Böhmen.

Die Schwäche des deutschen Kaisertums bewirkte nicht bloß, daß die Reichsfürsten anfingen, zu souveränen Herren zu werden, sie bewirkte auch, daß Reichsgebiete, die an den Grenzen lagen, selbständig wurden, so die Schweiz, so die Niederlande. Auch Böhmen löste sich immer mehr vom Reiche ab. In ihrem Gegensatz zur Reichsgewalt suchten die böhmischen Könige eine Stütze in Frankreich. Der Luxemburger Johann von Böhmen war mit Karl IV. von Frankreich verschwägert, der seine Schwester geheiratet hatte. Johanns Sohn, Wenzel, wurde am französischen Hofe er-

zogen, wo er, da der Name Wenzel daselbst nicht gefiel, bei der Firmung den Namen Karl annahm, den er behielt. Erziehung und dynastische Interessen machten ihn zu einem vollkommen verläßlichen Bundesgenossen Frankreichs und des Papstes. Sobald Karl sich bereit zeigte, die Kaiserkrone anzunehmen, erklärte Klemens den regierenden Ludwig für abgesetzt und forderte die Deutschen auf, sich einen neuen Kaiser zu wählen. Dank der kirchlichen Unterstützung und seinen gefüllten Geldsäcken fand Karl vier Kurfürsten, die ihn wählten (1346). Sein Sieg wurde ihm leichter, als er dachte, denn ehe es zu einem ernstlichen Kampfe zwischen den beiden Kaisern hatte kommen können, starb Ludwig der Bayer.

Karl war kein Gefühlspolitiker. Er hatte die neuere Staatskunst in Frankreich und Italien gründlich gelernt. Er wußte daher auch sehr wohl, daß die Tage der kaiserlichen Herrlichkeit für immer dahin seien und daß die Wurzeln seiner Macht in seinem Stammlande, nicht in der Kaiserkrone lägen. Seine Hauptsorge war Böhmen. Aus der Kaiserkrone suchte er so viel Profit als nur möglich herauszuschlagen, jedoch hütete er sich, um ihretwillen einen Kampf zu wagen, etwas zu opfern. Der Rest des kaiserlichen Ansehens aber erschien ihm fest zusammenhängend mit dem Ansehen der päpstlichen Kirche; Kaiser und Papst waren darauf angewiesen, Hand in Hand miteinander zu gehen, was Karl allerdings durch seine persönlichen Neigungen und Beziehungen sehr erleichtert wurde.

So wurde Karl der „Pfaffenkaiser", wie die Italiener ihn nannten, der eifrige Vertreter aller Ansprüche des Papsttums, die nur irgendwie mit seiner Machtstellung vereinbar waren. Am meisten litt darunter natürlich die demokratische und damit auch die kommunistische Ketzerei. Unter Ludwig hatte die Verfolgung der Begharden in Deutschland fast ganz aufgehört oder sie war doch unwirksam geworden. Jetzt brach eine Periode blutiger Verfolgungen über sie herein.

Schon aus dem Jahre 1348 werden Verfolgungen von Ketzern erwähnt. Aber mit voller Macht wütete die Reaktion erst im letzten Drittel des Jahrhunderts, als der Aufschwung der Ketzerei in England, von der wir gleich reden werden, die römische Kirche zu besonderer Wut anstachelte. Ein Dekret Karls gegen die Begharden folgte dem andern, am furchtbarsten wohl das am 10. Juni 1369 in Lucca erlassene, das den Inquisitoren besondere Vollmachten verlieh.

Schon im Jahre 1367 hatte der Papst Urban V. zwei Inquisitoren nach Deutschland gesandt, aber bald wurde ihnen die Arbeit zu viel. Der nächste Papst, Gregor IX., sandte weitere fünf zu ihrer Unterstützung (1372). Allenthalben loderten nun die Scheiterhaufen, zu Hunderten wurden die Ketzer verbrannt.

Am 30. Januar 1394 endlich erließ Papst Bonifazius IX. ein Edikt, in dem er alle bisherigen Bestimmungen der Päpste zur Ausrottung der Ketzer, unter Bezugnahme auf die Erlasse Kaiser Karls IV., zusammenfaßt. Er berief sich auf ein Gutachten der deutschen Inquisitoren über die Ketzer Deutschlands, die das Volk Begharden, Lollharden und Schwestrionen nenne, die sich selbst mit dem Namen „Arme" und „Brüder" bezeichnen. Er jammerte, daß diese Ketzerei seit mehr als hundert Jahren bestehe, ohne daß es gelungen sei, ihrer Herr zu werden, trotzdem man mit den Scheiterhaufen nicht gespart habe. Nun gelte es, der Ketzerei den Garaus zu machen.

1395 berichtete denn auch der Inquisitor Petrus Pilichdorf triumphierend, es sei gelungen, der Ketzerei Herr zu werden. Aber 1399 sah sich Bonifazius schon wieder genötigt, die Zahl der Inquisitoren um sechs zu vermehren.

Die Sekte fand ununterbrochen neue Nahrung in den Verhältnissen, die ihr immer wieder neue Anhänger zuführten. Aber immerhin wurde sie durch die blutige Verfolgung zu völliger Unbedeutendheit herabgedrückt.

Das öffentliche, selbständige Beghardentum verschwand gänzlich. Wir haben gesehen, daß schon die erste Verfolgung im dreizehnten Jahrhundert zu der Annäherung eines großen Teiles der gemäßigten Begharden an die Bettelorden führte. Jetzt wurde dieser Prozeß vollendet. Die selbständigen Beghardenhäuser hörten völlig auf. Sie verwandelten sich in Klöster, die teils in den Besitz von Bettelmönchen übergingen, namentlich von Franziskanern, teils den alten Namen beibehielten, aber tatsächlich sich auf den Boden des Mönchtums stellten. Papst Nikolaus V. nahm diese Konvente schließlich 1453 offiziell in den Schoß der Kirche auf und verlieh ihnen die Rechte der Tertiarier.

Die geheimen Gemeinden konnten weder völlig vernichtet noch auch zur Unterwerfung gebracht werden. Aber all ihr Heldenmut und ihre ganze Hingebung war für mehr als ein Jahrhundert lang nicht imstande, mehr zu erzielen, als daß sie eine endlose Reihe von Märtyrern lieferten.

Wie jede Art ketzerischer Opposition, so konnte auch die kommunistische — und sie vor allen als die weitaus schwächste — in Deutschland erst dann wieder ihr Haupt erheben, als es daselbst zu einem neuen großen Konflikt der weltlichen Machthaber mit dem Papsttum kam, als ein erheblicher Teil der deutschen Fürsten stark genug geworden war, es auf einen Kampf mit Kirche und Kaiser zugleich ankommen lassen zu können.

Nach Ludwigs IV. Tode fand die Ketzerei bis zur großen deutschen Reformation nur noch zwei Freistätten in Europa: zuerst England und dann — eine sonderbare Wendung — Böhmen, jenes Land, von dessen Herrscher die katholische Reaktion in Deutschland ausgegangen war.

Viertes Kapitel.

Die Lollharden in England.

1. Die Wicliffsche Bewegung.

Nächst dem Deutschen Reich war England jener Staat, auf den die ausbeutungslustigen Päpste von Avignon vornehmlich ihr Auge richteten.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo kein Land dem Heiligen Vater ergebener und seiner Ausbeutung willenloser ausgesetzt war als England. Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts war das englische Königtum in völlige Abhängigkeit vom Papsttum geraten. Johann ohne Land mußte 1213 sogar seine Krone als Lehen des heiligen Petrus hinnehmen und sich zur Zahlung eines jährlichen Lehnzinses von tausend Pfund Silber an den Papst verpflichten. Von da an war die Ausbeutung Englands immer mehr gestiegen. Noch zur Zeit Eduards III. (vierzehntes Jahrhundert) klagte das Parlament, daß die dem Papst jährlich gezahlten Abgaben fünfmal so groß seien als die dem König bezahlten.*

Aber damals erhob sich bereits, wie in anderen Staaten, die staatliche Zentralgewalt mächtig genug, um nicht nur den Kampf gegen das Papsttum erfolgreich zu führen, sondern auch schon die Eroberung der kirchlichen Herrschafts- und Ausbeutungsorganisation zu eigenen Zwecken in Betracht ziehen zu können.

Wir sagen „staatliche Zentralgewalt", nicht Monarchie, denn neben dem Königtum erhoben sich damals überall in den feudalen Staaten ständische Vertretungen, Reichsstände, die es mehr oder weniger beschränkten. Das Machtverhältnis

* W. Cunningham, The growth of English Industry and Commerce, I, S. 253. Cambridge 1890.

zwischen den Ständen und dem Königtum schwankte sehr, je nach den Örtlichkeiten und Zeiten. Wir finden Reichsstände, die völlige Jasagemaschinen sind, und Könige, die willenlose Werkzeuge der Reichsstände darstellen. Aber wie immer das Verhältnis der beiden Teile der Zentralgewalt zueinander sein mochte, überall begann damals die Zentralgewalt stärker zu werden als die einzelnen Bestandteile des Reiches — nur in Deutschland nicht.

Im vierzehnten Jahrhundert waren König und Parlament in England stark genug geworden, der päpstlichen Anmaßung entgegenzutreten. Diese äußerte sich aber gerade damals immer ausschweifender. Ein Konflikt zwischen Kirche und Staat wurde unvermeidlich.

Den Gegensatz zwischen den beiden Mächten verschärfte noch der mehr als hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England (1339 bis 1456).

Der Vorwand zu diesem Krieg war eine Frage dynastischer Erbfolge. Aber seine Ursachen lagen tiefer und machten den Krieg zu einem nationalen, das heißt zu einem solchen, an dem die Interessen der entscheidenden Klassen der Nation stark beteiligt waren.

Im ganzen Gebiet des christlich-germanischen Adels sehen wir dessen Raubsucht im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts wachsen. Mit dem Aufschwung der Warenproduktion und des Warenhandels stiegen seine Bedürfnisse, denen seine und seiner Bauern Naturalwirtschaft immer weniger genügte. Immer mehr wurde daher der Adel dahin gedrängt, seine besonderen Kenntnisse zur Verbesserung seiner Finanzen zu verwerten. Aber diese Kenntnisse lagen nur auf dem Gebiet des Raufens, und er konnte sie nur in der Weise gewinnbringend anwenden, daß er auf eigene Faust oder im Solde anderer dem Stärkeren zu seinem Rechte, das heißt zu Beute zu verhelfen suchte.

In Deutschland, wo keine starke Zentralgewalt da war, welche die Raublust des Rittertums in einem auswärtigen

Kriege beschäftigt hätte, führte das Aufhören der Kreuzzüge und Römerzüge — die ja im Grunde auch nur Raubzüge gewesen waren — dazu, daß die Ritter sich gegen die Bürger und Bauern des eigenen Landes wendeten und, wenn das nicht genügte, einander aufzufressen trachteten, wie hungrige Wölfe. Zwischen dem Bürgertum und dem Adel entspann sich die erbittertste Gegnerschaft.

Anders lag die Sache in England. Die Zentralgewalt war dort stark genug, einen Krieg mit dem französischen Nachbar wagen zu können. Im Gegensatz zu Frankreich begegneten sich aber die Interessen des Bürgertums mit denen des Adels. Beide hatten in England damals — und auch später — viel mehr gemeinsame Interessen als in Deutschland.

Das eine gemeinsame Interesse war das an dem Handel mit den Niederlanden. Deren so mächtig aufblühende Wollenindustrie bezog, wie wir wissen, ihr Rohmaterial vornehmlich von England. An dem Gedeihen dieser Industrie waren die Grundbesitzer Englands, soweit sie Schafe züchteten, ebensosehr interessiert wie die Kaufleute, die den Handel vermittelten, und der König, der aus dem Ausfuhrzoll auf Wolle seine beste Einnahme zog.

Bereits 1279 erklärten die Barone in einer Petition an Eduard I., daß der Ertrag der Wolle die Hälfte ihres Jahreseinkommens vom Lande bedeute. Die älteste englische Ausfuhrstatistik stammt aus dem Jahre 1354. Der Gesamtwert des Exportes betrug 213338 Pfund Sterling, darunter der Wert der Wolle 196062 Pfund Sterling. Der Gesamtbetrag der Ausfuhrzölle machte 81896 Pfund Sterling. Diese wurden fast ganz von der Wolle getragen. Die anderen ausgeführten Produkte ergaben bloß 220 Pfund Sterling. (G. Craik, The History of British Commerce, London 1844, I, S. 144, 148.)

Das Gedeihen der Abnehmer der englischen Wolle, der niederländischen Städte wurde aber von Frankreich bedroht.

Ihr Reichtum lockte ebenso das Königtum wie die Ritterschaft dieses Landes. Hatte diese im dreizehnten Jahrhundert unter dem Vorwand des Glaubenskampfes sich auf das reiche Languedoc gestürzt, so suchte sie im vierzehnten in Flandern nach Beute. Die gefährdeten flandrischen Städte fanden nicht im Deutschen Reiche, sondern in England einen kräftigen Bundesgenossen.

Aber das war nicht der einzige Gegensatz zwischen Frankreich und England. Die englische Ritterschaft war nicht minder raubsüchtig als die französische. Gelüstete es diese nach den Schätzen der Niederlande, so jene nach den Schätzen Frankreichs, das ökonomisch England sehr voraus war. Das barbarischere Land suchte damals stets das ökonomisch höher entwickelte, reichere zu plündern: Es plünderten gleichzeitig die Franzosen die Niederländer, die Engländer die Franzosen und die Schotten die Engländer. Und wie die Niederländer sich mit den Engländern verbanden, so die Schotten mit den Franzosen. Aber die Engländer trugen in diesen Kämpfen meist den Sieg davon und mit dem Sieg unermeßliche Beute.

Ein englischer Annalist erzählt, daß nach der Schlacht von Crecy die eroberten Nordprovinzen Frankreichs so ausgeplündert wurden, daß der erworbene Reichtum das Leben und die Sitten der Engländer völlig veränderte.

Das Rittertum gewann viel; aber es hat das Rauben stets besser verstanden als das Bewahren. Das Bürgertum wußte ihm seine Schätze wieder abzulocken; diese dienten zur Befruchtung von Industrie und Handel.

Die Lasten des Krieges fielen hauptsächlich auf die Bauernschaft. Aber selbst dieser brachte er manche Vorteile. Die Bauern hatten ebenso wie die Grundherren ein Interesse am ungestörten Wollhandel mit den Niederlanden. Der Krieg brachte für den Überschuß an Söhnen, den die bäuerliche Familie lieferte, Sold und reiche Beute; vor allem aber hatte der Krieg das Gute an sich, daß er das Rittertum

hinderte, Gewalttätigkeiten im eigenen Lande zu verüben, wie sie das deutsche und noch mehr, nach seinen Niederlagen gegen den äußeren Feind, das französische Rittertum verübte.

Kein Wunder, daß der Krieg gegen Frankreich für England eine nationale Angelegenheit wurde, an der die ganze Nation aufs lebhafteste interessiert war.

Man begreift jetzt, wie schroff sich gerade in England während des vierzehnten Jahrhunderts der Gegensatz zum Papsttum gestalten mußte: Der Papst, der war das Werkzeug oder der Bundesgenosse des Landesfeindes; den Papst unterstützen, war Landesverrat; ihn bekämpfen, der höchste Patriotismus.

Diese Stimmung führte nicht nur dazu, daß das Parlament die Geldabgaben, welche England an den Papst zu entrichten hatte, möglichst beschnitt — unter anderem wurde 1366 der Lehnzins von 1000 Pfund abgeschafft, der seit den Zeiten des Königs Johann gezahlt worden —, sie war auch ein fruchtbarer Boden für den Gedanken der völligen Abschüttelung der päpstlichen Obergewalt. Die Ketzerei, die in Frankreich und Italien niedergeschlagen worden, die in Deutschland seit der Thronbesteigung Karls IV. geächtet war, sie gedieh in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts fröhlich jenseits des Kanals.

Zuerst in England ist die Opposition gegen das Papsttum zur nationalen Angelegenheit eines mächtigen Reiches geworden, zu einer Angelegenheit, an der Bürger und Bauern, Königtum und Adel, hoher wie niederer, sowie ein großer Teil des Klerus beteiligt waren. Und so ist denn auch England jener Staat geworden, in dem die Ideen der Reformation zuerst einen prägnanten, man kann sagen wissenschaftlichen Ausdruck gefunden haben.

Der hervorragendste geistige Vertreter dieser papstfeindlichen Richtung war John Wiclif, ein Gelehrter, zuerst Pfarrer, dann Professor der Universität Oxford. So scharf und entschieden Wiclif auftrat, so hütete er sich doch, die

Grenzen zu überschreiten, welche die Interessen der herrschenden Klassen ihm zogen. Vom Urchristentum ausgehend, verherrlichte er die Armut Christi und stellte ihr den Reichtum, den Prunk und den Übermut seiner Nachfolger entgegen, von denen er die gleiche Armut, das gleiche Teilen ihrer Güter verlangte, das Christus von dem reichen Jünger gefordert hatte. Aber unter diesen Nachfolgern Christi verstand er nicht die gesamte Christenheit, sondern bloß die Mitglieder des Klerus. Nur deren Expropriation erschien ihm notwendig, und seine Lehre entsprach da ganz den Interessen der großen Grundherren und des Königs, denen bei der „Teilung" die Kirchengüter zugefallen wären. Die Wiclifsche Ketzerei lief einfach darauf hinaus, die Ausbeutungs- und Herrschaftsmittel der Kirche aus den Händen des ausländischen, dem Lande feindlichen Papstes in die Hände des Königs und der Aristokratie des eigenen Landes zu bringen.

Wiclif fand denn auch den Schutz der Spitzen des hohen Adels, worunter die beiden hervorragendsten Männer Englands, Johann, Herzog von Lancaster, und Percy, Graf von Northumberland. Johann von Lancaster war ein jüngerer Sohn des Königs Eduard III. und Oheim von dessen Enkel und Nachfolger, Richard II., der bei seinem Regierungsantritt (1377) erst elf Jahre alt war und von seinem mächtigen Oheim aufs stärkste beeinflußt wurde.

2. Die Lollhardie.

Die ketzerische Bewegung blieb auf die herrschenden Klassen nicht beschränkt. Der Kampf gegen das Papsttum brachte alle sozialen Gegensätze jener Zeit an die Oberfläche; in dem nationalen Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, den französischen Papst, verfochten die verschiedenen Klassen auch ihre besonderen Interessen, die früher oder später miteinander in Konflikt kommen mußten. Mit Behagen weisen katholische

Schriftsteller auf die Erscheinung hin, daß in jeder Reformationsbewegung unter den Kirchenreformern früher oder später innere Spaltungen und erbitterte Kämpfe ausbrachen; sie erscheint ihnen als Beweis dafür, daß die Reformation ein Werk des Teufels war. Daß der Heilige Geist wenig damit zu tun hatte, glauben wir auch.

Unter diesen Umständen gedieh das Beghardentum oder, wie die Engländer gewöhnlich sagten, das Lollhardentum.

Wir haben gesehen, wie das Aufblühen der niederländischen Wollenindustrie in den Städten der verschiedensten Länder Europas das Verlangen nach der Entwicklung dieser Industrie wachrief und veranlaßte, daß flämische Weber bis in die entferntesten Gegenden gezogen wurden.

Am nächsten lag es, die flämische Industrie in dem Lande einzubürgern, das, den Niederlanden benachbart, mit ihnen den lebhaftesten Handelsverkehr unterhielt und den feinen Rohstoff lieferte, auf dem die Überlegenheit der Weber von Flandern und Brabant vornehmlich beruhte.

Bereits unter Heinrich III. werden Versuche gemacht, von Staats wegen die Wollenindustrie zu fördern. 1261 wurde ein Gesetz erlassen, das die Ausfuhr von Wolle und das Tragen von Tüchern verbot, die im Ausland erzeugt worden waren. Aber dies Verbot mußte bald wieder aufgehoben werden, ebenso seine Wiederholung von 1271. Denn am freien Wollexport waren, wie wir gesehen haben, gerade die entscheidenden Mächte Englands am lebhaftesten interessiert, Grundherren und Kaufleute. König Eduard III. schlug eine andere Politik ein. Er lud durch einen Erlaß von 1331 Weber, Färber und Walker aus Flandern ein, nach England zu übersiedeln. Viele folgten dem Rufe. Wenige Jahre später kamen andere aus Brabant und Seeland.*

So finden wir in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts eine starke Wollenindustrie in England, nament-

* Geo. L. Craik, The History of British Commerce, I, S. 128, 148.

lich in der Grafschaft Norfolk, mit der Hauptstadt Norwich. Es ist nun bemerkenswert, daß diese Stadt der Hauptsitz der Lollhardie wurde.

Mit den flämischen Webern dürfte auch das flämische Beghardentum seinen Einzug gehalten haben. Diese Annahme liegt um so näher, als es gerade die Ärmsten unter den Webern waren, die zur Auswanderung verlockt wurden, also dieselben Elemente, die in den Niederlanden die meisten Begharden lieferten.

Fuller in seiner Kirchengeschichte beschreibt sehr anschaulich die Schliche, wodurch die niederländischen Weber nach England gelockt wurden: „Unverdächtige Emissäre wurden von unserem König in jenes Land geschickt, die sich in das Vertrauen solcher Niederländer einschlichen, die vollkommen Meister in ihrem Gewerbe, nicht aber Meister über sich selbst waren, sondern Lohnarbeiter oder Lehrlinge. Sie jammerten über die Sklaverei dieser armen Knechte, die von ihren Meistern mehr heidnisch als christlich behandelt wurden; ja mehr wie Pferde als wie Menschen. Früh auf und spät zu Bette und den ganzen Tag über harte Arbeit und magere Kost — ein paar Heringe und harter Käse —, und alles das, um die Kerle (churls), ihre Meister, zu bereichern, ohne selbst den geringsten Vorteil davon zu haben. Wie glücklich würden sie sein, wenn sie nach England kämen und ihr Gewerbe (mystery) mit sich brächten, das ihnen überall herzlichen Willkomm sicherte. Da sollten sie Rindfleisch und Hammelfleisch nach Belieben essen können, bis sie platzten. . . . Glücklich der Grundbesitzer (yeomen), in dessen Haus einer dieser Niederländer einkehren würde, die Gewerbefleiß und Reichtum mit sich brächten. Als Fremder betrete er das Haus, um es als Bräutigam oder Schwiegersohn wieder zu verlassen“ usw.*

* Fuller, Church History, III, S. 9, bei Cunningham, The growth of English Industry, I, S. 284.

Daß die Sendlinge des Königs bei den flämischen Proletariern Erfolg hatten, ist kein Wunder. Aber ebensowenig darf man sich wundern, daß diese Proletarier, deren Erwartungen natürlich schmählich enttäuscht wurden, sich um so inniger an die beghardischen Ideale anklammerten, die sie aus ihrer Heimat mitgebracht. Vielleicht waren sie es, welche die kommunistische Agitation in England ins Leben riefen; jedenfalls bildeten sie ihren festesten Stützpunkt. Norfolk, das Zentrum der Wollenindustrie, wurde auch das Zentrum des Lollhardentums. Diese Grafschaft dürfte, wie Rogers sagt, mehr Märtyrer der Lollharden geliefert haben als das gesamte übrige England.*

Von dort aus durchzogen die Agitatoren der Lollharden, die „armen Brüder" oder „armen Priester" genannt, das Land und predigten überall das Evangelium der urchristlichen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Ihre Agitation wurde sehr erleichtert durch die Leichtigkeit des Reisens im England jener Zeit. Noch herrschte allgemeine Gastfreundschaft, namentlich in den zahlreichen Klöstern; der Wanderer konnte gewiß sein, Unterkunft und Nahrung zu erhalten, und die Sicherheit auf den Straßen war groß.

Erst seit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts und den ökonomischen Änderungen, die ihr folgten, der Aufhebung der Klöster, der Vertreibung der Bauern von ihren Sitzen, der Schaffung eines Massenproletariats, das zahllose Landstreicher und Straßenräuber lieferte, wurde das Reisen über Land ein mühsames, kostspieliges und gefahrvolles Unternehmen und blieb es bis ins achtzehnte Jahrhundert. (Vergleiche Thorold Rogers, A History of Agriculture and Prices in England, Oxford 1866, Bd. I, S. 95 ff.)

---

* Thorold Rogers, Die Geschichte der englischen Arbeit, Stuttgart 1896, S. 96, 125.

Gewissermaßen das Motto der Lollharden wurde der Volksvers:

„Als Adam pflügt' und Eva spann,
Wo war wohl da der Edelmann?"

Ihr vornehmster Vertreter war John Ball, wahrscheinlich ein Franziskaner der strengeren Observanz, die wir schon mehrfach als Freunde und Bundesgenossen der Beghарden kennen gelernt haben. Sie scheinen im allgemeinen ein starkes Element der lollhardischen Bewegung gebildet zu haben. Walsingham, ein Mönch von St. Albans, der im vierzehnten Jahrhundert lebte und jene Zeit beschrieb, zeigt sich sehr erbittert gegen die Bettelmönche, die gleichzeitig das Volk aufwiegelten und den herrschenden Klassen schmeichelten, um die einen wie die anderen auszubeuten. Er untersuchte, was wohl die Ursachen der sozialen Unruhen gewesen sein könnten, und kommt zu folgendem Schlusse: „Es scheint mir, als seien die üblen Zeiten den Sünden aller Bewohner des Landes zuzuschreiben, eingeschlossen die Bettelorden. Diese haben ihr Gelübde vergessen und sind nicht eingedenk der Zwecke geblieben, zu denen sie gestiftet worden. Denn ihre Gründer, hochheilige Männer, wollten, daß sie arm und frei von jedem weltlichen Besitz seien, damit sie stets die Wahrheit sagen könnten, ohne für ein Besitztum zu fürchten. Aber voll Neid gegen die Besitzenden, billigen sie alle Verbrechen der Herrschenden, fördern gleichzeitig die Irrtümer des gemeinen Volkes und preisen die Sünden der einen wie der anderen. Sie, die dem Besitz entsagt und ewige Armut geschworen haben, erklären das Gute für schlecht und das Schlechte für gut, um Güter zu erwerben und Geld zusammenzuscharren, verführen die Fürsten durch Schmeicheleien, das Volk durch Lügen und verlocken beide auf Abwege."*

* Thomas Walsingham, Historia Anglicana. Herausgegeben von Riley, London 1863, II, S. 13.

Da den Fürsten und dem Volke gleichzeitig zu schmeicheln etwas schwer ist, dürfen wir wohl annehmen, daß Walsingham hier beide Richtungen der Bettelmönche im Auge hat, die eigentumslüsterne, die den Vornehmen schmeichelt, und die eigentumsfeindliche, die das Volk „aufhetzt".

Tatsächlich waren die Bettelmönche, namentlich die Franziskaner, bei den ausgebeuteten Klassen sehr beliebt. Bei der Insurrektion von 1381, auf die wir gleich zu sprechen kommen werden, wurden manche Paläste zerstört, dagegen die Klöster der Bettelmöche geschont. Einer der Führer der Insurgenten, Jack Straw, erklärte, die Bettelmönche seien die einzigen Kleriker, die geschont werden sollten.*

Aus der Reihe dieser Mönche scheint John Ball hervorgegangen zu sein. Froissart, ein Zeitgenosse Balls, nennt ihn einen „verrückten Priester aus Kent".** Vorwiegend jedoch predigte er in Essex und Norfolk. Seine Agitation begann um das Jahr 1356 und erregte bald die Aufmerksamkeit der geistlichen und weltlichen Autoritäten. Der Erzbischof von Canterbury ebensowohl wie der Bischof von Norwich exkommunizierten ihn, Eduard III. ließ ihn verhaften (wahrscheinlich 1366). Freigelassen, begann er von neuem seine Predigten. Da er seit seiner Exkommunizierung die Kirchen nicht mehr benutzen konnte, predigte er auf Plätzen und Kirchhöfen. Froissart hat uns (am oben angegebenen Orte) eine seiner Reden überliefert, für deren Echtheit wir uns allerdings nicht verbürgen können. Sie lautet: „Liebe Leute, in England wird's nicht besser werden, ehe nicht alles Gemeineigentum wird und es weder Hörige noch Edelleute gibt; ehe wir nicht alle gleich sind und die

---

* Vergleiche Lechler, J. Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation (wir benutzten die englische Übersetzung von P. Lorimer, London 1878), II, S. 228, und Walsingham, a. a. O., II, S. 9.

** Histoire et chronique memorable de Messire Jehan Froissart, Paris 1578 (Ausgabe von Denis Sauvage de Fontmailles en Brie), II, S. 122.

Herren nicht mehr wie wir. Wie haben sie uns behandelt? Warum halten sie uns in Knechtschaft? Wir stammen alle von den gleichen Eltern ab, von Adam und Eva. Wodurch können die Herren beweisen, daß sie besser sind als wir? Vielleicht dadurch, daß wir erwerben und erarbeiten, was sie verzehren? Sie tragen Samt, Seide und Pelzwerk, wir sind gekleidet in elende Leinwand. Sie haben Wein, Gewürze und Kuchen, wir haben Kleie und trinken nur Wasser. Ihr Teil ist Nichtstun auf herrlichen Schlössern, der unsere ist Mühe und Arbeit, Regen und Wind auf dem Felde, und doch ist es unsere Arbeit, aus der sie ihren Prunk ziehen. Man nennt uns Knechte und schlägt uns, wenn wir ihnen nicht ohne Zaudern zu jedem Dienste zu Gebote stehen, und wir haben keinen König, der wünschte, uns zu hören oder uns zu unserem Rechte zu verhelfen. Aber unser König ist jung; gehen wir zu ihm, stellen wir ihm unsere Knechtschaft vor und zeigen wir ihm, daß sie ein Ende nehmen muß, sonst würden wir uns selbst ein Heilmittel verschaffen. Wenn wir vereint zu ihm gehen, werden uns alle folgen, die Knechte heißen und in Knechtschaft gehalten werden, um die Freiheit zu erlangen. Wenn der König uns sieht, wird er uns gutwillig etwas gewähren, oder wir werden uns in anderer Weise helfen." „So sprach Ball," fügt der Höfling Froissart hinzu. „Der Erzbischof ließ ihn für ein paar Monate einsperren. Es wäre besser gewesen, er hätte ihn getötet."

Dies probate Mittel hätte kaum viel geholfen, denn Ball war nur einer unter vielen Agitatoren, die in gleichem Sinne wirkten, deren Namen uns jedoch nicht erhalten sind.

Einen mächtigen Anstoß erhielt die lollhardische Bewegung durch das Auftreten Wiclifs (um 1360). Wiclif selbst war nichts weniger als ein Kommunist; er stützte sich vorwiegend auf den hohen Adel, der den niederen Volksklassen feindlich gegenüberstand. Aber seine Kriegserklärung gegen die höchste der damaligen Autoritäten konnte nicht erfolgen,

ohne die gesamte Volksmasse in Erregung zu versetzen und neuen Ideen leichter zugänglich zu machen. Und eine Zeitlang mochte man das Mittun der niederen Klassen bei dem Kampfe gegen Rom nicht ungern sehen.

Aber bald sollte sich der neue Bundesgenosse nicht bloß als unbequem, sondern sogar als höchst gefährlich erweisen, denn die Bewegung der Lollharden bekam eine ganz gewaltige Kraft dadurch, daß sie mit einer Rebellion der damals streitbarsten und stärksten der arbeitenden Klassen, der Bauernschaft, zusammenfloß, ähnlich, wie wir es schon im Falle Dolcinos gesehen haben und im Falle der Hussiten und des großen deutschen Bauernkriegs kennen lernen werden.

3. Der Bauernkrieg von 1381.

Wir haben schon oben bei der Darstellung der Rebellion Dolcinos (S. 247 ff.) darauf hingewiesen, daß vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert die Lage der Bauern im allgemeinen in Hebung begriffen war. In Frankreich wurde diese Tendenz durch den Krieg in ihr Gegenteil verkehrt. Er gab die unglücklichen Bauern jenes Landes den Plünderungen der englischen Raubscharen preis. Gleichzeitig aber wurde die französische Ritterschaft durch ihre Niederlagen einzig auf die Auspressung der eigenen Bauernschaft und der schwächeren Städte angewiesen. Das Elend der Bauern erreichte eine furchtbare Höhe und führte schließlich in der Landschaft Isle de France (der weiteren Umgebung von Paris, nordöstlich bis an die jetzige belgische Grenze) zu einem Ausbruch der Verzweiflung, der sogenannten Jacquerie* (Mai 1358). Der Erhebung der Ausgehungerten gegenüber verschwand plötzlich der nationale Gegensatz zwischen Engländern und Franzosen, wie fast 200 Jahre später im deutschen Bauernkrieg der religiöse

* Jacques, Jakob, war der Spitzname des französischen Bauern.

zwischen Katholiken und Lutheranern. Mit den vereinten Kräften der Ritterschaft beider Nationen wurde die Erhebung leicht in einem furchtbaren Blutbad erstickt. Die Entscheidung fiel in der Stadt Meaux, die damals den Engländern gehörte, und deren Einwohner eine Schar Bauern, 9000 Mann stark, eingelassen hatten. Sechzig (!) Ritter eilten herbei, stürzten sich auf die waffenlosen Bauern und metzelten sie wie Schafe nieder. So lange mordeten sie, bis sie dessen überdrüssig wurden (et en occirent tant qu'ils en estoient tous ennyez). Mehr als siebentausend erschlugen sie damals. Dann zündeten sie die Stadt Meaux an und verbrannten sie mit allen ihren Bewohnern, weil diese zu den „Jacquiers" hielten. Von da an war die Erhebung gebrochen; die Bauern, die sich empört hatten, wurden allerorten unbarmherzig getötet.

So erzählt uns Froissart mit Behagen, unmittelbar nachdem er sich maßlos darüber entrüstet hat, daß die Bauern auch einigen Adeligen nicht zum besten mitgespielt hatten.*

Das Ende war noch größere Knechtung des französischen Landvolkes.

In ähnlicher Weise stellt man in der Regel die Erhebung der englischen Bauern dar, die zwei Jahrzehnte später stattfand. Aber wir glauben, es ist überzeugend nachgewiesen,** daß der Charakter des englischen Bauernkrieges ein ganz anderer war.

In England wurde die allgemeine Tendenz der Zeit auf Hebung der Lage des Bauern durch den Krieg nicht verkehrt, sondern verstärkt. Die Leibeigenschaft begann zu verschwinden, die persönlichen Dienste, welche die Leibeigenen hatten leisten müssen, wurden durch Geldzinse ersetzt. Damit trat für die großen Grundherren die Notwendigkeit ein, an Stelle der Arbeit der Leibeigenen andere Arbeit zu setzen,

---

* Froissart, a. a. O., I, S. 190 ff.

** Von Thorold Rogers in den schon erwähnten Werken.

die von Lohnarbeitern. Aber im vierzehnten Jahrhundert konnte man noch nicht von einem erheblichen ländlichen Proletariat sprechen. „Die Lohnarbeiter der Agrikultur bestanden teils aus Bauern, die ihre Mußezeit durch Arbeit bei den großen Grundeigentümern verwerteten, teils aus einer selbständigen, relativ und absolut wenig zahlreichen Klasse eigentlicher Lohnarbeiter. Auch letztere waren faktisch selbstwirtschaftende Bauern, indem sie außer ihrem Lohn Ackerland zum Belauf von vier und mehr Acres nebst Cottages angewiesen erhielten. Sie genossen zudem mit den eigentlichen Bauern die Nutznießung des Gemeindelandes, worauf ihr Vieh weidete und das ihnen zugleich die Mittel der Feuerung, Holz, Torf usw. bot."* Dieser Zustand hatte für den Grundherrn (oder den Pächter seiner Wirtschaft) die unangenehme Folge, daß er sehr hohe Löhne zahlen mußte, was seine Grundrente nicht wenig beeinträchtigte. Ein großer Teil des niederen Adels wurde dadurch finanziell ruiniert.

Das wurde für die Grundherren noch schlimmer nach der großen Pest, die 1348 über ganz Europa hereinbrach, daselbst mit mannigfachen Zwischenräumen zwei Jahrzehnte lang wütete und die im gesamten Weltteil nicht weniger als 25 Millionen Menschen das Leben gekostet haben soll. In Frankreich steigerte diese Pest das Elend des Landvolkes, in England wurde sie ein Mittel, seine Hebung zu beschleunigen.

Wohl hatte die Pest die wohltätige Eigenschaft, welche derlei Epidemien auch in den neuesten Zeiten gezeigt haben, vorwiegend in den ärmeren Klassen zu wüten und die reicheren zu verschonen,** aber leider war die Zivilisation

---

* K. Marx, Das Kapital, I, 2. Aufl., S. 745 ff.

** „Es wird berichtet, daß in England die Wucht der Seuche auf die Armen fiel und die höheren Klassen weniger davon betroffen wurden." (Thorold Rogers, History of Agriculture etc., I, S. 295.) „Fast unglaublich scheinen die Angaben über die Verheerungen, die diese

damals noch nicht so weit vorgeschritten, daß zahllose Arbeitskräfte unbeschäftigt auf den Straßen herumgelegen wären. Verschonten die Seuchen das Leben der Reichen, so trafen sie doch ihren Lebensnerv, ihren Geldbeutel. Nach der Pest gingen die Löhne kolossal in die Höhe und erzeugten einen Zustand, der unerträglich war — nämlich für die Grundbesitzer. Bereits 1349 erschien daher ein Erlaß des Königs Eduard III., in dem jeder Ackerbauer (labourer) und Knecht (servant) verpflichtet wurde, zu arbeiten, wenn man ihm Arbeit bot, und zwar zu bestimmten Löhnen und während einer bestimmten Arbeitszeit. Der Bezahler höherer Löhne war ebenso straffällig wie der Empfänger.

Dieses Grundbesitzerschutzgesetz, das Maximallöhne und Minimalarbeitstag einführte, blieb jedoch unwirksam, ebenso seine Nachfolger aus den Jahren 1350 und 1360, denn es vermochte nicht die Anzahl Proletarier zu schaffen, die benötigt waren, um den Preis der Arbeitskraft den Bedürfnissen der Grundherren entsprechend zu gestalten.

Der Krieg mit Frankreich, der so viele Arbeitskräfte zu Söldnern machte, trug nicht dazu bei, die Arbeiterfrage für die Grundherren zu mildern. Aber andererseits bildete der „Notstand" der Grundherren geradezu einen Ansporn für sie, das Defizit in ihrer Kasse durch gutbezahlten Kriegsdienst und immer wieder erneute Plünderungen in Frankreich zu decken. Dieser Notstand war wohl eine der Hauptursachen, daß der Krieg gegen Frankreich kein Ende nehmen wollte, und daß, als endlich in gewaltiger Anstrengung die Engländer aus Frankreich vertrieben worden waren durch

---

Pest anrichtete; zum Beispiel in Venedig sollen an 100000, in Lübeck an 90000, in Straßburg 16000 Menschen daran gestorben sein; Wien zählte an einem Tage über 900 Tote; an vielen Orten, sagt man, sind neun Zehntel der Bevölkerung hinweggerafft worden. Doch traf dieses Los meistens nur die ärmeren Klassen, und es ist zum Beispiel kein regierender Fürst bekannt, der daran gestorben wäre." (Fr. Palacky, Geschichte von Böhmen, II, 2, S. 303.)

jene bekannte Erhebung, die an den Namen der Jungfrau von Orleans anknüpft, daß dann der englische Adel in endlosem Morden und Plündern sich selbst zerfleischte, im dreißigjährigen Bürgerkrieg der weißen und der roten Rose.

Andererseits mußte der „Notstand" unter den Grundherren die Ideen der Wiclifitischen Reformation, das heißt im Grunde die Forderung, die Kirchengüter sollten zu ihren Gunsten konfisziert werden, höchst populär machen.

Zugleich aber versuchten sie auch, die „Arbeiterfrage", die sie durch die Gesetzgebung nicht lösen konnten, auf einem anderen Wege zu lösen, auf dem der offenen Gewalt. Sie begannen, die alten Leibeigenschaftsverhältnisse wiederherzustellen, an Stelle der Lohnarbeit die Zwangsarbeit der Bauern zu setzen.

Die Erbitterung wuchs auf beiden Seiten immer mehr. Diese Stimmung der Bauern bildete einen fruchtbaren Boden für die Predigten der lollhardischen Agitatoren. Wohl hatten die Bauern ganz andere Interessen wie die besitzlosen Klassen der Städte, aber ihre Gegner waren dieselben und ihr nächstes Ziel das gleiche: die Niederwerfung der Übergriffe der Reichen und ihrer Staatsmänner. Daß die einen unter den Reichen vornehmlich die Grundherren, die anderen vornehmlich die Kaufleute verstanden, verschlug nichts.

Durch das Zusammengehen der Bauern mit den unteren Klassen der Städte verlor die lollhardische Bewegung allerdings an Bestimmtheit; sie hörte auf, eine rein kommunistische Bewegung zu sein, und wurde eine demokratische Oppositionsbewegung, die gar mannigfaltige Richtungen in sich barg. Aber sie gewann ungemein an Kraft.

Die Bauern begannen sich zu organisieren, um den Grundherren Widerstand zu leisten. Es wird berichtet, daß sie Vereinigungen bildeten und Gelder zusammenschossen, um die Mittel zur Verteidigung ihrer Interessen zu gewinnen. Die Organisatoren, meint Th. Rogers, der sehr viel zur Aufklärung jener Bewegung beigetragen hat und dem wir

bei der Abfassung vorliegender Darstellung sehr viel verdanken, seien vornehmlich die „armen Priester" der Lollharden gewesen, die Zusammenhang und Einheitlichkeit in die Bewegung brachten.

Zu Beginn der Regierung Richards II. spitzte sich der Gegensatz zwischen Bauern und Grundherren aufs äußerste zu. In den letzten Jahren Eduards III. war das Kriegsglück von den Engländern gewichen. 1374 hatten sie sich zu einem Waffenstillstand verstehen müssen, der ihnen nur einige „Brückenköpfe" in Frankreich ließ: Calais, Bordeaux, Bayonne. Als Richard zur Regierung kam, war er erst elf Jahre alt. Unter einem solchen König konnte man keinen großen Krieg führen. Andererseits war Frankreich zu erschöpft, um die günstige Lage auszunützen. Wohl wurde der Waffenstillstand gebrochen, aber es kam nur zu unbedeutenden Reibereien. Die englischen Adeligen waren nun völlig auf die Einnahmequellen angewiesen, die ihnen ihre Güter boten, sie konnten ihre ganze Kraft auf das Ausschinden ihrer Bauern verwenden.

Wuchs die Gewalttätigkeit der Herren, so mußte das Aufhören des Krieges, das so viele Söldner dem Pfluge zurückgab und die Zahl der kriegsgeübten Bauern vermehrte, auch den Trotz der Bauern vermehren. Kein Wunder, daß es bald zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen den feindlichen Klassen kam.

Die Bauern wurden gezwungen, sich zu erheben, denn die herrschenden Gewalten begannen gegen die demokratische Bewegung einzuschreiten und die lollhardischen Agitatoren aufs schärfste zu verfolgen, darunter natürlich auch John Ball, der auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury in das Gefängnis zu Maidstone geworfen wurde. Bei seiner Verhaftung soll er erklärt haben, bald würden ihn 20000 Freunde befreien. Die Prophezeiung traf ein.

Nach der gewöhnlichen Darstellung war die Veranlassung zur bäuerlichen Erhebung eine rein zufällige: Ein Steuer-

beamter entehrte die Tochter Wat Tylers (das heißt Walters des Ziegelbrenners oder Ziegeldeckers), und daraufhin erhob sich dieser zur Rache, erschlug den Beamten und forderte das Volk auf, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Aber tatsächlich brach die Bewegung an verschiedenen Punkten gleichzeitig aus, am 10. Juni 1381. Am wichtigsten wurde die Erhebung in Norfolk, dem Sitz der Weberei, und in Kent, wo die Leibeigenschaft schon völlig aufgehört hatte. Die kentische Erhebung wurde geführt von Wat Tyler, der in der Armee gegen Frankreich gekämpft hatte und im Kriege wohl erfahren war, und einem Geistlichen, Jack Straw. Die Insurgenten marschierten auf London, befreiten unterwegs John Ball aus seinem Gefängnis und lagerten auf Blackheath, der dunklen Heide, vor London. Sie entboten den König vor sich. Dieser kam die Themse herab auf einem Schiff, wagte aber nicht zu landen und kehrte unverrichteter Sache wieder heim. Nun brachen die Bauern in London ein (am 12. Juni), dessen Tore ihnen durch ihre Genossen in der Stadt offen gehalten wurden. Die niederen Klassen der Hauptstadt vereinigten sich mit ihnen, und die Insurgenten nahmen Rache an den Palästen ihrer Unterdrücker, da sie dieser selbst nicht habhaft werden konnten. So verbrannten sie auch den Palast des Herzogs von Lancaster, den sie vor allen haßten. Aber sie plünderten nicht, „und wenn sie jemand bei einem Diebstahl ertappten, den enthaupteten sie, wie Leute, die nichts mehr hassen als Diebe.“*

Der junge, erst fünfzehnjährige König mit seinen Räten, einigen Adligen und dem Erzbischof von Canterbury hatte sich nach dem Tower geflüchtet. Vergebens riet ihm der Londoner Lordmayor Walworth, einen Ausfall auf die Rebellen zu machen. Die reichen Londoner Bürger würden sich mit seinen Truppen vereinigen. Der Earl von Salis-

* Walsingham, Historia Anglicana, I, S. 456.

bury wies darauf hin, daß alles verloren wäre, wenn der König im Felde gegen die Insurgenten eine Niederlage erlitte, und diese Meinung überwog, obwohl dem König 8000 wohlbewaffnete Männer zur Verfügung standen. Die Furcht vor den Bauern hatte die erfahrenen Kriegsmänner gelähmt. Die Empörung blieb militärisch unbesiegt, der König entschloß sich, zu unterhandeln. Das ist ein anderes Bild als das, welches uns die Jacquerie in Frankreich gewährt!

Richard hatte alle Ursache, nachgiebig zu sein, denn die Insurgenten stürmten den Tower (am 14. Juni) und töteten den Erzbischof — denselben, der John Ball eingekerkert hatte — sowie andere ihrer Verfolger, deren sie gerade habhaft wurden.

Der König hatte den Tower kurz vor dessen Erstürmung verlassen und sich nach Mile-End begeben, um mit den Rebellen zu unterhandeln. Sie erklärten, sie wollten freie Bauern sein für immer und ihre Freiheit solle schriftlich anerkannt werden. Ferner forderten sie die Aufhebung der Jagd- und Fischereiprivilegien des Adels und ähnliche Konzessionen. Der König bewilligte alles, was sie verlangten, und erklärte sich bereit, sofort die nötigen Dokumente ausstellen zu lassen. Dreißig Schreiber wurden damit betraut.

Damit hatten die Bauern erreicht, was sie wollten. Die Masse derselben ging nach Hause. Zum Teil dürfte Mangel an Proviant daran schuld gewesen sein, daß sie auseinanderliefen. Sie hatten nur geringe Vorräte mit; nach Froissart mußte schon, ehe sie London erobert hatten, auf Blackheath ein Viertel der Bauern wegen Mangels an Provision fasten. Aber eine größere Schar unter Wat Tyler, Jack Straw und John Ball blieb zurück, um die Ausstellung der Dokumente zu überwachen, vielleicht auch, um weitere Konzessionen zu erlangen.

Am nächsten Tag kam es zu neuen Unterhandlungen. Die Insurgenten trafen in Smithfield den König mit seinen

Reisigen. Richard ließ Wat Tyler zu einer Unterredung mit ihm zwischen beiden Heeren einladen, und dieser ging darauf ein.

Während beide sich besprachen, näherte sich ihnen ein Ritter, und als Wat Tyler dagegen protestierte, befahl Richard, ihn zu verhaften. Eine Schar Soldaten stürzte auf ihn zu, an ihrer Spitze der uns schon bekannte Lordmayor Walworth, und von zahlreichen Schwertern durchbohrt, sank der Verratene zu Boden. Richard aber, trotz seiner Jugend in der Heimtücke und Verstellung, die man damals Staatskunst nannte, wohlerfahren, ritt auf die überraschten Insurgenten zu und klagte Wat Tyler an, er sei ein Verräter gewesen, der ihn habe morden wollen, er selbst, der König, wolle ihr Führer sein. Mit diesen Redensarten hielt er sie so lange hin, bis die Bürger Londons gewaffnet erschienen waren. Aber auch jetzt wagten Richard und seine Leute keinen offenen Kampf. Man begnügte sich damit, die Insurgenten von London abzuschneiden und in dieser Stadt die „Ordnung" wiederherzustellen. Den Bauern wurden Freilassungsbriefe eingehändigt, und sie zerstreuten sich mit denselben.*

Schlimmer war die Erhebung in Norfolk ausgegangen. Die Bauern hatten, unter Führung eines gewissen John Littlestreet, Norwich am 11. Juni eingenommen, aber der Bischof von Norwich, Henry Spenser, sammelte rasch Kriegsvolk um sich, griff die Insurgenten an und zerstreute sie in einer Schlacht, in der er viele mit eigener Hand erschlug. Die Gefangenen ließ er sofort hinrichten, darunter John

* Wir haben uns in dieser Darstellung vornehmlich an Walsingham gehalten. Froissart behandelt den Aufstand zu höfisch-tendenziös. Er schrieb, als Franzose, vom Hörensagen, wie er selbst sagt, „damit alle Herren und guten Leute, die das Gute anstreben, sich ein Beispiel daran nehmen, wie man die Schlechten und Rebellen züchtigt (corriger)". A. a. O., II, S. 124. Vergleiche über die Insurrektion auch C. E. Maurice, Lives of English Popular Leaders in the Middle Ages, II, Tyler, Ball, Oldcastle. London 1875.

Littlestreet. Dabei machte sich jedoch der fromme Erzbischof ein Vergnügen daraus, ihnen selbst die letzten Tröstungen der Religion zukommen zu lassen.

Die kleineren Erhebungen verliefen größtenteils im Sande. Nachdem die Bauern beruhigt waren, begann Richard zu erwägen, wie er ihnen sein „Königswort" brechen könne, das er ihnen nur in der Absicht gegeben, sie zu betrügen. Das war damals so in der Mode.

Die moderne Diplomatie stand noch in den Bengeljahren, und Lüge, Verrat und Meuchelmord wurden damals ungenierter betrieben als später, wo man aus Rücksicht auf die Volkskritik es für notwendig befunden hat, der diplomatischen Gaunerpraxis ein moralisches Mäntelchen umzuhängen. Man liebt es, ein Königswort als ein besonders unverbrüchliches hinzustellen. Aber vom vierzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert — und auch noch später — galt das Worthalten und die Ehrlichkeit überhaupt für eine Schwäche, deren sich ein großer Fürst nicht schuldig machen dürfe.

Sobald der König ein Heer von 40000 Mann um sich gesammelt hatte — „ein Heer, wie es vordem England nie gesehen hatte" (Walsingham) —, warf er die Maske ab und setzte Gerichte ein, die Rebellen zu bestrafen. Die Männer von Essex sandten Boten, ihn an seine Versprechungen zu erinnern. Aber seitdem er ein großes Heer um sich wußte, war dem königlichen Buben so der Kamm geschwollen, daß er ihnen erwiderte: „Knechte seid ihr gewesen und Knechte seid ihr. Ihr sollt in Leibeigenschaft bleiben — nicht in der, in welcher ihr bisher gelebt, sondern in einer unendlich schlimmern. Denn solange wir leben und mit Gottes Gnade dies Reich regieren, werden wir unsere Vernunft, unsere Kraft und unser Vermögen dazu anwenden, euch so zu mißhandeln, daß eure Sklaverei ein warnendes Beispiel für die Nachkommenschaft sein wird." *

* Maurice, a. a. O., S. 189, 190.

Diese Provokation erreichte ihren Zweck. Die Bauern von Essex erhoben sich nochmals in Waffen, aber auf die eigenen Kräfte angewiesen — denn die anderen Grafschaften blieben ruhig —, erlagen sie dem Heere des Königs.

Anscheinend hatte die Sache der „Ordnung" gesiegt. Aber die englischen Staatsmänner konnten sich's nicht verhehlen, daß sie des Hauptaufstandes nicht Herr geworden waren in offenem Kampf und daß sie das Ärgste nur abgewendet hatten durch Lüge, Meuchelmord und Überfall. So war die Erhebung trotz ihres anscheinenden schließlichen Mißerfolges keineswegs vergeblich gewesen. Die Herren hüteten sich, ihren Sieg so auszunützen, daß sie eine zweite Erhebung der gesamten Bauernschaft provozierten. Die Befreiung der englischen Bauern von der Leibeigenschaft nahm ihren Fortgang und war zu Ende des Jahrhunderts so gut wie vollendet.

Aber mit den Bauern hatten sich in London und Norwich auch die niederen Volksklassen erhoben; diese waren wehrloser als die Bauern, gegen sie richtete sich vornehmlich die Rache des Siegers. Wenn wir hören, daß nach der Beendigung des Aufstandes ein furchtbares Blutgericht über dessen Führer gehalten wurde und 1500 derselben den Tod erlitten, darunter auch John Ball und Jack Straw, so dürfen wir annehmen, daß dies weniger die Bauern als ihre städtischen Verbündeten getroffen hat. In den Parlamentsakten sind noch die Namen von 289 Rebellenführern enthalten, die abgeurteilt wurden. Davon waren 151 aus London und 138, also nicht einmal die Hälfte, aus den anderen Städten und vom Lande.

Der unglückliche Ausgang des Aufstandes hemmte kaum vorübergehend die Sache der Emanzipation der Bauernschaft. Dagegen bedeutete er einen fast vernichtenden Schlag für die lollhardische Bewegung, ja für die ganze Opposition gegen das Papsttum.

In der Tat, mit einer so rebellischen Bevölkerung im Rücken, erschien es dem König und dem Adel denn doch zu gefährlich, selbst in eine revolutionäre Bewegung einzutreten, sich vom Papst loszusagen und die Kirchengüter zu konfiszieren. Man kam um so leichter zu einem Kompromiß mit dem Papsttum, als dieses eben damals aufhörte, ein ausschließliches Werkzeug französischer Politik zu sein. 1378 hatte die große Kirchenspaltung begonnen, von der wir noch sprechen werden. Die Welt hatte zwei Päpste bekommen, einen französischen und einen antifranzösischen, römischen, den Deutschland und England unterstützten.

Wäre wirklich die Reformationsbewegung eine Folge der sittlichen Entrüstung über die Verkommenheit des Papsttums gewesen, wie die ideologischen Geschichtschreiber des Protestantismus uns glauben machen wollen, dann hätte die Wiclifitische Bewegung gerade zur Zeit der Kirchenspaltung den größten Aufschwung nehmen müssen, denn damals war das Papsttum moralisch am tiefsten gesunken. Aber die Geschichte wird durch die Interessen und die Kämpfe der Klassen bestimmt, und von 1381 an sprachen die Interessen der herrschenden Klassen Englands gegen die Bestrebungen Wiclifs. Wohl standen er und seine Gönner nicht im geringsten Zusammenhang mit der Insurrektion; im Gegenteil, sein Protektor Johann von Lancaster war, wie wir gesehen haben, der unter den Insurgenten bestgehaßte Mann. Aber immerhin, seine Lehre zeigte sich revolutionärer, als den Interessen der herrschenden Klassen Englands zuträglich war. Bereits 1382 verdammte eine Synode zu London vierundzwanzig seiner Sätze als ketzerisch. Das Parlament befahl im gleichen Jahre durch ein besonderes Gesetz den weltlichen Gerichten, die geistlichen zu unterstützen. Es nützte Wiclif nichts, daß er 1382 eine Schrift herausgab, „De blasphemia", in der er den Bauernaufstand mißbilligte. Selbst sein bisheriger Gönner, der Herzog von Lancaster, wandte sich nun gegen ihn. Wiclif wurde seines Lehr-

amtes an der Universität Oxford und seiner Würden entsetzt und mußte sich auf seine Pfarre in Lutterworth zurückziehen, wo er schon 1384 starb.

Schlimmer ging's den Lollharden. Seit dem Bauernaufstand, in dem sich die Wirksamkeit der lollhardischen Agitatoren so mächtig gezeigt hatte, galt jeder Lollhard, den man aufspüren konnte, von vornherein für einen Hochverräter, der dem Feuertod überantwortet wurde. Eine gleiche Ära der Verfolgungen, wie seit Karl IV. in Deutschland, brach jetzt über die Lollharden in England herein. Es gelang nicht, ihrer Herr zu werden. Aber es gelang auch der Lollhardie nicht wieder, die Bedeutung zu erlangen, die sie von 1360 bis 1381 gehabt. Wie in Deutschland, war sie nun auch in England nur noch imstande, eine unendliche Reihe von Märtyrern zu liefern.

Die Erhebung von 1381 mußte auf das Ausland zurückwirken und überall die Verfolgung der Begharden und Waldenser neu beleben. Zu Ende des Jahrhunderts gab es keinen Zufluchtsort für sie, der sicher gewesen wäre. Da, inmitten der höchsten Trübsal, sollte plötzlich eine Zeit des Triumphes für die Verfolgten und Niedergetretenen heranbrechen, die ihnen herrlich bewies, wie „groß Gott in den Kleinen" werden kann. Ein Heldenzeitalter, vergleichbar jener Epoche der großen französischen Revolution, die mit dem Jahre 1793 anhebt, begann für die kommunistischen Bestrebungen in Böhmen mit den Hussitenkriegen.

Fünftes Kapitel.

Die Taboriten.

1. Die große Kirchenspaltung.

Das Aufkommen der Wiclifitischen Bewegung war für das Papsttum eine ernstliche Warnung. Fuhr es fort, ein Werkzeug Frankreichs zu sein, dann gefährdete es seine Stellung in ganz Europa. Die Päpste fingen daher an, sich aus Avignon, aus der französischen Gefangenschaft hinwegzusehnen nach Rom, wo sie dem französischen Einfluß mehr entrückt waren.

Die Wiclifitische Bewegung zeigte aber auch den Päpsten, wie gefährdet ihre Stellung als Kirchenfürsten war. Sie wies sie darauf hin, eine sichere Stütze in der weltlichen Herrschaft zu suchen. Je mehr in England, in Frankreich und in Spanien (Kastilien und Aragonien) die Kirche der Beherrschung und Ausbeutung durch die Päpste entzogen und der durch die Fürsten unterworfen wurde, desto wichtiger wurde neben der Beherrschung der Welt für die Päpste die Beherrschung ihres weltlichen Staates, des Kirchenstaates. Auch das machte ihre Anwesenheit in Rom dringend nötig.

Hatten die Päpste alle Ursache, sich nach Rom zu sehnen, so fingen auch die Italiener an, sich nach den Päpsten zu sehnen. Die „Babylonische Gefangenschaft", wie sie sich ausdrückten, der Päpste in Avignon, hatte ihnen deutlich bewiesen, wie wichtig die Anwesenheit der Päpste in Italien für dieses Land sei, welchen Schaden es durch ihre Abwesenheit erleide. Namentlich Rom war stark zurückgegangen.

Das leidenschaftliche Verlangen nach der Rückkehr der Päpste hat seinen großartigsten Ausdruck gefunden in Petrarca. Mit glühenden Farben schilderte er in seinen Ge-

dichten und Briefen, wie seit der Verlegung des Heiligen Stuhles die Paläste der Päpste und die Altäre der Heiligen in Rom in Armut und Schmutz versunken seien, wie die ewige Stadt verkomme, gleich einer Frau, die ihr Gatte im Stiche gelassen, wie aber die Wolke, die über den sieben Hügeln schwebe, durch die Anwesenheit des rechtmäßigen Herrschers zerstreut würde. Ewiger Ruhm des Papstes, das Glück Roms und der Friede Italiens wären die Folge, wenn ein Papst es wagte, sich der französischen Gefangenschaft zu entziehen. In Avignon dagegen müsse das Papsttum naturnotwendig in Üppigkeit und Laster ersticken und dem Hasse und der Verachtung der ganzen Welt anheimfallen.

Petrarca kannte das Lasterleben des päpstlichen Hofes sehr genau, denn er hatte sich fünfzehn Jahre (zwischen 1326 und 1353) in Avignon aufgehalten. Seinen Haß gegen die Stadt bezeugt unter anderem folgendes seiner Sonette*, das Avignon gewidmet ist:

„Des Himmels Blitz fall' auf dein Haupt voll Trug!
Du, sonst vom Quell genährt und Eichelfrucht,
Die jetzt von andrer Armut Reichtum sucht,
Durch so viel Missetaten reich genug.

Verräternest, zu brüten jeden Fluch,
Mit dessen Gift die Welt von heut verflucht,
Voll Saufen, Fressen, voll von schnöder Zucht
Und jeder Wollust höchstem Schandversuch.

Durch deine Hallen rast der Hexenreigen
Von alt und jung; Beelzebub tanzt vornen
Mit Blasebalg, mit Spiegeln und mit Flammen.

Jetzt willst du nur in üpp'ger Pracht dich zeigen,
Sonst nackt und barfuß gingst du unter Dornen;
Zum Himmel stinkst du, mag dich Gott verdammen."

* Übersetzt von L. Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, S. 40. Berlin 1882.

Niemand hat das Papsttum schärfer gegeißelt als Petrarca, aber er wollte es damit nicht schwächen oder gar verderben, sondern nach Italien treiben. Seiner Ansicht nach rührte die Verworfenheit der päpstlichen Kurie nicht daher, daß sie die Welt aufs schamloseste ausbeutete, sondern daher, daß sie die Früchte der Ausbeutung in Avignon verzehrte, statt in Rom. Das Klima von Avignon zerstörte die moralische Gesundheit des Papsttums. Nach Rom zurückgekehrt, mußte es sofort gesunden.

Außer den ökonomischen Gründen, welche die Italiener damals an das Papsttum fesselten (wir haben diese Gründe bereits oben kennen gelernt), waren auch politische in gleichem Sinne tätig.

Das Erwachen des nationalen Bewußtseins hängt auf das engste mit der Entwicklung der Warenproduktion zusammen. Ist sie auf jene Höhe gediehen, auf der sie anfängt kapitalistisch zu werden, dann erfordern ihre Interessen, und vor allem die Interessen der Kapitalisten, einen nationalen, möglichst zentralisierten Staat, der den Kapitalisten den inneren, nationalen Markt sichert und ihnen genügend Platz und Bewegungsfreiheit auf dem Weltmarkt erobert. Mit voller Klarheit ist das erst im siebzehnten Jahrhundert zutage getreten, aber die Anfänge des modernen nationalen Bewußtseins reichen bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück, wo es allerdings nur dann auftrat, wenn besondere Umstände es erweckten, wo es noch lange nicht die Stärke eines selbstverständlichen Instinktes erlangt hatte.

In Italien, das so hoch entwickelt war, äußerte sich das nationale Bewußtsein zuerst. Im vierzehnten Jahrhundert bedurfte dies Land auf das dringendste einer Einigung, einer Zusammenfassung seiner Kräfte unter einer Regierung, sollten die ewigen Kriege der kleinen Stätlein untereinander aufhören, sollten Ruhe und Ordnung, die Grundlagen bürgerlichen Wohlstandes, herrschen, sollte das Land

nicht eine Beute der Fremden werden, die es denn auch tatsächlich geworden und bis ins neunzehnte Jahrhundert geblieben ist.

Die einzige Macht aber, die imstande schien, Italien seine Einheit zu geben und die Obermacht über die verschiedenen Souveräne zu erlangen, war das Papsttum. Um so dringender wurde für jeden weiterschauenden italienischen Patrioten die Rückkehr des Papstes aus Avignon.

Zu alledem gesellte sich nun noch der Niedergang Frankreichs im Kriege mit England, der des ersteren Gegnerschaft immer weniger furchtbar erscheinen ließ.

So begann man seit dem Auftauchen der Wiclifitischen Bewegung in den päpstlichen Kreisen die Rückkehr nach Rom ernstlich zu erwägen. Den ersten Versuch, von Avignon zu fliehen, machte Urban V. Trotz der Proteste Karls V. von Frankreich und der Kardinäle, die zumeist französische Kreaturen waren, schiffte er sich im Mai 1367 in Marseille ein und ging über Genua nach Rom, wo er mit Jubel empfangen wurde. Aber schon 1370 bekamen die französischen Kardinäle wieder die Oberhand, die sich in Avignon besser amüsierten (Gibbon behauptet, es sei ihnen hauptsächlich um den Burgunderwein zu tun gewesen, den sie in Italien nicht bekamen), und er kehrte nach Avignon zurück.

Den zweiten Versuch machte Gregor XI. 1376. Er blieb in Rom bis zu seinem Tode (1378). Das Volk von Rom fürchtete, daß nun die französischen Kardinäle abermals einen Franzosenfreund zum Papst wählen würden. Es erhob sich in Waffen, umringte das Konklave und zwang unter dem Rufe: „Tod oder ein italienischer Papst!“ die Kardinäle, einen Italiener zu wählen, Urban VI. Aber sobald sie konnten, entfernten sich die französischen Kardinäle aus Rom, erklärten die Wahl für erpreßt und ungültig und wählten einen neuen Papst, Klemens VII.

Dies die Entstehung der großen Kirchenspaltung, deren Gründe wir so ausführlich behandelt haben, weil sie wichtig

ist für die Geschichte des Papsttums, damit aber auch für die der ketzerischen Sekten.

Zwei Päpste auf einmal waren nichts Unerhörtes. Aber neu war es, daß beide Päpste nun einen nationalen Charakter annahmen. Der eine Papst wurde unterstützt von Frankreich und Spanien, der andere, der italienische, von Deutschland und England. Später tauchte neben diesen beiden noch ein dritter auf, den fast nur die Spanier anerkannten. Der Zerfall der katholischen Christenheit in Nationalkirchen fand also in jener Kirchenspaltung schon ein Vorspiel. Nicht um Dogmen, auch nicht um rein persönliche Bestrebungen handelte es sich hier, sondern um nationale, um politische Gegensätze.

Ein wütender Kampf der feindlichen Päpste untereinander folgte, in dem keiner derselben oder ihrer Nachfolger die Oberhand gewann. Die ganze Kirche ging aus den Fugen, damit drohte aber auch die Gesellschaft aus den Fugen zu gehen, die gerade damals durch die schärfsten Gegensätze bedroht war, wie die Jacquerie in Frankreich und die Erhebung der Bauern in England gezeigt hatten. Es galt also, dem Unfug ein Ende zu machen, die Kirche neu zu organisieren, oder, wie man sagte, sie „an Haupt und Gliedern zu reformieren". Da das Papsttum völlig unfähig dazu geworden war, mußten andere Mächte das besorgen. Eine Reihe internationaler Kongresse wurde abgehalten, sogenannte Kirchenversammlungen, auf denen aber die Delegierten der weltlichen Fürsten ebensoviel zu sagen hatten wie die Delegierten der verschiedenen kirchlichen Organisationen.

Auf dem Konzil zu Konstanz wurde 1417 der Papst Martin V., der an Stelle der verschiedenen anderen Päpste trat und mit dessen Wahl die Kirchenspaltung endete, nicht bloß von den Kardinälen gewählt, sondern von einem Kollegium, in dem neben 23 Kardinälen 30 Delegierte der fünf Nationen der Christenheit, Italiener, Deutsche, Franzosen, Spanier und Engländer saßen.

Das Papsttum, das aus diesen Konzilen hervorging, stand tief unter dem, welches einst die Hohenstaufen besiegt hatte. Die Päpste waren von da an freilich weniger dem Einfluß einer einzelnen Nation ausgesetzt, als die von Avignon, aber es war auch ihr Einfluß auf jede einzelne Nation geringer geworden. Nationalkirchen hatten sich gebildet, die den Landesfürsten unterstanden. Mit diesen mußte der Papst hinfort Herrschaft und Ausbeutung teilen, wenn er sie nicht ganz verlieren wollte; sein Anteil daran war ein begrenzter und genau bestimmt durch besondere Staatsverträge (Konkordate oder pragmatische Sanktionen).

Dies war der Fall in Frankreich, in England, in Spanien. In Italien war die römische Kirche von vornherein die Nationalkirche.

Nur das Deutsche Reich kam im Zeitalter der Konzile zu keiner Nationalkirche. Seine Zerklüftung war zu groß, als daß es die Kraft erlangt hätte, die Beherrschung und Ausbeutung der Kirche Deutschlands durch den Papst zu regeln und einzuengen. Deutschland wurde von da an vollends das Hauptobjekt für die päpstliche Herrschsucht und Habsucht und sollte es noch für ein Jahrhundert bleiben.

Ein Glied des Deutschen Reiches machte davon jedoch eine Ausnahme: das Königreich Böhmen.

2. Die sozialen Verhältnisse Böhmens vor den Hussitenkriegen.

Außer England hat vielleicht kein anderes Land im vierzehnten Jahrhundert eine so rasche ökonomische Entwicklung aufzuweisen wie Böhmen. In England wurde diese namentlich gefördert durch den Wollhandel und die glücklichen Raubzüge nach Frankreich; in Böhmen durch dessen Silberbergwerke, unter denen vor allen das Kuttenberger hervorragte, das 1237 erschlossen wurde und von da an bis ins fünfzehnte Jahrhundert das bei weitem reichste Silberbergwerk

Europas sein sollte. Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts betrug der Jahresertrag ungefähr 100000 Mark Silber (1 Mark = ½ Pfund). Auch Goldwäschereien gab es in Böhmen in verschiedenen Flüssen, so der Moldau und der Lužnic, dem Flusse, an dem Tabor liegt.* Auf diesen Bergwerken beruhte in erster Linie die rasche Machtentwicklung Böhmens in jener Zeit, auf ihr der Glanz der Regierung Ottokars II. (1253 bis 1278), des mächtigen Gegners Rudolfs von Habsburg, und Karls I. (als deutscher Kaiser Karl IV., 1346 bis 1378). Wenn dieser auf den Kaiserthron gelangte, so verdankte er es neben der päpstlichen Unterstützung hauptsächlich den Kuttenberger Silbergruben, die ihm die nötigen Mittel zum Kauf der Kurstimmen lieferten. Auf demselben, damals nichts weniger als ungewöhnlichen Wege kam die Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen Kaiser zustande.**

Dank den Erträgnissen Kuttenbergs gediehen Handel und Industrie, Künste und Wissenschaften in Böhmen, nament-

* Äneas Sylvius Piccolomini de Ortu et Historia Bohemorum, Opera omnia, Basel 1551, S. 109.

** Nach Äneas Sylvius hätte Karl damals jedem Kurfürsten 100000 Gulden zugesagt. Diese Angabe wird bestritten. Sicher ist es, daß die Kurfürsten von Köln und Trier jeder mindestens 40000 Gulden erhielten. Die Quittung des letzteren vom 12. Juli 1376 ist erhalten. Die Leute waren damals noch nicht so vorsichtig wie die Hüter des Welfenfonds. Was uns jene Zeit so barbarisch erscheinen läßt, ist überhaupt der Umstand, daß sie die Laster der Zivilisation so offen übte. Die herrschenden Klassen besaßen noch zu viel Selbstbewußtsein, als daß das Heucheln bei ihnen hätte in die Mode kommen können. Öffentlich wurden nicht nur Kurstimmen, sondern auch kirchliche Würden verkauft; der Gegner oder Konkurrent wurde auf offenem Markte niedergeschlagen, nicht etwa durch friedliche und gesetzliche Finanzspekulationen zum Ruin und Selbstmord getrieben, und die geistlichen und weltlichen Herren lebten offen mit ihren Konkubinen (Alice Parrers, die Geliebte Eduards III. von England, nahm sogar an den Verhandlungen der Obergerichte teil); besuchte ein Landesherr eine seiner „guten und getreuen Städte", dann wurden ihm die Prostituierten der Stadt entgegengeschickt, ihn feierlich zu empfangen und zu erfreuen. Das war bei unseren „ehrbaren und züchtigen Altvordern" so der Brauch.

lich in Prag, das damals zum „goldenen Prag“ wurde, das sich mit glänzenden Bauten bedeckte und wo die erste Universität innerhalb des deutschen Reichsgebiets erstand (1348). Aber auch die Kirche ging nicht leer aus. Sie hat bekanntlich einen guten Magen und auch eine feine Nase. Sie weiß, wo etwas zu holen ist, und sie weiß auch, wie sie es holen soll. Klöster und Kirchen wurden in Böhmen besonders reich, namentlich unter Kaiser Karl IV., den wir ja schon als „Pfaffenkaiser“ kennen gelernt haben.

Die Erzbischöfe von Prag „besaßen 17 große Herrschaften in Böhmen, außerdem die Herrschaft Kojetein in Mähren, Lühe in Bayern und kleinere Güter in Menge. Ihr Hofstaat wetteiferte oft mit dem königlichen an Glanz, und ein Heer von Vasallen stand ihnen zu Diensten stets bereit.“ Das Domkapitel von St. Veit in Prag umfaßte allein 300 Kleriker, „und mehr als hundert Dörfer waren entweder ganz oder zum Teil ihnen zu Benefizien angewiesen. Der Dompropst war für sich allein im Besitz der ganzen Herrschaft Wollin und von etwa zwölf kleineren Gütern“ usw. (Palacky, Geschichte von Böhmen, III, 2, S. 41.) Äneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., der sich auf Kirchenreichtum wohl verstand, schreibt in seiner „Geschichte der Böhmen“: „Ich glaube, zu unserer Zeit gab es in ganz Europa kein Land, in dem so viele, so großartige, so reich geschmückte Gotteshäuser zu finden waren wie in Böhmen. Himmelanstrebend waren die Kirchen. . . Die hohen Altäre belastet mit Gold und Silber, das die Reliquien der Heiligen einschloß, die Priestergewänder mit Perlen gestickt, die ganze Ausschmückung reich, das Geräte aufs kostbarste. . . . Und nicht nur in Städten und Märkten konnte man derlei bewundern, sondern selbst auf Dörfern.“

Je reicher aber die Kirche Böhmens, desto größer ihre Ausbeutung durch den Papst.

Neben der Kirche und dem König mit seinen Höflingen zogen die Gewerken von Kuttenberg die größten Gewinne

aus dem Lande; im vierzehnten Jahrhundert nicht mehr einfache Bergarbeiter, sondern Prager und Kuttenberger Kaufleute, Kapitalisten, welche die Knappen für sich arbeiten ließen, und welche durch den Bergsegen zu Reichtum und Ansehen gelangten.

Die Entwicklung der Warenproduktion und des Warenhandels mußte natürlich in Böhmen dieselben Erscheinungen hervorrufen wie anderswo; neben dem großen Gegensatz zwischen der päpstlichen Kirche und der Masse der Bevölkerung erstanden die Gegensätze zwischen Händlern und Konsumenten, zwischen Meistern und Gesellen, zwischen Kapitalisten und Hausindustriellen. Der Gegensatz zwischen Grundherren und Hintersassen mußte sich immer mehr verschärfen. Dazu steht nicht im Widerspruch die Tatsache, daß auch in Böhmen die allgemeine Tendenz jener Zeit auf Erhebung der Bauern aus der Leibeigenschaft und deren Ersetzung durch bloße Zinspflichtigkeit zu finden ist, eine Erscheinung, deren Gründe und Charakter wir bereits mehrfach auseinandergesetzt haben (vergleiche namentlich S. 244 ff). Um die Wende des vierzehnten zum fünfzehnten Jahrhundert hatte die Leibeigenschaft in Böhmen tatsächlich aufgehört. Aber wie in England fehlte es auch in Böhmen nicht an Versuchen der Grundherren, die Leibeigenschaft wieder einzuführen, und deren Drängen dahin wurde eine mächtige Quelle sozialer Unzufriedenheit.*

Am größten aber dürfte die Unzufriedenheit unter den Mitgliedern des niederen Adels gewesen sein, die, selbst nicht viel mehr als höhere Bauern, nur geringe Einnahmequellen und nicht die Macht der großen Barone besaßen, um aus ihren Bauern etwas Erhebliches herauszupressen, die aber mit dem Erstehen des Warenhandels und der Warenproduktion ihre altbäuerliche Bedürfnislosigkeit rasch verloren und an dem Vorbild der reichen Kaufleute und Barone ihre

* Palacky, a. a. O., II, 1, S. 34 ff.; II, 2, S. 30; III, 2, S. 38.

Ideen von „standesgemäßem Leben" bildeten. Diese Klasse verkam rasch zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Die königliche Gewalt war bereits zu stark, als daß sich ein Raubrittertum hätte entwickeln können, obwohl es mitunter an recht weitgehenden Versuchen nicht fehlte. Die Zugehörigkeit Böhmens zum Deutschen Reiche hinderte einen profitablen nationalen Krieg, und so war das böhmische Rittertum zur Deckung seiner Defizite fast ausschließlich auf den Söldnerdienst angewiesen.

Auch die böhmische Bauernschaft, wie die der meisten anderen Länder damals, lieferte zahlreiche Söldner.

Die Entwicklung des Silberbergbaues war nicht nur ein mächtiges Mittel, die Warenproduktion und den Warenhandel und damit das Aufkommen der eben erwähnten Gegensätze zu fördern, sie mußte auch eine Folge haben, welche diese Gegensätze besonders verschärfte: eine Preisrevolution.

Der Preis einer Ware ist die Menge Edelmetall — Gold oder Silber —, gegen die man sie austauschen kann. Diese Menge wird unter sonst gleichen Verhältnissen um so größer sein, je geringer der Wert des Edelmetalls, je weniger Arbeit dessen Produzierung kostet. Die Auffindung und Ausbeutung der reichen Silbergruben Böhmens muß daher für dieses Land ebenso eine Preisrevolution, ein Steigen aller Warenpreise hervorgerufen haben, wie dies zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch den Bergsegen von Sachsen und Tirol für Deutschland und von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an durch die Entdeckung und Ausbeutung der Gold- und Silberschätze Amerikas für ganz Europa bewirkt wurde. Es ist uns nicht gelungen, Zeugnisse dafür in der böhmischen Geschichte aufzufinden, aber wir können nicht daran zweifeln, daß Böhmen im vierzehnten Jahrhundert eine Preisrevolution durchzumachen hatte, wenn anders der Satz, daß unter gleichen Verhältnissen gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen, seine Richtigkeit hat.

Die verschiedenen Klassen mußten auf verschiedene Weise dadurch berührt werden; die einen wurden geschädigt, die anderen gefördert; die einen wurden davon nur gestreift, andere aufs tiefste erschüttert. Aber in jedem gesellschaftlichen Verhältnis, das durch eine Geldzahlung vermittelt wurde, mußte der soziale Gegensatz, den es enthielt, durch die Preissteigerung verschärft werden. Am meisten mußten jene Klassen darunter leiden, die auf Geldeinkommen angewiesen waren, ohne die Kraft zu besitzen, eine entsprechende Erhöhung derselben zu erzwingen: in den Städten die niederen Schichten der Lohnarbeitenden Bevölkerung, auf dem Lande der kleine Adel.

Über allen diesen sozialen Gegensätzen stand aber ein großer Gegensatz: der nationale, und wie in England floß er auch in Böhmen zusammen mit dem kirchlichen.

Im dreizehnten Jahrhundert stand Böhmen ökonomisch noch sehr weit zurück. Seine westlichen deutschen Nachbarn waren ihm in der gesellschaftlichen Entwicklung weit vorausgeeilt. Der glänzende Aufschwung, den Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft seit der Entwicklung der Kuttenberger Gruben in Böhmen nahmen, wurde nur dadurch möglich, daß die böhmischen Fürsten deutsche Einwanderer heranzogen. Gerade die beiden Lieblingsmonarchen der böhmischen Patrioten, Ottokar II. und Karl I. (bezw. IV.), haben in dieser Beziehung am meisten geleistet, deutsche Bauern, deutsche Handwerker und Kaufleute, deutsche Künstler und Gelehrte zur Einwanderung veranlaßt.

Vor allem Kuttenberg war eine rein deutsche Stadt — ebenso andere Bergstädte, zum Beispiel Deutschbrod und Iglau.* Daneben aber wurden zahlreiche andere Städte

* Seitdem das alte Bergwerk in Iglau durch Deutsche neu gehoben und das von Kuttenberg entdeckt worden war, „nahmen," wie ein alter Chronist erzählt, „in Böhmen die Deutschen zu. Durch sie erlangte der König (Ottokar II.) ungeheure Schätze aus den Gold- und Silbergruben — ganze Türme voll Gold und Silber soll er gesammelt haben." (Bei Palacky, a. a. O., II, 1, S. 158.)

von Deutschen entweder neu gegründet oder so stark besetzt, daß überall der Rat in ihre Hände geriet, um so mehr, als sie die wohlhabenden Schichten, Kaufleute und vornehmere Handwerke, repräsentierten. Die geringeren Handwerker und die Masse der Tagelöhner und des sonstigen niederen Volkes in den Städten waren eingeborene Tschechen.*

Auch die Prager Universität befand sich in den Händen der Deutschen. Nach dem Muster der Pariser Universität eingerichtet, zerfiel sie in vier Nationen. Die Universität bildete eine sich selbst verwaltende Genossenschaft, und jede der Nationen hatte bei ihrer Verwaltung eine Stimme. Aber während in Paris die Franzosen tatsächlich drei Stimmen besaßen, denn die vier Nationen waren die französische, die picardische, die normännische und die englische, besaßen in Prag die Böhmen nur eine Stimme; die Universität zerfiel in die böhmische, bayerische, sächsische und polnische Nation, welch letztere auch meistens aus Deutschen (Schlesiern usw.) bestand. Das war aber nicht ohne Bedeutung. Eine Universität war in jenen Zeiten eine wissenschaftliche und politische Macht ersten Ranges, von gleicher Bedeutung wie heute Presse und Hochschulen zusammengenommen.** Auch äußerlich war sie eine mächtige Organisation. Die Universitätsgebäude mit den Wohnungen der

* Palacky nennt uns die vornehmsten Bürgerfamilien Prags aus jener Zeit; sie waren, wie ihre Namen verraten, fast lauter Deutsche: Stuck, Wolflin, Wolfram, Tausendmark, zu den Hähnen, vom Stein, Pirkner, Tafelrung, Kornbühl, Oertel usw. A. a. O., II, 2, S. 24.

** Konst. Höfler, der Geschichtschreiber der Päpste von Avignon, sagte einmal, die Universität von Paris sei zeitweise mächtiger gewesen als der König von Frankreich. Auf dieser ihrer Macht beruhte es, daß sie gelegentlich mit Papst und König in Konflikte kommen und diese glücklich ausfechten konnte, und nicht auf einem mittelalterlichen Prinzip der „Freiheit der Wissenschaft", wie Lassalle meint. (Die Wissenschaft und die Arbeiter, Lassalles Reden und Schriften, Ausgabe von Bernstein, II, S. 65 ff.) Von dieser „Freiheit der Wissenschaft" war schon auf den mittelalterlichen Universitäten nichts zu merken. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben war die Ketzerriecherei.

Professoren und Schüler bildeten in Prag wie in Paris einen eigenen Stadtteil, der wahrscheinlich sogar eine besondere Ummauerung besaß,* und die Zahl der Studierenden belief sich noch zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts auf viele Tausende.

Nach Angaben aus dem Jahre 1408 befanden sich in Prag 200 Doktoren und Magister, 500 Bakkalare und 36000 Studenten. Soviel davon Übertreibung sein mag, auf jeden Fall bildeten die Studenten eine ansehnliche Zahl. Als 1409 die deutschen Studenten Prag verließen, da wanderten, wie Aneas Sylvius in seiner „Geschichte der Böhmen" berichtet, an einem Tage 2000 aus. 3000 folgten einige Tage später und gründeten die Universität Leipzig. Als sicher kann man annehmen, daß die Gesamtzahl der Studierenden an der Universität damals nicht unter 10000 betrug.**

Mit der Universität waren aber auch zahlreiche Stiftungen verbunden, Schenkungen an Gütern und Gebäuden zur Nutznießung der Professoren und ärmerer Studenten — staatliche Gehalte und Stipendien gab es damals nicht. All der Reichtum, alle die Macht der Universität war in den Händen der Deutschen. Bitter klagten die tschechischen Magister, daß sie als Landschulmeister hungern müßten, indes ihre deutschen Kollegen alle fetten Posten an der Universität einnähmen; und wenn die Interessen der tschechischen Nation mit denen der deutschen kollidierten, stand die Universität stets auf Seite der letzteren.

Und zu dem allen kam noch, daß auch die Kirche ein Ausbeutungsinstitut zugunsten der Deutschen geworden war. Die ärmlichen Pfarrstellen freilich überließ man den Tschechen.

---

* Maurer, Städteverfassung, II, S. 37.

** Manche Autoren geben geradezu unglaubliche Zahlen an. So berichtet Falkenstein in seiner „Historie von Erffurth", S. 290 (zitiert bei Ullmann, Reformatoren usw., I, S. 246): „Da zogen 40000 Studenten (von Prag) weg und kamen auf einmal 20000 in Leibzügen (Leipzig) an.„

Aber die Klöster waren vornehmlich in den Händen der Deutschen und ebenso die höheren Stellen der Weltgeistlichkeit. Die Prager Domherren zum Beispiel, von denen wir oben gesprochen, waren meist Deutsche. Der Prager Erzbischof, unter dem die Hussitische Rebellion losbrach, Konrad von Vechta, war „ein fanatischer Deutscher aus dem finsterſten Winkel des Münsterlandes". (Schlosser.)

So traf die Masse der Nation — die niederen Klassen der Städte, der niedere Klerus, die ganze Landbevölkerung, Bauern, Ritter und Herren — überall auf den Deutschen als Ausbeuter oder als Konkurrenten in der Ausbeutung. Der Kampf gegen die kirchliche Ausbeutung auf der einen Seite, das Verlangen nach den Kirchengütern auf der anderen Seite floß zusammen mit dem Kampf gegen die deutsche Ausbeutung, mit dem Verlangen nach den Reichtümern der Deutschen.

Auch in Böhmen erstand daher im vierzehnten Jahrhundert ein nationales Empfinden. Aber in seinen Anfängen nimmt dies Empfinden in jedem Lande, je nach den besonderen Verhältnissen, die es hervorgerufen, die verschiedensten Formen an; in Italien und Deutschland entsprang es vor allem dem Sehnen nach staatlicher Einigung der Nation, es führte bei den Patrioten in jenem Lande zum Kultus des Papsttums, in diesem zur Schwärmerei für ein starkes Kaisertum; in Frankreich und England war das nationale Empfinden vornehmlich Haß gegen die feindliche Nation; in Böhmen dagegen trat es auf als eine besondere Art des Klassenhasses.

Seinen drastischsten Ausdruck hat dieser vielleicht in einer Druckschrift erhalten, die wohl erst nach dem Hussitenkrieg erschien (1437), die aber den Geist, der in der Hussitischen Bewegung waltete, treu anzeigt, „Kratké sebráni Kronik českych k wýstraze wěrnich Čechůw" (Kurze Zusammenfassung der böhmischen Chroniken zur Warnung treuer Böhmen.) „Die Böhmen," heißt es da, „sollten sehr auf ihrer Hut sein und mit allem Eifer vorsorgen, daß sie nicht

unter die Herrschaft der Deutschen kämen; denn wie die böhmischen Chroniken dartun, ist jene Nation die furchtbarste Gegnerin der Böhmen und Slawen." Dies wird nun mit Berufung auf die tschechischen Chroniken weiter ausgeführt. Auch Kaiser Karl IV. hat „wohl Böhmen gehoben, die Stadt Prag erweitert und die Wissenschaft und anderes dort verbreitet, aber auch überall im Lande die Deutschen begünstigt. Wer waren in allen königlichen Städten Böhmens die Bürgermeister und Ratsherren? Deutsche. Wer die Richter? Deutsche. Wo predigte man den Deutschen? In den Hauptkirchen. Wo den Böhmen? Auf den Kirchhöfen und in Häusern. Und dies ist ein sicherer Beweis, daß er mit Deutschen, von denen er selbst abstammte, Böhmen besetzen und die Böhmen allmählich ausrotten wollte, so wie man unter ihm anfing, die Klagen auf den Rathäusern nicht in böhmischer, sondern in deutscher Sprache anhören zu wollen" usw.*

In welcher Weise dieser nationale Gegensatz mit dem kirchlichen zusammenfloß, ist nach dem Gesagten einleuchtend. Die Deutschen besaßen die beste Anwartschaft auf die fetten Posten im Weltklerus, in den Klöstern, auf der Universität, damals einer wesentlich theologischen Anstalt. Hatten die Tschechen alle Ursache, der Ausbeutung durch die Kirche einen Damm entgegenzusetzen und nach den Gütern der Kirche zu begehren, so hatten die Deutschen alle Ursache, derartigen Bestrebungen entgegenzutreten. Die Bestrebungen nach einer Kirchenreformation, die im vierzehnten Jahrhundert überall auftauchten, mußten bei den Tschechen einen fruchtbaren Boden finden; um so entschiedener mußten sie von den Deutschböhmen zurückgewiesen werden.

Das ist die Atmosphäre, in der jene dem Papst und den Deutschen feindliche Bewegung erwuchs, die nach dem Namen ihres vornehmsten literarischen Vertreters, Johannes Hus, die Hussitische genannt worden ist.

---

* Bei Palacky, a. a. O., III, 3, S. 292, 293.

3. Beginn der hussitischen Bewegung.

Die wichtigsten ihrer Argumentationen und Forderungen hat die Hussitische Bewegung in ihren Anfängen der Wiclifitischen entlehnt. Sobald die Lehren des englischen Reformators nach Böhmen gelangten, wurden sie mit Eifer ergriffen und verbreitet. Hus lehnte sich eng an Wiclif an. Es ist jedoch sehr übertrieben, wenn man behauptet, die Wiclifitische Lehre habe die Hussitische Bewegung erzeugt. Sie hat dieser höchst verwendbare Argumente geliefert, hat die Formulierung der Forderungen, die letztere aufstellte, beeinflußt, aber Grund, Kraft und Ziel der Bewegung wurzelten tief in den Verhältnissen; sie war keine importierte, sondern eine ganz ursprüngliche. Sie fand Ausdruck schon unter Karl IV., in Milič von Kremsier und Matthias von Janow, ehe noch die Wiclifitischen Schriften nach Böhmen gekommen waren, was erst in den letzten Lebensjahren des Pfarrers von Lutterworth (um 1380) der Fall war.

Karl IV. Sohn Wenzel (als böhmischer König der vierte seines Namens, regierte 1378 bis 1419) suchte soviel als möglich zwischen den Gegensätzen zu vermitteln. Da ihm die deutsche Krone sehr gleichgültig, ja wegen ihrer Machtlosigkeit fast widerlich war, brauchte er nicht ein Pfaffenkaiser zu sein wie sein Vater. Er suchte die Kirche seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen, und darin berührte er sich mit den Bestrebungen der tschechischen Patrioten und Kirchenreformer. Aber er mußte auch erkennen, daß auf den Deutschen die ökonomische Blüte Böhmens und damit zum großen Teil seine eigene Macht beruhte. Er begünstigte die tschechischen Bestrebungen, aber er wünschte nicht, daß die Deutschen dadurch geschädigt würden. Dieser widerspruchsvollen Situation ist zum großen Teil das Schwankende der Wenzelschen Regierung zuzuschreiben, die heute die Tschechen und die Reformfreunde begünstigte, zum Beispiel in der Frage der

Universität, um sie morgen wieder zurückzudrängen, was ihm freilich nicht immer gelang.

Das Deutschtum nahm unter ihm an Macht und Ansehen stetig ab, aber seiner schwankenden und widerspruchsvollen, oft launenhaften Politik gelang es doch, fast bis zu seinem Lebensende ein gewaltsames Aufeinanderplatzen der Gegensätze zu hindern.

Zur gewaltsamen Explosion kam es erst, als auswärtige Mächte in die böhmischen Verhältnisse eingriffen, die an Stelle der Schaukelpolitik und der Kompromisse die Politik der starken Hand bevorzugten und durch den Versuch, den Brand mit einem kräftigen Fußtritt auszutreten, das ganze Haus in hellen Flammen aufgehen ließen.

Der vornehmste literarische Repräsentant der antipäpstlichen und antideutschen Bewegung, Johannes Hus, seit 1398 Professor an der Prager Universität, später, seit 1402, Pfarrer an der Bethlehemskapelle, erfreute sich der Gunst Wenzels, der ihn zum Beichtvater der Königin Sophie machte. Die Universität, in den Händen der Deutschen, wandte sich zuerst gegen Hus und Wiclif, dessen Lehren Hus verbreitete. Sie bezeichnete 45 Wiclifitische Sätze als Ketzerei. Der Universitätsstreit wurde immer mehr zu einem nationalen, in dem die Tschechen und Reformfreunde majorisiert wurden. Schließlich griff Wenzel ein, 1409, und gab der böhmischen Nation an der Universität drei Stimmen, den übrigen zusammen nur eine. Daraufhin wanderte die Mehrheit der deutschen Professoren und Studenten aus. Die Universität jedoch erklärte sich nun für Hus und machte ihn zu ihrem Rektor.

Aber jetzt bekam es dieser mit dem Erzbischof von Prag, ja schließlich mit dem Papst selbst zu tun. Der Kampf wurde immer heftiger, die Kluft zwischen Huß und der Kirche immer größer. Besonders akut wurde der Konflikt, als der Papst Johann XXIII. 1411 wieder einmal einen Ablaßhandel veranstaltete, da er Geld brauchte. 1412 wurde der

Ablaß auch in Prag feilgeboten. Auf das heftigste wendete sich Hus dagegen und gegen den ausbeutenden Papst, den er als den Antichrist denunzierte. Es kam zu gewaltsamen Zusammenstößen in Prag zwischen den hussitischen Tschechen, welche die päpstlichen Bullen verbrannten und die Geistlichkeit bedrohten, und den katholischen Deutschen.

Schon damals schien es, als sollten sich die schroffen Gegensätze in offenem Kampfe messen. Indessen wußte Wenzel mit brutaler Neutralität noch einmal den Frieden zu bewahren. Er wies Hus aus Prag aus (Dezember 1412), bald darauf aber bereitete er vier päpstlich gesinnten Theologen das gleiche Schicksal. Und gleichzeitig brach er die Vorherrschaft der Deutschen in Prag, indem er bestimmte (21. Oktober 1413), daß künftig die Hälfte der Ratsherren aus Tschechen zu bestehen habe.

Im Jahre 1414 trat in Konstanz die große Kirchenversammlung zusammen, von der wir schon gesprochen haben. Ihre Aufgabe war, die päpstliche Kirche neu zu einigen und zu organisieren. Dazu gehörte nicht bloß die Beseitigung der bestehenden drei Päpste und die Einsetzung eines neuen, sondern auch die Unterdrückung der böhmischen Ketzerei. Sigismund, Wenzels Bruder, seit 1410 deutscher Kaiser (Wenzel war schon 1400 von den deutschen Kurfürsten abgesetzt worden) und voraussichtlicher Erbe Wenzels in Böhmen, hatte an der Unterdrückung des Hussitismus besonderes Interesse, denn dieser drohte mit dem Abfall Böhmens nicht bloß von der Kirche, sondern auch vom Reich.

Hus wurde vor das Konzil geladen. Voller Zuversicht trat er die Reise nach Konstanz an (Oktober 1414). Er vertraute nicht auf den Geleitsbrief, den König Sigismund ihm ausstellte, sondern vor allem auf seine gute Sache. Wie so viele Ideologen vor ihm und nach ihm sah er nur Meinungsverschiedenheiten und Mißverständnisse, wo tiefe unüberbrückbare Gegensätze vorhanden waren. Waren die Mißverständnisse aufgehellt, die irrigen Meinungen wider-

legt, dann mußte sich die siegreiche Kraft seiner Ideen offenbaren. Aber es gelang ihm nicht, die frommen Väter zu überzeugen, weder von der Notwendigkeit der apostolischen Armut für die Nachfolger Christi, noch auch davon, daß ein geistlicher oder weltlicher Herrscher, selbst ein Papst oder ein König, aufhöre, rechtmäßig zu sein, wenn er sich einer Todsünde schuldig mache.

Dieser demokratische Grundsatz verschnupfte auch Sigismund gewaltig.

Daß die Böhmen sich mit Macht für Hus erhoben, vor allem der Adel, bezeugte nur die Gefährlichkeit des Mannes, für den sie eintraten, und war für das Konzil ein Grund mehr, ihn unschädlich zu machen. Nachdem es vergeblich versucht hatte, Hus durch lange Kerkerhaft und Drohungen zum Widerruf zu bewegen, verdammte es am 6. Juli 1415 ihn und seine Lehren und übergab ihn dem weltlichen Richter. Sigismund war charakterlos genug, sein Wort zu brechen und Hus, trotz des gegebenen freien Geleits, dem Flammentode zu übergeben.

Damit waren die Böhmen vor die Alternative gestellt: Rebellion oder Unterwerfung. Sie wählten erstere.

Schon während des Prozesses gegen Hus waren einige entschiedenere seiner Anhänger daran gegangen, sich offen von der Kirche loszusagen. Sie nahmen die Forderung, die schon Matthias von Janow gestellt hatte, wieder auf, man solle das heilige Abendmahl dem Volke unter beiderlei Gestalten erteilen. In der katholischen Kirche war es Gebrauch geworden, den Laien beim Abendmahl nicht Brot und Wein, sondern bloß Brot darzureichen. Der Gebrauch des Kelches wurde den Priestern vorbehalten. Es entsprach ganz einer Lehre, welche die Privilegien der Priesterschaft aufheben wollte, daß sie sich auch gegen das äußere Zeichen dieser privilegierten Stellung aussprach. Der Kelch, der Laienkelch, wurde von da an das Symbol der Hussiten. Nach der herkömmlichen populären Geschichtsdarstellung hätte es

sich in dem riesenhaften Ringen der Hussitenkriege im wesentlichen um nichts anderes gehandelt als um die Frage, ob das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu genießen sei oder nicht, und die „aufgeklärten Köpfe" unterlassen nicht, in diesem Zusammenhang mit Genugtuung darauf hinzuweisen, wie beschränkt doch die Leute zu jener Zeit gewesen seien und wie helle dagegen die Freidenker unserer Zeit.

Aber diese Darstellung der Hussitischen Bewegungen ist ungefähr ebenso weise und begründet, als es eine geschichtliche Darstellung in einem der späteren Jahrhunderte über die Revolutionskämpfe unserer Zeit wäre, in welcher ausgeführt würde, die Menschen seien im neunzehnten Jahrhundert noch so unwissend gewesen, gewissen Farben eine abergläubische Bedeutung beizulegen, so daß die blutigsten Kämpfe darüber entstanden seien, ob die Farben Frankreichs weiß oder blauweißrot oder rot sein sollten, die Ungarns schwarzgelb oder rotweißgrün, daß in Deutschland eine Zeitlang jeder Träger eines schwarzrotgoldenen Bandes zu schweren Kerkerstrafen verurteilt worden sei usw.

Was die verschiedenen Flaggen heutzutage für die verschiedenen Nationen und Parteien, das war der Kelch für die Hussiten: ihr Feldzeichen, um das sie sich scharten, das sie bis zum äußersten verteidigten, aber nicht ihr Kampfobjekt.

Und nicht anders steht es mit den verschiedenen Formen des Abendmahls, die in der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts zutage getreten sind.

Nachdem Johannes Hus hingerichtet worden, griff in Böhmen die Lossagung vom katholischen Kirchenverband, deren Symbol die Annahme des Laienkelchs war, rasch um sich. Das Eis war gebrochen, und bald zog man auch die praktischen Konsequenzen der Lossagung, jene Konsequenzen, denen im Grunde der ganze Konflikt galt. In Prag begannen sich zeitweise die Massen des niederen Volkes zu erheben, nicht immer zu bloßen Demonstrationen, mitunter auch zur Verjagung von Weltgeistlichen und Mönchen, zur

Plünderung von Kirchen und Klöstern. Am besten aber nutzten die Adligen die Gelegenheit aus. Nicht umsonst waren sie die eifrigsten Bekenner der Hussitischen Lehre geworden. Um Hussens Tod zu rächen, sandten sie nun — natürlich aus purem Glaubenseifer — Bischöfen und Klöstern ihre Fehdebriefe und fingen an, sich die Kirchengüter anzueignen, wo sie nur konnten.

Wenzel stand dem Sturm machtlos gegenüber. Vergebens suchten ihn der Papst und Sigismund zu energischem Vorgehen gegen die Rebellen anzustacheln. Wenzel hielt es für das Klügste, zu tun, als merke er nichts. Schließlich kam es so weit, daß Sigismund seinen Bruder mit Krieg bedrohte, wenn dieser gegen den Hussitischen Unfug nicht einschreite. Diese Drohung wirkte. Wenzel wandte sich gegen die Hussiten und versuchte die vertriebenen Geistlichen wieder zurückzuführen. Darüber kam es in Prag zu einem Aufruhr, in dem die niederen Volksmassen, geführt von Johann Žižka (sprich Schischka, das Sch weich), die Stadt eroberten (30. Juli 1419).

Als Wenzel, der sich vor dem drohenden Sturme auf seine Burg Wenzelstein geflüchtet hatte, die Nachricht davon erhielt, geriet er in grenzenlose Wut. Diese soll die Veranlassung des Schlagflusses gewesen sein, der ihn damals traf und an dem er wenige Tage später starb.

Böhmen war ohne König der Hussitischen Ketzerei preisgegeben.

4. Die Parteien innerhalb der hussitischen Bewegung.

Solange die Ketzerei in Böhmen eine unterdrückte Lehre gewesen, waren nur ihre nationalen und kirchlichen Seiten zum Vorschein gekommen; der nationale und kirchliche Gegner war für die verschiedenen Klassen der Masse der Bevölkerung derselbe gewesen; die gemeinsame Feindschaft hatte sie vereinigt.

Nun war der gemeinsame Feind im Lande zurückgedrängt, „das reine Wort Gottes“ war siegreich, und da zeigte sich's, daß dieses Wort, obwohl es für alle gleich lautete, doch von den verschiedenen Klassen, ihren verschiedenen Interessen gemäß, gar verschieden und sehr gegensätzlich aufgefaßt wurde.

Im allgemeinen bildeten sich zwei große Richtungen im Hussitismus. Jede derselben fand ihren Mittelpunkt in einer Stadt, und ebenso auch die spärlichen Reste des Katholizismus in Böhmen. Diese drei Städte waren Prag, Tabor und Kuttenberg.

Die deutschen Gewerken und Bergleute von Kuttenberg, damals nächst Prag der größten und mächtigsten Stadt Böhmens, hatten alle Ursache, katholisch zu bleiben. Niemand hatte bei einem Siege der Hussiten mehr zu verlieren als sie. Dementsprechend äußerte sich damals der Katholizismus nirgends so fanatisch wie unter ihnen. Jeden Hussiten, der in ihre Gewalt geriet, ließen sie hinrichten, und sie bekamen ihrer genug. Die Böhmen behaupteten sogar, die Kuttenberger hätten ein Fanggeld auf Hussiten ausgesetzt, ein Schock Prager Groschen für einen gewöhnlichen Ketzer und fünf Schock für einen ketzerischen Priester.

Außer Kuttenberg gab es noch einige wenige Städte, in denen es den Deutschen gelang, sich zu behaupten, die daher der katholischen Sache treu blieben. Die meisten dieser Städte fielen im Verlauf der Hussitenkriege in die Hände der Hussiten und wurden von diesen tschechisiert, ebenso auch Kuttenberg selbst. Nachdem dies für die katholische Sache endgültig verloren gegangen war (1422), ging der Schwerpunkt der katholischen Partei auf Pilsen über.

Neben diesen paar Städten blieb noch ein kleiner Teil des Adels dem alten Glauben treu, teils weil er an einem königlichen Hofe bessere Geschäfte zu machen hoffte, teils aus Abneigung vor der demokratischen Richtung, die sich im Hussitismus entwickelte.

Die Mehrzahl der Adligen hielt aber fest zu der Hussitischen Sache; die Kirchengüter, die sie verschluckt, zwangen sie dazu. Ihr Ideal, namentlich das des hohen Adels, war eine aristokratische Republik mit einem Schattenkönig an der Spitze. Da Sigismund dazu nicht zu gebrauchen war, suchten sie einen Ersatzmann in Polen und Litauen. Doch hatte kein angesehener Fürst Lust, sich in das Wespennest zu setzen.

Auf Seite der aristokratischen Partei standen meist auch die Prager. Wohl hatten dort in einer Reihe von Aufständen die niederen Volksklassen das Heft in die Hände bekommen, nachdem sie die deutschen Geistlichen und Patrizier vertrieben hatten. Neben den Rat trat jetzt die Versammlung der großen Gemeinde, in der jeder das Stimmrecht hatte, der in der Stadt einen selbständigen Nahrungszweig betrieb. Die Ratsherren wurden wahrscheinlich von ihr gewählt.

Aber bald bildete sich ein neues, höheres Bürgertum in Prag. Diese mächtige Stadt hatte natürlich die Gelegenheit benutzt, ebenso wie die Adligen Kirchengut an sich zu reißen. Der Raub war so bedeutend, daß er längere Zeit ein großes Zankobjekt zwischen den beiden Gemeinden bildete, aus denen Prag bestand, der Alt- und Neustadt. Dergleichen konfisziertes Gut, das verkauft, verteilt, verschleudert wurde, dazu die Beute aus den Kirchen und Klöstern, wurde für spekulative Köpfe jedenfalls eine gute Grundlage, sich aus der Masse emporzuschwingen. Nach der Eroberung Kuttenbergs fiel die Ausbeutung seiner Bergwerke den Pragern zu, deren Haupteinnahmequelle sie wurden. Auch das mußte das Aufkommen schlauer Spekulanten begünstigen. So bildete sich ein neues, tschechisches Patriziat, das bald wieder mit dem Adel sympathisierte und die Herrschaft der „großen Gemeinde“ ungern ertrug.

Aber auch unter den Handwerkern und selbst in den niedersten Volksklassen Prags mußten bald aristokratische

Sympathien erstehen. Denn diese Stadt war Luxusstadt. Ihre Industrie und ihr Handel gediehen, weil der Hof und die hohen Herren dort verpraßten, was sie dem ganzen Lande ausgesaugt. So wie die Römer sich immer wieder nach einem Papste sehnten, auch wenn sie ihn selbst vertrieben hatten, so begannen die Prager ein Königtum und einen ausbeutenden Adel für höchst notwendige Erfordernisse der Gesellschaft zu halten. Die demokratischen Elemente in der Gemeinde wurden immer schwächer, die aristokratischen stärker. Aufstände, Intrigen, auswärtiges Eingreifen verstärkten einmal das eine, einmal das andere dieser Elemente, aber Prag war stets als Freundin der Demokraten eine unzuverlässige Freundin, als deren Feindin eine sehr entschiedene Feindin, und in den letzten Hussitenkriegen war es ausschließlich letzteres.

Die Prager und der Hussitische Adel — vornehmlich der hohe — bildeten zusammen die „gemäßigte Partei" — wahrscheinlich so genannt, weil sie am maßlosesten Kirchengut konfisziert hatten —, die Partei der Calixtiner oder Utraquisten.*

Ihnen trat eine andere Richtung entgegen, die man ihrer Zusammensetzung und ihren allgemeinen Tendenzen nach wohl als eine demokratische bezeichnen kann.

Ihre zahlreichsten Anhänger fand sie unter den Bauern. Die Bauernschaft war bei weitem die größte Volksklasse im Lande.

Die hussitische Revolution brachte den Gegensatz zwischen ihr und den Grundherren zum hellen Ausbruch. Den Adligen nutzte das konfiszierte Kirchenland nichts ohne die Kirchenleute, die ihnen zinsten und frondeten. Diese aber hatten sich nicht gegen die Kirche erhoben, um den einen Herrn mit einem anderen, noch strengeren zu vertauschen. Freie Bauern,

* Calixtiner, vom lateinischen Calix, der Kelch; Utraquisten, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalten, lateinisch sub utraque specie, einnahmen.

freie Eigentümer wollten sie sein. Und wie sie, auch die anderen Bauern. Die Revolution von oben mußte die von unten wachrufen. Alle Schranken waren weggerissen, die bisher noch einigermaßen den gewaltsamen Zusammenstoß der feindlichen Klassen gehindert hatten; das Herkommen war über den Haufen geworfen, das Ausbeuter und Ausgebeutete festen Regeln unterworfen; das Königtum beseitigt, das Barone und Bauern einigermaßen gebändigt hatte. Die Bauern fühlten es, wenn es ihnen jetzt nicht gelang, ein Regiment des Adels unmöglich zu machen, seine Macht völlig zu brechen, dann verfielen sie seiner unbeschränkten Herrschaft. Sie hatten jetzt nur die Wahl zwischen völliger Freiheit und völliger Leibeigenschaft.

Mit den Bauern zusammen gingen die Kleinbürger und Proletarier, zum Teil in Prag, wie wir gesehen, namentlich aber in jenen Kleinstädten, in denen es ihnen gelang, mit der deutschen „Ehrbarkeit", dem höheren Bürgertum aufzuräumen. Jede dieser Städte stand hinter Prag weit an Macht zurück. Sie waren nicht wie die Hauptstadt imstande, sich vereinzelt der Übermacht der Barone zu erwehren, deren Ausbeutungsgier keine Grenzen kannte. So wie die Ohnmacht des Königtums in Deutschland die Städte schon früher gezwungen hatte, sich in Bündnissen zu vereinigen, um sich des räuberischen Adels zu erwehren, so taten es jetzt die böhmischen Kleinstädte — mit Ausnahme der wenigen, die katholisch blieben.

Der niedere Adel, der ökonomisch eine Mittelstellung zwischen den Bauern und dem höheren Adel einnahm, ähnlich wie heute das Kleinbürgertum zwischen der Kapitalistenklasse und dem Proletariat steht, benahm sich ebenso schwankend und unzuverlässig wie heute die Masse des Kleinbürgertums. Die niederen Adligen, kaum mehr als größere freie Bauern, hatten auf jeder Seite etwas zu verlieren, etwas zu gewinnen. Die Befreiung der Bauern drohte ihnen mit weiterer Schmälerung ihrer Einkommen aus Zinsen und Fronden;

aber die Niederschlagung des hohen Adels befreite sie von gefährlichen Konkurrenten und Gegnern, die sie immer mehr herabdrückten; eine Plünderung des hohen Adels mußte den Rittern ebenso erwünscht sein wie den Bauern. Ein Teil des niederen Adels schloß sich der aristokratischen Partei an, ein Teil der demokratischen, der größte Teil schwankte hin und her und neigte sich dorthin, wo im Moment Sieg und Beute lockte.

Unter den Rittern, die der demokratischen Partei unverbrüchlich treu blieben, ragt vor allem hervor der schon genannte Zizka von Trocnow (sprich Trotznow), der als Söldner gegen die Polen, die Türken und, im englischen Dienste, gegen die Franzosen gekämpft hatte. Er stellte seine Kriegserfahrungen den Demokraten zur Verfügung und wurde ihr bekanntester und gefürchtetster Führer. Aber so fest er auch zu ihnen hielt, er stand zu ihnen als Soldat, weil sie eine Armee bildeten, die ihresgleichen nicht hatte — wir kommen gleich darauf zu sprechen —, nicht als Politiker. Als Politiker nahm er eine Mittelstellung zwischen ihnen und den Calixtinern ein, wie viele andere Ritter und ein großer Teil des Prager Kleinbürgertums.

Nach seinem Tode trennten sich seine besonderen Anhänger von den Demokraten und bildeten eine eigene Mittelpartei, die der „Waisen" — so nannten sie sich, weil sie ihren Vater Zizka verloren hatten.

Die Demokraten dagegen hießen die Taboriten, nach ihrem politischen und militärischen Mittelpunkt, der kommunistischen Stadt Tabor. Die Kommunisten wurden die Vorkämpfer der demokratischen Bewegung.

5. Die Kommunisten in Tabor.

Wie anderswo mußten sich auch in Böhmen mit der Entwicklung der Warenproduktion und des Warenhandels kommunistische Ideen bilden. Die Ausbreitung der Wollen-

weberei im vierzehnten Jahrhundert, die in den böhmischen Landen zuerst in Prag, Iglau und Pilsen auftritt, dürfte die Bildung und Verbreitung dieser Ideen besonders gefördert haben.

Schon 1337 finden wir in Prag Tuchknappen, die selbständig ganze Tuche verfertigen. Es müssen also schon größere Unternehmer bestanden haben, die Gesellen als Hausindustrielle beschäftigten. (Hildebrand, Zur Geschichte der deutschen Wollenindustrie, a. a. O., S. 104.)

Auch Einwirkungen von außen im Sinne der kommunistischen Ideen fehlten nicht. Begharden fanden sich in Böhmen ein (dort Picarden genannt). Die Einwanderung deutscher Handwerker, die durch die böhmischen Könige begünstigt wurde, dürfte nicht ohne Einfluß auf das Eindringen des Beghardentums gewesen sein.

Waldenser sollen schon zur Zeit der ersten Verfolgungen aus Südfrankreich nach Böhmen geflohen sein und dort eine Zufluchtsstätte gefunden haben, wo sie sich verborgen hielten und ihre Lehre verbreiteten.*

Als der Gegensatz zwischen Böhmen und der päpstlichen Kirche sich entwickelte und Gegner der letzteren in Böhmen nicht nur geduldet, sondern sogar begünstigt wurden, da erhob natürlich auch die kommunistische Ketzerei ihr Haupt, und die verfolgten Kommunisten aus den umliegenden Ländern suchten in Böhmen ihr Heil. Der Kommunismus konnte sich um so leichter entwickeln, als er sich in den Argumentationen, ja vielfach auch in den Forderungen äußerlich mit den anderen ketzerischen Richtungen begegnete: sie alle wollten die Rückkehr zum Urchristentum, die Wiederherstellung der reinen Lehre; über deren Auslegung fing man erst später zu streiten an.

Die Kriegserklärung von Kirche und Reich an Böhmen durch die Verbrennung des Johannes Hus führte zum Um-

* F. Bender, Geschichte der Waldenser, S. 46 ff.

sturz der überkommenen Eigentums- und Gesellschaftsordnung durch Konfiskation und Plünderung der Kirchengüter. Das war die richtige Zeit für die kommunistischen Sekten. Offen erhoben sie nun ihr Haupt. Geheim und wenig erkannt hatten diese Sekten bis dahin ihr Dasein gefristet, und nur von Zeit zu Zeit hatte der Verrat eines Genossen der Welt von ihrer Existenz Kunde gegeben.* Aber welche verhältnismäßig große Ausdehnung sie gewonnen hatten, zeigte sich jetzt, als sie offen auftreten konnten.

In Prag freilich waren die Kommunisten zu schwach oder ihre Gegner zu stark, als daß jene sich hätten frei entfalten können. Anders dagegen in den kleineren Städten.

Das tausendjährige Reich Christi sei nun gekommen, verkündeten die kommunistischen Prediger; Prag werde wie Sodom von Himmelsflammen verzehrt werden, aber in einer Reihe anderer Städte würden die Gerechten Schutz und Heil finden. Christus werde in seiner Herrlichkeit niedersteigen und ein Reich gründen, in dem es weder Herren noch Knechte, weder Sünde noch Not, auch keine anderen Gesetze als die des freien Geistes geben werde. Die dann Überlebenden, in den Stand paradiesischer Unschuld zurückversetzt, würden keine körperlichen Leiden und Bedürfnisse mehr kennen, auch der Kirchensakramente zu ihrer Heiligung nicht bedürfen.**

---

* Aus den Tälern Piemonts, wo Waldensergemeinden sich noch behaupteten, kamen gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts (Bender, Geschichte der Waldenser, S. 47, dem wir die Mitteilung entnehmen, gibt kein näheres Datum an, aber es war wohl noch unter Karl IV.) zwei Prediger nach Böhmen zu den Waldensern dieses Landes. Die beiden Italiener erwiesen sich als Verräter, sie entdeckten der katholischen Geistlichkeit die Orte, wo die Waldenser sich zu versammeln pflegten, und veranlaßten dadurch eine schwere Verfolgung ihrer Genossen.

** Palacky, a. a. O., III, 2, S. 81. Die Hauptquelle, aus der Palacky seine Mitteilungen über den taboritischen Kommunismus schöpfte, ist J. Přibrams leider nur im Manuskript vorhandene Streitschrift gegen die Taboritenpriester: „Proti kněžim Táborským" vom Jahre 1429.

In verschiedenen Städten kam es zur Konstituierung kommunistischer Organisationen. Über kommunistische Gründungen auf dem Lande haben wir keine Mitteilungen gefunden. Alles weist darauf hin, daß es nur in den Städten zu einer Verwirklichung der kommunistischen Ideen gekommen ist. Unter diesen Städten werden namentlich genannt Pisek, Wodnian und Tabor. In letzterer Stadt gelangten die Kommunisten zur ausschließlichen Herrschaft.

Tabor wurde damals gegründet in der Nähe des Städtchens Austi an der Lužnic, die, wie wir wissen, wegen ihrer Goldwäschereien berühmt war. Der Goldreichtum mag wohl auf die Entwicklung des Handels und der Industrie und der damit verbundenen Gegensätze in Austi besonders eingewirkt haben; sicher ist, daß die kommunistischen Agitatoren dort seit 1415 Schutz und Schirm fanden, wie es heißt, hauptsächlich durch den reichen Tuchmacher und Tuchhändler Pytel — was auf eine starke Weberbevölkerung schließen läßt. Auch die späteren Bewohner Tabors waren vornehmlich Weber, wie Aneas Sylvius in einem Briefe mitteilt, auf den wir noch zu sprechen kommen. 1419 während des kurzen Reaktionsversuches unter Wenzel wurden diese Agitatoren aus Austi vertrieben, wo es eine starke katholische Partei gab. Sie ließen sich in der Nähe auf einem breiten Hügel an der Lužnic nieder, der eine Halbinsel mit steilem Abfall bildete, die nur durch eine schmale Landzunge mit dem festen Lande zusammenhing. Diesen schwer einnehmbaren Platz erkoren sie zu ihrer Festung und nannten ihn den Berg Tabor in der Sprache des Alten Testamentes, die sie gleich den späteren Wiedertäufern und Puritanern mit Vorliebe gebrauchten.

Von allen Seiten strömten die Kommunisten dahin, um dort ungestört ihre Versammlungen abzuhalten. An der einen derselben, vom 22. Juli 1419, sollen 42000 Personen aus ganz Böhmen und Mähren teilgenommen haben. Das bezeugt eine erhebliche Verbreitung kommunistischer Ideen.

„Der ganze Vorgang wurde selbst von den Gegnern als ein großes, Geist und Herz erhebendes, religiös-idyllisches Volksfest geschildert; es ging in schönster Ruhe und Ordnung vor sich. Den von allen Seiten prozessionsweise mit Fahnen unter Vorantragung des heiligen Sakramentes heranrückenden Pilgerscharen gingen die am Ort Anwesenden ebenso feierlich entgegen, empfingen sie jubelnd und wiesen ihnen ihre Plätze auf dem Berge an. Jeder, der kam, war ‚Bruder' und ‚Schwester'; Standesunterschiede wurden nicht berücksichtigt. Die Geistlichen teilten die Arbeit untereinander: die einen predigten an bestimmten Orten, Männern und Frauen abgesondert; die anderen hörten Beichte; die dritten kommunizierten unter beiden Gestalten. Das währte so bis Mittag. Dann ging man an das gemeinschaftliche Verzehren der von den Gästen mitgebrachten und unter sie verteilten Lebensmittel; dem Mangel der einen half der Überfluß der anderen ab; den Unterschied des Mein und Dein kannten die Brüder und Schwestern des Berges Tabor nicht. Da die Gemüter der ganzen Versammlung von religiöser Bewegung ergriffen waren, so wurde strenge Zucht und Sitte in keiner Weise verletzt; an Musik, Tanz und Spiel durfte man nicht denken. Der Rest des Tages verging unter Gesprächen und Reden, womit man sich zu Eintracht, Liebe und fester Anhänglichkeit an die Sache des ‚geheiligten' Kelches wechselseitig aufmunterte. An Klagen und Beschuldigungen der Gegenpartei, an überspanntem Eifern, an Plänen, wie man ‚dem Worte Gottes' im Lande wieder Freiheit verschaffen sollte, konnte es unter solchen Umständen nicht fehlen. Die Versammlung ging endlich ruhig auseinander, nachdem selbst die Eigentümer der Felder, welche an diesem Tage gelitten hatten, durch eine Kollekte reichlich entschädigt worden waren."*

Acht Tage nach dieser Versammlung kam es zum Prager Aufruhr, der der katholischen Reaktion ein Ende machte,

* Palacky, a. a. O., III, 1, S. 417 ff.

König Wenzel den Tod brachte und den Hussitenkrieg einleitete. Nun blieb man bei bloßen Demonstrationen, bei kommunistischen Picknicks, nicht stehen. Man organisierte kommunistische Gemeinden.

Die Grundsätze der Taboriten sind übersichtlich zusammengefaßt in einer Schrift, welche die Prager Universität aufgesetzt hat. Der Gegensatz zwischen Pragern und Taboriten sollte nach der damaligen Mode durch eine Disputation beseitigt werden (10. Dezember 1420). Zu diesem Behufe hatten die Professoren der Prager Universität ein Verzeichnis von nicht weniger als 76 Punkten aufgesetzt, in denen nach ihrer Meinung die taboritischen Lehren ketzerisch oder mindestens irrig waren. Die Mehrzahl dieser Punkte war natürlich, dem Geschmack der Herren Professoren und den Denkformen jener Zeit entsprechend, theologischer Natur. Aber zwei Punkte enthalten auch den Vorwurf des Republikanismus und Kommunismus. Es lehrten die Taboriten:

„In dieser Zeit wird auf Erden kein König oder Herrscher, noch ein Untertan sein, und alle Abgaben und Steuern werden aufhören, keiner wird den anderen zu etwas zwingen, denn alle werden gleiche Brüder und Schwestern sein.

„Wie in der Stadt Tabor kein Mein und Dein, sondern alles gemeinschaftlich ist, so soll immer alles allen gemeinschaftlich sein und keiner ein Sondereigentum haben, und wer ein solches hat, begeht eine Todsünde."

Daraus zogen sie die Konsequenz, daß es sich nicht mehr gezieme, einen König zu haben, noch einen sich zu wählen, sondern daß nun Gott selbst König über die Menschen sein wolle und die Regierung dem Volke solle anheimgegeben werden; daß alle Herren, Edle und Ritter wie Unkraut niedergemacht und vertilgt werden sollten, daß nun Abgaben, Steuern und Zahlungen aufzuhören hätten, daß alle Fürsten- und Landes- und Stadt- und Bauernrechte, als Erfindungen der Menschen und nicht Gottes, aufgehoben seien usw.

Die rein kirchlichen Punkte betreffen unter anderen die Aufforderung, alle Kirchen niederzureißen, das Verbot, Gott in einer Kirche zu verehren, das Verbot, Heiligenbilder zu machen oder zu verehren, die Verwerfung des Glaubens an ein Fegefeuer usw. Auch gegen die Gelehrsamkeit (oder, wenn man will, die Wissenschaft) wendeten sich die Taboriten: „Nichts soll von Christen geglaubt oder gehalten werden, was nicht ausdrücklich in der Bibel gesagt und geschrieben steht, und außer der Bibel soll keine Schrift heiliger Doktoren oder welcher Magister (Professoren) und Weltweisen immer gelesen oder gelehrt oder verkündet werden, denn es sind Menschen, die da irren könnten; wer daher den sieben Künsten obliegt oder die Magisterschaft in ihnen annimmt, oder sich einen Magister derselben nennen läßt, der ahmt die Heiden nach, ist ein eitler Mensch und begeht eine Todsünde." Diese Lehre wird die Herren Professoren besonders geschmerzt haben. Die Gegnerschaft der christlichen Kommunisten gegen die Wissenschaft, ebenso wie ihren Asketismus haben wir oben schon in einem anderen Zusammenhang behandelt und erklärt. (S. 199 ff.)

Verwirklicht wurde der Kommunismus natürlich in den Formen, die das Urchristentum geliefert hatte und die dem damaligen Stande der Produktion noch gut entsprachen.

Jede Gemeinde hatte ihre gemeinschaftliche Kasse, „Kufe" (Kadě) genannt, in die jeder gab, was er sein Eigen nannte. Drei solcher Kassen werden genannt, eine in Tabor, eine in Pisek, eine in Wodnian. Die Brüder und Schwestern verkauften all ihr Hab und Gut und legten den Erlös zu den Füßen der Kufenverwalter nieder.

Der schon erwähnte Přibram schreibt in seiner antitaboritischen Schrift von 1429: „Und einen anderen Schachertrug erfanden sie (die Taboritenpriester), indem sie dem zu ihnen auf die Berge herbeigelaufenen Volke in der Stadt Pisek befahlen und bestimmten, daß alle Brüder alles insgesamt zusammenbringen sollten, worauf sie eine oder zwei

Kufen aufstellten, die ihnen die Gemeinde beinahe ganz anfüllte. Beamter bei dieser Kasse war der ehrlose Matthias Lauda von Pisek, und er und andere Besorger dieser Kufe samt den Priestern kamen bei der Kufe nicht zu Schaden. In diesem garstigen Vorgang zeigt sich, wie schmählich sie das Volk seines Besitzes und Verdienstes beraubten und sich selbst dabei bereicherten und mästeten."*

Palacky selbst muß zugeben, daß dieser Vorwurf eine elende Verleumdung war.

Man sieht, die großen Ausbeuter und deren Verteidiger, zu denen auch der biedere Přibram gehörte, verstanden es schon vor einem halben Jahrtausend, geradeso gut wie heute, über die Vorkämpfer der Ausgebeuteten die Lüge zu verbreiten, sie „mästeten sich von Arbeitergroschen", und sie, die Ausbeuter, die wirklich Gemästeten, wußten sich damals wie heute über nichts mehr zu entrüsten, als über ein derartiges Mästen.

Indes, wie ehrliche und selbstlose Leute auch die Kassenverwalter sein mochten, diese Art Kommunismus war auf die Dauer nicht durchführbar. Er konnte sich bei den Taboriten noch weniger behaupten als bei den ersten Christen, da jene nicht, wie der Kern dieser, Proletarier mit Bettlergesinnung waren, sondern Arbeiter, die nicht von Almosen der Reichen, sondern von der eigenen Arbeit lebten und leben wollten. Das Arbeiten wurde aber damals, auf der Stufe des Handwerks und der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, unmöglich, wenn jeder seine Produktionsmittel verkaufte und das Geld in die gemeinsame Kasse legte, damit Konsumtionsmittel für alle daraus gekauft würden. Wir glauben nicht, daß dieses Vorgehen unter den kommunistischen Taboriten jemals allgemein war. Sicher wurde es bald aufgegeben. Praktisch gestaltete sich der Kommunismus schließlich so wie bei den ersten Christen: jede Familie arbeitete für

* Bei Palacky, a. a. O., III, 2, S. 297.

sich und lieferte bloß den Überschuß, den sie erzielte, an die gemeinsame Kasse ab.

Das geschah jedoch nicht ohne heftigen Protest der eifrigeren und entschiedeneren Kommunisten. Das bloße Gemeineigentum an Konsumtionsmitteln ließ sich allerdings unter den damaligen Verhältnissen in anderer Form dauernd nicht verwirklichen. Darum verlangten die extremeren Kommunisten die Einführung des vollen Kommunismus und die Aufhebung der Familie. Diese ist in zwei Formen möglich: durch das Zölibat oder durch Aufhebung der festen Einzelehe, durch die sogenannte Weibergemeinschaft. Die strengen Kommunisten unter den Taboriten wählten um so mehr die letztere Form, als ihre entschiedene Gegnerschaft gegen die katholische Kirche und das Mönchtum auch zu einer Verwerfung des Priesterzölibats führte.

Diese Konsequenz des Kommunismus jener Stufe ist uns nichts Neues; wir haben sie im Urchristentum schon gefunden, bei der Darstellung des Mönchwesens haben wir sie eingehender behandelt und gezeigt, daß die Weibergemeinschaft ebensowenig wie das Zölibat der Mönche und Nonnen eine „Verirrung" des menschlichen Geistes, vielmehr die notwendige Folge bestimmter, gegebener gesellschaftlicher Verhältnisse ist.

Ihren klarsten und entschiedensten Ausdruck fanden die Bestrebungen der strengeren Kommunisten in der Sekte der Brüder und Schwestern des freien Geistes, die wir schon kennen gelernt haben. Sie hatten auch in Böhmen Eingang gefunden, und wenn dort von Pikarden (Begharden) gesprochen wurde, verstand man fast ausschließlich sie darunter. Nach dem Bauern Niklas, der der Hauptverkündiger ihrer Lehre wurde, nannte man die Hussitische Abart der Brüder und Schwestern des freien Geistes auch Nikolaiten, aber am bekanntesten wurden sie unter dem Namen der Adamiten; denn den adamitischen Zustand — den Naturzustand, hätte man im achtzehnten Jahrhundert gesagt — betrachteten sie

als den sündloser Unschuld. In ihren Versammlungslokalen, Paradiese genannt, sollen sie nackt zusammengekommen sein. Ob diese Nachricht nicht auf bloßem Klatsch oder gar böswilliger Verleumdung beruht, können wir nicht entscheiden.

Die Adamiten bewohnten eine Insel im Flusse Lužnic, erzählt uns Aneas Sylvius. Sie gingen nackt. Leider vergißt er zu sagen, ob stets oder nur bei besonderen Gelegenheiten. „Sie lebten in Weibergemeinschaft (connubia eis promiscua fuere), es war jedoch verboten, ohne Gestattung ihres Vorstehers Adam ein Weib zu erkennen. Aber wenn einer von Begierde ergriffen gegen eine andere entbrannte, dann nahm er sie bei der Hand und ging zum Vorsteher, dem er sagte: ‚Für sie ist mein Geist in Liebe erglüht.' Darauf erwiderte ihm der Vorsteher: ‚Gehet, wachset und vermehret euch und erfüllet die Erde.'"*

Diese Ehelosigkeit widersprach zu sehr den sittlichen Anschauungen ihrer Zeit, in der die Einzelehe und Einzelfamilie, eine von alters her überkommene und im Volksbewußtsein tief eingewurzelte Einrichtung, auch durch die Bedürfnisse der bestehenden Produktionsweise und der bestehenden Gesellschaft aufs gebieterischste gefordert wurde. Die Ausschließung der Ehe war wohl eine logische Konsequenz des damaligen Kommunismus, aber gerade sie bewies auch, daß dieser selbst keinen Halt in der Gesellschaft hatte, die der Einzelehe bedurfte; gerade sie bewies, daß der Kommunismus jener Zeit verurteilt war, auf kleine Korporationen und Gemeinden beschränkt zu bleiben. Die Masse der Taboriten wendete sich auf das entschiedenste gegen die Bestrebungen des strengeren Kommunismus.

Schon im Frühjahr 1421 kam es zum offenen Konflikt zwischen beiden Richtungen. Der Priester Martinek Hauska, einer der Hauptvertreter der weitergehenden

* Äneas Sylvius, De ortu et historia Bohemorum. Opera omnia, S. 109.

Schwärmerei,* war am 29. Januar von einem Ritter gefangen genommen, aber auf die Fürsprache vieler Freunde wieder freigelassen worden. Um so eifriger predigte er seine Lehre, und sein Anhang wurde so bedrohlich, daß der Taboritenbischof Niklas sich nach Prag um Hilfe wandte. Auch dort hatte die kommunistische Ketzerei Boden gefunden. Der Rat befahl sofort ein strenges Vorgehen dagegen, und es wurden auch zwei Prager Bürger ihretwegen nach der angenehmen Sitte jener Zeit zum Tode verurteilt und verbrannt. In Tabor kam es gleichzeitig (im März) zum Bruch zwischen beiden Richtungen; die strengeren Kommunisten, die in der Minderzahl waren, wurden vertrieben und zogen, 300 Personen stark, in die Wälder am Flusse Lužnic.

Der Priester Martinek ließ sich breit schlagen und widerrief seine „Ketzereien". Seine Genossen aber blieben fest. Gegen sie wandte sich Žižka, der ja im Herzen zu den Pragern neigte, und dem die „Pikardische Ketzerei", die schon den Taboriten verhaßt war, vollends ein Greuel sein mußte. Er überfiel sie in den Wäldern und nahm eine Anzahl von ihnen gefangen. Als sie jeden Widerruf verweigerten, wurden sie, fünfzig an der Zahl, auf Žižkas Befehl verbrannt. Lachend gingen sie in den Tod.

Martinek, der sich unter den Taboriten nicht mehr wohl fühlte, beschloß, sich nach Mähren zu begeben. Er wurde aber unterwegs mit seinem Begleiter, Prokop, dem Einäugigen, in Chrudim gefangen genommen und dem Erzbischof Konrad in Raudnitz übergeben. Žižka verlangte von den Pragern, sie sollten die beiden gefährlichen Leute nach Prag kommen lassen und dort zum warnenden Beispiel lebendig verbrennen. Aber die Prager Ratsherren fürchteten sich vor dem niederen Volke, unter dem die Richtung Martineks stark vertreten war. Sie sandten einen Scharf-

* Unter anderem suchte er die Agapen, die gemeinsamen Liebesmahle, nach der Art der ersten Kirche wieder einzuführen. (Palacky, a. a. O. IV, 1, S. 471.)

richter nach Raudnitz, der die beiden Gefangenen so lange folterte, bis sie die Namen einiger Genossen in Prag verrieten. Darauf wurden sie in Fässer gesteckt und verbrannt (21. August 1421).

Aber noch war die Pikardische Ketzerei nicht völlig unterdrückt. Auf einer Insel des Flusses Nezarka, der in die Lužnic fließt, hatte sich eine Schar Adamiten festgesetzt. Žižka sandte 400 Bewaffnete gegen sie ab, mit dem Auftrag, sie gänzlich zu vertilgen. Die Überfallenen wehrten sich verzweifelt und erschlugen eine Menge ihrer Feinde. Aber sie erlagen schließlich der Übermacht. Wen das Schwert verschont hatte, den tötete das Feuer (21. Oktober 1421).

Damit war die strengere Richtung des Kommunismus völlig niedergeschlagen. Die Streitkräfte, mit denen sie überwunden wurde, bezeugen, daß sie keine allzu starke Verbreitung gewonnen hatte. In der Tat, nur wenige besonders kühne oder auch besonders einseitig im Kommunismus befangene Menschen konnten damals die Schranken ihrer Zeit so weit übersteigen. Sie sind interessant für die Geschichte des kommunistischen Gedankens; eine historische Bedeutung haben sie jedoch nicht erlangt.

Die Adamiten waren überwunden und zur Ohnmacht verurteilt, aber es war Žižka, der sie mit besonderem Hasse verfolgte, nicht gelungen, sie völlig auszurotten. Reste der Sekte fristeten ein kümmerliches Dasein unter den Taboriten. In den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts tauchen sie wieder auf und versuchen, sich mit böhmischen Brüdern zu verschmelzen, von denen wir noch handeln werden.

Nach der Niederschlagung der Adamiten ist kein Versuch mehr bemerkbar, die strengere Form des Kommunismus durchzuführen. Die mildere Form — allerdings Kommunismus mehr der Absicht als der Wirklichkeit nach — erhielt sich dagegen fast ein Menschenalter lang in Tabor.

Wozu aber verwendete man die Einkünfte der gemeinschaftlichen Kasse oder, besser gesagt, des gemeinschaftlichen

Vorratshauses? Denn die Beiträge an die Gemeinschaft bestanden vorzüglich in Naturalien.

In den ersten Christengemeinden hatte der Überfluß der einen dazu gedient, der Armut der anderen abzuhelfen. Dazu war in Tabor keine Veranlassung. Dort bestand, wenn auch nicht vollständige, so doch nahezu vollständige Gleichheit der Lebensbedingungen für alle Mitglieder der Gemeinde. Diese war um so leichter herzustellen, als die Beute, zunächst aus den Kirchengütern, dann aber auch aus den Gütern feindlicher Herren und Städte hinreichte, jedem eine wohlständige Wirtschaft einzurichten.*

Für Armenpflege brauchten die Taboriten nichts auszugeben. Wohl aber mußten sie für ihre Priester sorgen. Sie hatten keine priesterliche Aristokratie, die ihre eigenen Güter besessen hätte. Jeder Laie konnte Priester werden; diese wurden von der Gemeinde gewählt, sie wählten wieder ihre Bischöfe. Ökonomisch blieben sie von der Gemeinde abhängig, die sie erhielt. Ihre Funktionen entsprachen, wie die der mittelalterlichen Geistlichkeit überhaupt, im ganzen und großen denen der heutigen Staats- und Gemeindebeamten und Lehrer; sie richteten, verwalteten Gemeindeämter und vermittelten den Zusammenhang der Gemeinden untereinander, sowie ihre Beziehungen zur Außenwelt. Eine ihrer Hauptaufgaben war der Unterricht, den sie den Kindern erteilten. Auf eine allgemeine gute Volksbildung legten die Taboriten großen Wert. Es war dies eine Erscheinung, die bei ihnen besonders auffiel und in keiner anderen Nation damals gefunden wurde. Höchstens die „Brüder des gemeinsamen Lebens“ könnte man mit ihnen vergleichen. Aber deren mönchisch-katholische Tendenzen gaben ihrer Wirksamkeit einen

* Sogar aus dem aristokratischen Prag sind Mitteilungen darüber erhalten, daß die große Gemeinde, also die Volksversammlung, Häuser, Weingärten und anderes von Gegnern konfiszierte und Anhängern der guten Sache verlieh. Der „ehrbare“ Rat nahm sie diesen freilich öfters wieder weg. (Vergleiche Palacky, a. a. O., III, 2, S. 281.)

ganz anderen Charakter. Natürlich muß man die taboritische Bildung mit dem Maße ihrer Zeit messen. Sie war vorwiegend theologisch.

Aneas Sylvius sagt einmal: „Die italienischen Priester mögen sich schämen; es ist sicher, daß keiner von ihnen auch nur einmal das Neue Testament gelesen hat. Bei den Taboriten dagegen findest du kaum ein Weiblein, das nicht im Alten und im Neuen Testament wohl Bescheid wüßte." Und an einer anderen Stelle bemerkt er: „Jenes tückische Geschlecht von Menschen hat nur ein Gutes, es liebt die Bildung (literas)."

Diese Sorge um die Volksbildung scheint im Widerspruch zu stehen zu der Abneigung der Taboriten gegen die Wissenschaft, die außer durch die früher schon erwähnten Tatsachen dadurch bezeugt wird, daß sie die studierten Leute, die sich ihnen anschlossen, veranlaßten, ein Handwerk zu ergreifen. Aber dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Was die Taboriten haßten, war die vom niederen Volk losgelöste, ihm feindlich gegenüberstehende Gelehrsamkeit, die ein Werkzeug der Ausbeuter, ein Privilegium der oberen Klassen geworden war, und die bei dem damaligen Standpunkt der Produktion unverträglich war mit allgemeiner Gleichheit. Die kleinbäuerliche und handwerksmäßige Produktion nimmt zu ausschließlich die Kräfte und die Zeit ihrer Arbeiter in Anspruch, als daß es diesen möglich wäre, höhere Gelehrsamkeit zu erwerben, ohne aus ihrer Klasse herauszutreten. Dagegen aber war es gerade ein Gebot der Gleichheit, jenes Maß von Bildung, das allen zugänglich gemacht werden konnte, auch allen zugänglich zu machen.

Der Haß der Taboriten gegen die Gelehrsamkeit entsprang der ökonomischen Rückständigkeit ihrer Zeit. Ihr Bildungseifer entsprang ihrem Kommunismus. Es ist wohl kein Zufall, daß der Vater der modernen Schulpädagogik, der vielgefeierte Comenius, ein Bischof der böhmischen Brüder war, der Nachfolger der Taboriten.

Noch wichtiger als das Schulwesen wurde aber für die Taboriten das Kriegswesen. Diese kleine Gemeinschaft, die so kühn der ganzen bestehenden Gesellschaft den Krieg erklärte, konnte sich nur behaupten, solange sie im Felde unbesiegt blieb. Und für sie gab es keinen Frieden, nicht einmal einen Waffenstillstand. Ihr Gemeinwesen war zu unvereinbar mit den Interessen der herrschenden Mächte. Aber auch einen entscheidenden Sieg konnten sie nicht erfechten. Sie konnten ihre Feinde besiegen, aber nicht überwinden, denn diese wurzelten in den bestehenden Produktionsverhältnissen. Der taboritische Kommunismus war ein diesen Verhältnissen künstlich aufgepfropftes Gewächs, er konnte nie zur allgemeinen Form der Gesellschaft seiner Zeit werden.

Ewiger Krieg war das Schicksal der Taboriten, war ihr Ruhm, aber auch ihr Verhängnis.

Auf den Krieg spitzte sich die ganze Organisation der Taboriten zu. Sie teilten sich in zwei Arten von Gemeinden, Feld(Kriegs)gemeinden und Hausgemeinden. Diese blieben zu Hause und arbeiteten für sich und für die Feldgemeinden. Letztere hatten sich ausschließlich mit dem Kriegswesen zu beschäftigen. Stets standen sie unter Waffen. Mit Weib und Kind rückten sie dem Feinde entgegen, gleich den alten Germanen, mit denen sie auch an barbarischer Wildheit und barbarischem Ungestüm wetteiferten. Die verschiedenen Gemeinden wechselten wahrscheinlich miteinander ab, die aus dem Felde Zurückkehrenden setzten sich zum Handwerk, die bisherigen Handwerker traten an ihre Stelle, — wahrscheinlich, denn hier wie in anderen Fragen über die Taboriten sind wir leider auf Konjekturen angewiesen. So gut wir über die Kriegstaten der Taboriten unterrichtet sind, so wenig ist über ihre inneren Einrichtungen erhalten geblieben.

Die Einrichtung dieser Feldgemeinden ist kriegsgeschichtlich von der größten Bedeutung geworden. Man führt in der Regel den Ursprung der stehenden Heere im ausgehenden

Mittelalter auf Karl VII. von Frankreich zurück, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine beständige Militärmacht von fünfzehn Söldnerkompagnien schuf. Aber tatsächlich bildeten die taboritischen Feldgemeinden das erste stehende Heer, und sie hatten noch den Vorzug vor der französischen Einrichtung, daß sie auf der allgemeinen Wehrpflicht, nicht auf der Anwerbung von (in Frankreich noch dazu meist landesfremden, schweizerischen und deutschen) Söldnern beruhten.

Aus dieser Einrichtung ging die große militärische Überlegenheit der Taboriten über ihre Gegner hervor.

Disziplin und Manövrierfähigkeit gingen den Heeren jener Zeit völlig ab. Wo sollten diese Eigenschaften auch herkommen in jenen zuchtlosen Haufen von Vasallen und Söldnern, die heute zusammengerufen wurden und morgen wieder auseinanderliefen, wenn der Sold ausblieb oder sonst etwas ihr Mißvergnügen erregte?

Das taboritische Heer war das erste seit dem Untergang des alten römischen Reiches, das einen Organismus bildete, nicht einen bloßen Haufen, der den Feind anrannte. Es war in verschiedene Glieder mit verschiedenen Bewaffnungen geteilt, die alle in künstlichen Manövern, in Schwenkungen und Wendungen während der Schlacht wohlgeübt waren, die alle von einem Zentrum aus planmäßig bewegt wurden und in ihren Bewegungen systematisch ineinander griffen. Sie waren auch die ersten, welche die Artillerie in der Feldschlacht zweckmäßig zu verwenden wußten, und endlich die ersten, welche die Kunst des Marschierens ausbildeten. Ihre Eilmärsche allein haben ihnen manchen Sieg über die schwerfälligen Heere ihrer Gegner verschafft.

In allen diesen Punkten erweisen sie sich als die Schöpfer des neueren Heerwesens gegenüber dem mittelalterlichen.

Man kann vielleicht sagen, daß wie auf anderen Gebieten so auch auf dem militärischen jeder große Fortschritt durch eine soziale Revolution bewirkt wurde, und daß die größten

Feldherren der letzten fünfhundert Jahre jene waren, die sich dieser revolutionären Fortschritte zu bemächtigen und am besten zu bedienen verstanden: Zizka, Cromwell, Napoleon.

Ihre militärische Tüchtigkeit erhöhten die Taboriten noch durch ihre Begeisterung und ihren Todesmut: für sie gab es keinen Kompromiß, kein Innehalten auf der betretenen Bahn. Für sie gab es keine Wahl, als siegen oder sterben. So wurden sie die gefürchtetsten Krieger Europas, so haben sie durch ihren kriegerischen Terrorismus die Hussitische Revolution gerettet, ähnlich wie 1793 die Sansculotten durch ihren Terrorismus die bürgerliche Revolution von 1789 retteten.

6. Der Untergang Tabors.

Nach dem Tode Wenzels hatten die Calixtiner — der Hussitische Adel und die Prager — sich in Verhandlungen mit Sigismund eingelassen. Es war ihnen doch nicht recht geheuer bei dem Gedanken, daß sie gegen Kaiser und Papst, im Grunde gegen ganz Europa den Kampf aufnehmen sollten. Sie waren zu einem Kompromiß um so geneigter gewesen, als das Taboritentum zu einer bedrohlichen Stärke anwuchs. Hätte sich's nur um den Laienkelch gehandelt, so wäre es wohl zu einem Kompromiß gekommen. Aber es handelte sich um mehr, um Geld und Gut der Kirche, und darüber konnte man sich nicht einigen. Die Kirche und ihr Knecht Sigismund zeigten sich auf der einen Seite ebenso unversöhnlich, wie auf der anderen die Taboriten. Es kam zu einem Kampfe auf Tod und Leben, in dem die Calixtiner, die Kirchenräuber, notgedrungen, aber nur mit halbem Herzen mit den Taboriten zusammen kämpften.

Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte der Hussitenkriege zu geben. Wir können nicht eingehender erzählen, wie sich, nachdem der Papst Martin V. in der Bulle „Omnium plasmatoris domini" am 1. März 1420 die gesamte Christenheit zum Kreuzzug gegen die Hussiten aufgerufen, ein beute-

lustiges Kreuzheer nach dem anderen bildete, um die Ketzerei niederzuschlagen; wie in jedem der fünf Kreuzzüge von 1420 bis 1431 das Heer der Kreuzfahrer elend geschlagen wurde, wie der Ruf der Unbesiegbarkeit der taboritischen Scharen immer weiter um sich griff, so daß schließlich, wie im vierten Kreuzzug bei Mies (1427) und im fünften bei Taus (1431), ganze große Heere bereits auf die bloße Nachricht vom Nahen der Hussiten von panischem Schrecken ergriffen auseinanderstoben, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben. Wir können auch nicht die inneren Kämpfe der Calixtiner mit den Taboriten verfolgen, die während der Pausen zwischen den Kriegen der Hussiten gegen die Kreuzheere ausgefochten wurden.

Nach dem großen Tage bei Taus schien es keinen Feind mehr zu geben, der den Taboriten widerstehen konnte. Kein Heer wagte es mehr, von außen gegen sie zu ziehen. Im Innern war die Macht ihrer Gegner, des Adels und einiger Städte, mehr und mehr im Schwinden. Die Fortdauer des taboritischen Terrorismus bedrohte sie mit völligem Untergang.

Aber es zeigte sich damals, wie wenig militärische Siege vermögen, wenn die Ziele der Sieger im Widerspruch stehen zu den Zielen der ökonomischen Entwicklung. Einer entscheidenden militärischen Niederlage der Taboriten wäre natürlich ihre Ausrottung gefolgt. Aber auch ihre Siege entwickelten Elemente, die zu ihrem Untergang führten. Aus ihrem höchsten Triumph folgte unmittelbar ihr Fall.

Je siegreicher die Taboriten waren, desto unerträglicher gestaltete sich selbstverständlich die Lage ihrer Gegner in Böhmen, der Calixtiner — von den Katholiken gar nicht zu reden. Der Adel war zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt und hätte längst schon gern seinen Frieden mit der Kirche gemacht, wenn er, der Räuber des Kirchenguts, nicht deren Habsucht und Rachsucht gefürchtet hätte. Nach dem Siege von Taus zeigte er sich besonders entgegenkommend. Inzwischen waren aber auch Papst und Kaiser samt ihrem

Anhang an kirchlichen und weltlichen Fürsten gerade durch die großen hussitischen Siege mürbe geworden. Die Intrigen und Verhandlungen zwischen ihnen und den Calixtinern hatten nie völlig aufgehört; nach dem Siege bei Taus wurden sie eifriger betrieben als je, und schließlich kam man zu einer Einigung, nachdem die päpstliche Kirche in Gestalt von Gesandten des Basler Konzils sogar eingewilligt hatte, den Besitz von Kirchengütern nicht als Kirchenraub zu betrachten (1433). Statt zu nehmen, gab sogar die Kirche den Böhmen. Sie schickte Agenten mit reichen Geldmitteln dahin, die es den neuen Bundesgenossen, den Calixtinern, ermöglichen sollten, Kraft gegenüber den Taboriten zu gewinnen. Der Adel, der „schon seit einigen Jahren vom Schauplatz gleichsam verschwunden war“ (Palacky), fing jetzt, wo er den Kaiser und namentlich die Kirche und deren Reichtümer hinter sich fühlte, wieder an, Courage zu kriegen, Zusammenkünfte zu halten und sich zu organisieren, um die verlorene Macht mit Hilfe der Prager und der kirchlichen (aber dabei sehr weltlichen) Mittel des Katholizismus wieder zu erobern.

Die Situation wird gut geschildert in des Aneas Sylvius' böhmischer Geschichte, wobei nur zu bemerken ist, daß die Rolle, die dieser Prokop zuschreibt, der nach Zizkas Tod der bedeutendste der Taboritenführer war, ganz ungerechtfertigt ist; Prokop hat nie die unumschränkte Gewalt besessen, die Aneas Sylvius ihm zuschreibt. Richtiger würde es sein, überall, wo im folgenden von der Schreckensherrschaft Prokops die Rede ist, darunter die Schreckensherrschaft der Taboriten zu verstehen. Aneas erzählt: „Die böhmischen Barone kamen oft zusammen, erkannten ihren Irrtum und fühlten ihre Not, daß sie die Herrschaft ihres Königs verworfen hatten und das schwere Joch Prokops tragen mußten. Sie erwogen unter sich, wie er allein Herr sei, mit dem Lande nach seiner Willkür schalte und walte, Zölle erhebe, Gaben und Steuern auflege, Volk zum Kriege

werbe, Truppen führe, wohin er wolle, raube und morde, keinen Widerstand gegen sich und seine Befehle dulde und Hohe wie Niedrige als seine Sklaven und Knechte behandle. Sie erwogen auch dies, daß es kein unglücklicheres Volk unter dem Himmel gebe als die Böhmen, die unaufhörlich im Felde seien, Sommer und Winter in Zelten wohnen, auf harter Erde liegen und sich jederzeit mit den Waffen beschäftigen müßten, indem sie teils durch einheimische, teils durch auswärtige Kriege aufgerieben würden und immerwährend entweder kämpften oder mit Angst Kämpfe gewärtigten. Sie fügten hinzu, es sei einmal Zeit, daß sie das Joch des grausamen Tyrannen abschüttelten und, nachdem sie andere Völker überwältigt, nicht selbst einem Manne, Prokop, zu dienen gezwungen würden. Sie beschlossen, die Herren, Ritter und Städte zu einem allgemeinen Landtag zu berufen, auf dem über eine zweckmäßige Verwaltung des ganzen Königreichs beraten werden sollte. Als sie sich auf dem Landtag versammelten, stellte ihnen Herr Meinhard vor, wie jenes Königreich glücklich sei, wo das Volk weder dem Müßiggang nachhänge, noch durch Krieg aufgerieben werde; wie aber die Böhmen bisher keine Ruhe gehabt hätten, und wie ihr Königreich, von unaufhörlichen Kriegen verwüstet, bald zugrunde gehen müsse, wenn nicht beizeiten Abhilfe getroffen werde; das unbebaute Feld liege brach, Vieh und Menschen stürben an einzelnen Orten vor Hunger dahin" usw. usw., welchen Übeln natürlich nur dadurch ein Ende gemacht werden könne, daß der Adel wieder zur Herrschaft komme.

Während die verschiedenen Gegner der Taboriten ihre Interessengegensätze über dem gemeinsamen Gegensatz zum Taboritismus vergaßen und sich zu einer „reaktionären Masse", zu einer Koalition gegen ihn zusammenschlossen, gingen gleichzeitig im Innern der taboritischen Partei Veränderungen vor, die sie noch mehr bedrohten als die Intrigen und Verschwörungen ihrer Gegner.

Die Kommunisten aus Tabor hatten stets nur einen Bruchteil der demokratischen Partei gebildet, die man die taboritische nannte. Sie waren ihr energischster, unversöhnlichster, in jeder Beziehung am weitesten gehender und militärisch bei weitem tüchtigster Bestandteil. Aber die Massen, welche dieser Partei angehörten, das waren städtische Kleinbürger und Bauern, denen das kommunistische Programm ziemlich gleichgültig war. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr litten diese Elemente darunter.

Waren die Böhmen auch siegreich, so waren sie doch anfänglich zu schwach, um den Feind von ihrem Lande fernzuhalten. Sie siegten in der Defensive. Erst verhältnismäßig spät (1427) kamen sie dahin, die Verheerungen ins Ausland zu tragen, welche die damalige Kriegführung mit sich brachte, deren wesentlichsten Teil das Plündern und Zerstören bildete — ungefähr in der Weise, wie heute die europäische Zivilisation in Afrika verbreitet wird. Aber auch die Offensive sicherte Böhmen keineswegs vor Plünderungen feindlicher Nachbarn. Und dabei gingen die Bürgerkriege im Innern fort. Böhmen wurde von Jahr zu Jahr mehr erschöpft. Nicht bloß der Handel litt, sondern auch Handwerk und Ackerbau. Nicht nur der Adel und die reichen Prager Bürger, nein, auch Kleinbürger und Bauern aller Orten verkamen immer mehr. Eine tiefe Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht entstand in allen Klassen der Gesellschaft, und je mehr die unversöhnlichen Taboriten als das einzige Hindernis des Friedens erschienen, desto rascher schrumpfte ihr Anhang im Lande zusammen, desto mehr wendete sich die Volksstimmung gegen sie; und um so schärfer mußten die Mittel sein, durch die das kleine Häuflein der Taboriten seine Machtstellung im Lande behauptete. Immer schroffer wurde der Gegensatz zwischen ihnen und der Masse der Bevölkerung. Wo sich der Adel gegen die Taboriten erhob, fand er meist die Zustimmung des Volkes.

Aber auch die Taboriten im engeren Sinne waren nicht mehr die alten.

Das Schicksal Tabors ist für uns von größtem Interesse. Es zeigt uns, welches das Schicksal der Münzerschen Richtung in Mühlhausen und der Wiedertäufer in Münster gewesen wäre, wenn sie militärisch unbesiegt geblieben wären.

Der Kommunismus Tabors beruhte einzig auf den Bedürfnissen der Armen, nicht auf denen der Produktionsweise. Die heutige Sozialdemokratie schöpft ihre Siegesgewißheit daraus, daß die Bedürfnisse der Produktion und die Bedürfnisse des Proletariats in der gleichen Richtung liegen; daher ist heute das Proletariat der Träger der geschichtlichen Entwicklung. Anders im fünfzehnten Jahrhundert. Die Bedürfnisse der Armen erzeugten das Streben nach Kommunismus, die Bedürfnisse der Produktion erheischten das Sondereigentum. Der Kommunismus konnte also damals nie allgemeine Form der Gesellschaft werden, und unter den Armen mußte das Bedürfnis nach Kommunismus aufhören, sobald sie den Kommunismus erreicht hatten, das heißt, sobald sie aufhörten, Arme zu sein. Mit dem Bedürfnis danach mußte aber früher oder später auch der Kommunismus selbst wieder aufhören, namentlich wenn man auf das einzige Mittel verzichtete, das dieser Art Kommunismus wenigstens für kleine Gesellschaften eine längere Dauer ermöglichte: die Aufhebung der Einzelfamilie, der Einzelehe. Das hatten die Taboriten getan, wie wir gesehen haben; sie hatten die Adamiten so gut wie vertilgt und damit dem Privateigentum den Weg in ihr Gemeinwesen wieder erschlossen. Es verdrängte mit der ihm eigentümlichen Denkweise, mit Habgier und Neid, um so eher den Kommunismus und seine Brüderlichkeit, je rascher Wohlstand, ja Reichtum unter den Taboriten wuchsen, eine Frucht der unendlichen Beute, die sie machten. Die Gleichheit der Existenzbedingungen begann aufzuhören, man begann in

Tabor Ärmere und Reichere zu finden, und diese waren immer weniger bereitwillig, jenen von ihrem Überfluß mitzuteilen.

Dieser Prozeß wurde beschleunigt durch das Eindringen fremder Elemente. Wer sich einer Idee so völlig hingegeben hat, daß er bereit ist, sein Leben, seine Existenz für sie zu wagen, der wird ihr nicht so leicht mehr untreu, auch wenn er in Bedingungen kommt, die ihrem Gedeihen nicht förderlich sind. Die alten Taboriten werden wohl fest an ihrem Glauben gehangen haben, um deswillen sie ehedem so viele Verfolgungen und Fährlichkeiten erduldet hatten.

Aber die vielen Kriegsjahre, deren Last vorzugsweise auf den Taboriten lag, müssen in deren Reihen furchtbar aufgeräumt haben. Militärisch wurde das nicht merkbar, denn der Abgang ergänzte sich rasch. Tabor wurde das Mekka der kommunistischen Schwärmer von weit und breit. Selbst die entferntesten Nationen, zum Beispiel Engländer, finden wir in Tabor vertreten. Mit der Aufnahme scheint man keine großen Schwierigkeiten gemacht zu haben. Aneas Sylvius, der Tabor besuchte, wunderte sich über die Menge verschiedener Sekten, die friedlich dort zusammenlebten. „Es sind nicht alle im Glauben einig," erzählt er, „jeder kann in Tabor glauben, was ihm beliebt. Es gibt dort auch Nikolaiten, Arianer, Manichäer, Armenier, Nestorianer, Berengarier und Arme von Lyon; besonders geachtet aber sind die Waldenser, die Hauptfeinde des Römischen Stuhles."

Bedenklicher war ein anderer Zuwachs, den Tabor erhielt. Sein Kriegsglück zog viel abenteuerlustiges Volk an, dem die taboritischen Ideale höchst gleichgültig waren, das nur nach Ruhm und noch mehr nach Beute verlangte. „Es gebrach," sagt Palacky von den hussitischen Heeren im allgemeinen, „je weiter, um desto mehr, an einheimischen Kräften zum Kriege; die Landleute und die Handwerker in den kleineren Städten verbargen sich schon häufig, sobald sie zu den Waffen gerufen wurden, und wurden sie dennoch zu-

sammengetrieben, so stahlen sie sich wieder aus dem Heere. Dafür kam den böhmischen Kriegern freilich von selbst reicher Ersatz aus der Fremde. Nicht nur die Polen und Russinen strömten schon seit einigen Jahren zahlreich in die böhmischen Lager, sondern sogar unter den Deutschen suchte mancher, dem Abenteuer über die Glaubensartikel gingen und den nicht nach der Heimat verlangte, dahin zu ziehen, wo das Kriegsglück blühte. Besonders die Heere der Taboriten und Waisen bestanden zu dieser Zeit (1430) schon in großer Zahl aus einer solchen ‚Büberei' und ‚Hefe aller Völker'. Dadurch verlor sich bei ihnen freilich immer mehr und mehr jener Charakter, an dem einst Zizka besonders viel gelegen war, indem er wollte, daß alle seine Krieger wahrhafte ‚Krieger Gottes' seien, ganz und aufrichtig, weder lau noch zweifelhaft in ihrem Glauben."*

An Kriegstüchtigkeit würden die Heere der Taboriten dadurch wohl zunächst nicht erheblich gelitten haben, wenn auch die Elemente der Begeisterung und der Hingabe, der freiwilligen Disziplin allmählich schwinden mußten. Aber erheblich mußten sie verlieren an Zuverlässigkeit. Aus den gleichen Gründen wie diese Söldner hatte sich der bankrotte Adel in ihre Dienste gestellt, die Grundherren hatten sich nur dadurch noch etwas behaupten können, daß sie gewissermaßen die Vasallen der Taboriten geworden waren, denen sie Abgaben entrichten, mit denen sie kämpfen mußten — man vergleiche darüber die oben zitierten Klagen der böhmischen Barone über Prokops Tyrannei, die Aneas Sylvius wiedergibt.

Sobald sich der Adel gegen die Taboriten erhob, sobald er anfing, Söldner um sich zu scharen, denen er, dank den Reichtümern der katholischen Kirche, bessere augenblickliche Bedingungen bieten konnte, brach daher in den taboritischen Heeresteilen an allen Ecken und Enden der Verrat aus.

---

* A. a. O., III, 2, S. 500.

So ist es begreiflich, daß, als es nochmals zum Bürgerkrieg kam und die Calixtiner und Taboriten sich in entscheidendem Kampfe maßen, diese, verlassen von Bauern und Bürgern, verraten von einem Teile der eigenen Truppen, den Gegnern erlagen, die, ihrer inneren Feindschaften vergessend, eine übermächtige Allianz gegen jene Reste der demokratischen Partei geschlossen hatten, die der einen kommunistischen — nur mehr in der Einbildung, nicht mehr in Wirklichkeit kommunistischen — Gemeinde noch treu geblieben waren, meist mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe.

In der Nähe von Böhmisch Brod, bei dem Dorfe Lipan, kam es zur entscheidenden Schlacht, am 30. Mai 1434. Die Adelspartei hatte die Übermacht; sie zählte 25000 Bewaffnete, gegen 18000 Taboriten. Lange schwankte der Kampf unentschieden hin und her, endlich neigte sich der Sieg auf Seite der Adligen, wohl weniger infolge ihrer Kriegskunst und Tapferkeit, als infolge des Verrats des taboritischen Heerführers Johann Čapek, des Befehlshabers der Reiterei, der mitten im Kampfe, statt einzuhauen, mit seinen Leuten ausriß. Ein furchtbares Morden begann, kein Pardon wurde gegeben; 13000 der taboritischen Krieger (von 18000!) sollen niedergemetzelt worden sein. Durch diese furchtbare Niederlage war die Kraft der Taboriten für immer gebrochen.

Tabor hörte auf, Böhmen zu beherrschen. Die Demokratie war unterlegen, und der Adel im Verein mit der Prager Ehrbarkeit konnte darangehen, die Ausbeutung des Landes von neuem einzurichten. Nach endlosen Verhandlungen zwischen dem König und seinen „treuen Untertanen", wobei jeder Teil fürchtete, und mit Recht, daß der andere nur darauf sinne, ihn zu betrügen, wurde Sigismund endlich als König anerkannt (1436), nachdem er sich zu einer allgemeinen Amnestie verstanden hatte und in betreff des zerstörten und geraubten Kirchengutes jedem Herren und

jeder Gemeinde anheimgestellt worden war, darüber zu entscheiden, wie ihnen gutdünke.

Die Macht der Taboriten war in der Schlacht bei Lipan gebrochen, aber nicht völlig vernichtet. Sie führten den Kampf noch eine Weile fort, jedoch immer matter und erfolgloser, und 1436 waren sie froh, von Sigismund einen Vertrag zu erlangen, der wenigstens die Selbständigkeit ihrer Stadt sicherstellte.

In diesem Zustand blieb Tabor bis zum Anfang der fünfziger Jahre. Damals besuchte Aneas Sylvius die Stadt und berichtete darüber in einem Brief an den Kardinal Carvajal. Es ist dies eine der wenigen Mitteilungen von Augenzeugen über die inneren Zustände der Taboriten, die uns erhalten geblieben sind. Einige bezeichnende Stellen daraus seien hier wiedergegeben. Sie charakterisieren sehr gut das taboritische Gemeinwesen: Die Häuser in Tabor, sagt Aneas, sind von Holz oder Lehm und stehen ohne jede Ordnung durcheinander. „Jene Leute besitzen zahlreichen und kostbaren Hausrat und ungemein große Reichtümer. Denn in dem einen Ort haben sie die Beute vieler Völker zusammengetragen. Sie wollten einst in allen Dingen nach der Art der Kirche leben und hielten alles gemeinsam: sie nannten sich gegenseitig Brüder, und was dem einen fehlte, das erhielt er von dem anderen. Jetzt aber lebt jeder für sich, und die einen hungern, indes die anderen schwelgen (alius quidem esurit, alius autem ebrius est). Kurz war das Feuer der Nächstenliebe, kurz die Nachahmung (der Apostelgemeinde). . . . Die Taboriten raubten fremdes Eigentum, und was sie mit Gewalt errafft hatten, das wurde alles Gemeingut (haec tantum in commune dederunt). Aber sie konnten das nicht aufrechterhalten. Die Natur gewann die Oberhand, und bereits sind alle der Habsucht ergeben. Und da sie nicht mehr rauben können wie ehedem, denn sie sind erschlafft und fürchten ihre Nachbarn, so schnappen sie nach Handelsprofiten (lucris inhiant mercaturae) und ergeben sich niederem Erwerb. Es leben

in der Stadt 4000 Männer, die das Schwert führen könnten, aber sie sind zu Handwerkern geworden und leben zum größten Teil von der Wollenweberei (lana ac tela ex magna parte victum quaerentes), so daß sie als untauglich zum Kriege gelten." *

Es ist bemerkenswert, daß die Mehrzahl der Taboriten Wollenweber waren.

Aneas Sylvius besuchte Tabor 1451. Die kriegerische Macht der Stadt war nach seiner Schilderung völlig dahin und ebenso ihr Kommunismus. Aber selbst die Trümmer ihrer revolutionären Vergangenheit erschienen den Machthabern Böhmens noch gefährlich. Ein Jahr nach des Aneas Sylvius Besuch zog der Landesverweser von Böhmen, Georg von Podiebrad, vor Tabor und verlangte die Auslieferung sämtlicher Taboritenpriester. Schon nach drei Tagen ergab sich Tabor und lieferte seine Priester aus, die, soweit sie sich nicht „bekehrten", bis zu ihrem Tode in Gefangenschaft blieben. Mit der Sonderstellung und jeder Selbständigkeit der Republik Tabor war es zu Ende.

Angesichts dieses jämmerlichen Ausganges des einst so stolzen kommunistischen Gemeinwesens, vor dem halb Europa zitterte, kann man kaum den Wunsch unterdrücken, Tabor wäre gleich Münster im Glanze seiner kommunistischen Jugend gefallen und nicht in der Erbärmlichkeit bürgerlicher Altersschwäche dahingesiecht.

Mit der Niederschlagung Tabors war die letzte Freistatt der Demokratie in Böhmen beseitigt.

Das Schicksal der Taboriten, das in manchen Beziehungen Analogien mit dem der Jakobiner aufweist, ähnelt diesem auch darin, daß sie es waren, die durch ihren rücksichtslosen Heroismus die Revolution retteten, aber nicht für sich, sondern für die großen Ausbeuter der Revolution; in Frankreich an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts für

* Äneas Sylvius Piccolomini, Opera omnia, S. 662.

die Großkapitalisten und die großen Industrieritter, im Böhmen des fünfzehnten Jahrhunderts für den hohen Adel, dem in Staat und Gesellschaft eine fast unumschränkte Herrschaft zufiel. Der kleine Adel gewann nichts in den Hussitenkriegen, diese hielten seinen Niedergang nicht auf, sie förderten ihn vielmehr. Der hohe Adel, dem der Löwenanteil an den Kirchengütern zugefallen war, bereicherte sich auch auf Kosten des niederen Adels, dessen Sitze er zusammenkaufte.

Vor allem aber waren es die Bauern und Kleinstädter, die unter den Folgen der Kriege litten. Die Erschöpfung des Landes und die Verringerung der Menschenzahl, welche die Widerstandskraft der Bauern und Kleinstädter aufs tiefste herabdrückten, wurden gleichzeitig für die Grundherren ein Reizmittel, ihre Anforderungen an die zinspflichtigen Kleinstädter, denen man auch ihre Vertretung auf den Landtagen zu schmälern suchte, namentlich aber an die Bauernschaft aufs höchste zu steigern. Immer mehr stiegen die Lasten, die man ihr aufbürdete, die schwachen Versuche des Widerstandes und der Empörung, welche die mißhandelten Bauern hie und da wagten, wurden mit Leichtigkeit niedergeschlagen. Wo aber trotz aller Steigerung der Anforderungen an den Bauern dessen Arbeitskräfte nicht ausreichen wollten, da halfen sich die Latifundienbesitzer dadurch, daß sie an Stelle des Ackerbaus einen anderen Betriebszweig setzten, der nur unbedeutende menschliche Arbeitskräfte erforderte und dessen Ausdehnung hie und da sogar dahin führte, nicht nur den Mangel an Bauern zu überwinden, sondern Bauern geradezu von ihren Sitzen zu vertreiben. In England gab der Arbeitermangel, der allerdings aus anderen Gründen herstammte als in Böhmen, einen bedeutenden Anstoß zur Entwicklung der Weidewirtschaft, der Schafzucht, die schließlich solche Ausdehnung annahm, daß sie das Hauptmittel in England wurde, die Bauern zu expropriieren und ein Massenproletariat zu schaffen. Eine ähnliche, wenngleich nicht so wichtige, Rolle spielten

in manchen Gegenden Böhmens die Fischteiche, welche die Latifundienbesitzer anlegten. Wurden in England die Bauern von den Schafen gefressen, so in Böhmen von den Karpfen.

Palacky führt ein bemerkenswertes Zeugnis für die Entwicklung der ritterschaftlichen und bäuerlichen Verhältnisse in Böhmen während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an, Mitteilungen eines gewissen Wšehrd, von 1493 bis 1497 Vizelandschreiber des Königreichs, der „neun Bücher von den Rechten und Gerichten und der Landtafel Böhmens" herausgegeben hat. Da heißt es unter anderem: „Es gab einst in alter und undenklicher Vorzeit in allen Bezirken Geleitsmänner, nicht Kämmerlinge, denen alle Sitze der Herren, Zemane (Ritter) und Landsassen bekannt waren. Und weil das Land noch dicht und wohl bevölkert war, weil man die Sitze der Zemanen noch nicht zusammenzukaufen und zu zerstören pflegte, daher ihre Festen und Schlösser der Erde nicht gleichgemacht, noch durch Anlegung von Teichen die Dörfer, Äcker und Wiesen verschwunden waren, so gab es bei der großen, unzähligen Menge von Zemanen und Dörfern solche Geleitsmänner, die nicht etwa die Bestimmung hatten, jemand vor Gericht zu laden, sondern den Kämmerlingen die Sitze derjenigen zu zeigen, die vor Gericht geladen werden sollten, und die Kämmerlinge dahin zu leiten, weshalb sie auch Geleitsmänner hießen. Als aber dann beinahe der dritte Teil des Landes durch Kriege und Seuchen verheert, und in allen Bezirken eine ungeheure Menge von Zemanensitzen vertilgt und zerstört, und was Schwert, Feuer und Seuche verschont hatten, größeren Teils durch angelegte Teiche verödet worden war, da waren keine Geleitsmänner mehr nötig" usw. (Bei Palacky, a. a. O., IV 1, S. 528, 529.)

Zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts war die Leibeigenschaft in Böhmen so gut wie völlig verschwunden gewesen. Zu Ende des Jahrhunderts war sie bereits wieder der allgemeine Zustand der Bauernschaft.

Es ist lächerlich, dafür die Hussitenkriege verantwortlich zu machen. Die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung hängt nicht davon ab, ob sie sich in friedlicher Weise, ob unter gewaltsamen Kämpfen vollzieht. Sie wird durch den Gang und die Bedürfnisse der Produktionsweise naturnotwendig bestimmt. Wenn einmal der Ausgang gewaltsamer revolutionärer Kämpfe nicht den Absichten der revolutionären Kämpfer entspricht, so beweist dies nur, daß diese Absichten im Widerspruch standen zu den Bedürfnissen der Produktionsweise. Gewaltsame revolutionäre Kämpfe können nie die Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung bestimmen, sie können nur unter bestimmten Umständen deren Tempo beschleunigen, damit aber auch freilich deren Übel für die Unterliegenden verschärfen. Und das haben auch die Hussitenkriege getan. In ganz Europa beginnt vom fünfzehnten Jahrhundert an, in dem einen Lande früher, in dem anderen später, eine Verschlechterung der bäuerlichen Verhältnisse. Daß Böhmen trotz seiner ökonomischen Rückständigkeit zu den ersten Ländern zählt, in denen diese Erscheinung auftritt, und daß sich dort der Prozeß am raschesten vollzieht, das allerdings ist die Frucht der Hussitenkriege. Ohne sie wäre die entscheidende Wendung vielleicht erst um ein Jahrhundert später, nach dem deutschen Bauernkrieg, eingetreten.

Sechstes Kapitel.

Die böhmischen Brüder.

Tabor war gefallen, aber es verschwand nicht spurlos. Dieser kommunistische Kriegerstaat hatte zu glänzend gewirkt und sein Wirken hatte zu tiefe Wurzeln in den sozialen Verhältnissen seiner Zeit gehabt, Verhältnissen, die nach seinem Sturze nicht nur nicht aufhörten, sondern vielmehr noch schärfer zutage traten, als daß die Ideen, auf denen es aufgebaut war, nicht hätten fortleben müssen, wenn auch in anderer, der veränderten Lage angepaßter Form.

Zwei Sekten Tabors haben über dessen Sturz hinaus ihre Fortsetzung gefunden in Organisationen, die, derselben Wurzel entstammend und sogar den gleichen Namen führend — beide hießen sie *böhmische Brüder* —, doch den schärfsten Gegensatz aufweisen, der möglich ist. Die eine dieser Sekten führte seine *kriegerische*, die andere seine *kommunistische* Seite weiter fort.

Wir haben gesehen, wie fremdes Kriegsvolk den Taboriten zuzog, nur um an ihrem Kriegsglück und ihrer Beute Anteil zu bekommen. Auf der anderen Seite verwilderten in dem ständigen Kriege die Taboriten selbst, und vielen von ihnen wurde schließlich Kriegführung um Beute oder Sold Selbstzweck.

Nach der Niederschlagung Tabors fanden diese Elemente in Böhmen kein Feld für ihre Betätigung mehr vor, sie zogen ins Ausland, um sich zu verdingen, zum Teil als einzelne Söldner, zum Teil aber als fest organisierte Kriegsbanden, die sich bald dem, bald jenem vermieteten. Derartige Banden waren damals nichts Ungewöhnliches, aber in der Regel war es ein bekannter General, der die Söldner um sich scharte und von vornherein ihr Haupt bildete. Im Gegensatz zu diesen despotisch organisierten Kompagnien

waren die böhmischen Brüderrotten nach taboritischem Muster demokratisch organisiert.

Namentlich in Ungarn, aber auch in Polen haben diese Banden eine Zeitlang eine große Rolle gespielt. Die Kosaken, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in der Ukraine auftauchten, sollen sich nach ihrem Vorbild organisiert haben.

Viel wichtiger ist jedoch die andere Art böhmischer Brüder geworden, die in Böhmen selbst geblieben sind.

Wir haben schon bemerkt, daß die Kommunisten des Mittelalters im allgemeinen friedliebend waren (S. 218) und die Gewalt verabscheuten. Es entsprach dies ebenso der Ohnmacht der Besitzlosen jener Zeit wie der Überlieferung des Urchristentums. Als aber in Böhmen die Hussitische Revolution begann, die alten Autoritäten stürzten und die niederen Volksklassen sich in siegreichem Aufstand erhoben, da wurde die Masse der Kommunisten mit fortgerissen, und einmal in der gewaltsamen Revolution drinnen, trieb sie die Logik der Tatsachen naturnotwendig an die Spitze der demokratischen Erhebung, deren weitestgehendes Element sie bildeten.

Indes hörte die friedliebende Richtung, die den Krieg, jede Gewalt, jeden Zwang verurteilte, auch während der glänzendsten Triumphe des Taboritentums nicht völlig auf. Ihr vornehmster Vertreter war Peter von Chelčic, Peter Chelčicky. Ungefähr um das Jahr 1390 geboren, wahrscheinlich ein verarmter Ritter, lebte er still und zurückgezogen in dem Dorfe Chelčic bei Wodnian, einer der taboritischen Städte (S. 342), und verfaßte dort eine Reihe von Schriften, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Schon 1420 hatte er behauptet, in religiösen Dingen dürfe man keine Gewalt anwenden; diese Überzeugung befestigte sich in ihm während der Revolutionskriege. Er brandmarkte den Krieg als das gräßlichste aller Übel; die Krieger seien um kein Haar besser als Totschläger und Mörder. „Was für Ritter meint ihr denn," schreibt er einmal, „denen es zukomme, Krieg zu führen? Etwa jene Zierbengel in den

Burgen und Festen, denen die Haare auf die Schultern herabhangen und die so kurze Röcke tragen, daß sie damit nicht einmal ihr Gesäß zu bedecken wissen? Haben die allein das Recht, Krieg zu führen, was machen dann in den Schlachten die Bürger und Bauern? ... Denn weder ein König, noch ein Fürst, noch ein Herr, noch der armseligste Edelmann führt den Krieg für sich allein, sondern sie alle treiben die Bauern mit Gewalt dazu und leiten so alles Volk zu Mord und Missetat an." (Zitiert bei Palacky, a. a. O., IV, 1, S. 478, 479.)

Chelčicky ist Gleichheitskommunist — im urchristlichen Sinne. Aber nicht durch den Krieg, nicht durch staatlichen Zwang soll die allgemeine Gleichheit der Gesellschaft aufgezwungen, sondern sie soll hinter dem Rücken des Staates und der Gesellschaft verwirklicht werden. Der wahre Gläubige darf an dem Staate keinen Anteil haben, denn dieser ist sündhaft und heidnisch. Die sozialen Ungleichheiten, Vermögen, Stand und Rang werden durch den Staat geschaffen, können nur mit ihm verschwinden. Aber die einzige christliche Methode, den Staat abzuschaffen, besteht darin, daß man ihn ignoriert. Dem wahren Gläubigen ist es nicht nur verboten, ein Staatsamt anzunehmen, es ist ihm auch verboten, die Staatsgewalt anzurufen. Polizei und Gerichte existieren nicht für ihn. Der wahre Christ strebt von selbst nach dem Guten und darf andere zum Guten nicht zwingen, da Gott das Gute aus freien Stücken verlangt. Jeder Zwang ist vom Übel.

Im bestehenden Staate und in der bestehenden Gesellschaft gibt es für den wahren Christen keinen Platz, außer in den untersten Schichten, die nur gehorchen und dienen, nicht befehlen und herrschen. Jede Herrschaft, jede Klassenbildung verstößt gegen das Gebot der Brüderlichkeit und Gleichheit. Wie der Christ nicht herrschen darf, darf er auch nicht ausbeuten. Daher ist ihm jeder Handel verboten, denn dieser ist notwendig mit Betrug verbunden. Die Städte, die Sitze des Handels, sind von Übel. Kain hat sie er-

funden; er hat die ursprüngliche Einfalt des Lebens in List verwandelt, indem er Maß und Gewicht erfand, indes früher das Volk tauschte, ohne zu messen und zu wägen. Am verworfensten und fluchwürdigsten aber ist der Adel.*

Dieser anarchistische, aber friedfertige Kommunismus fand um so mehr Anhang, je mehr die Kriegsmüdigkeit wuchs, je mehr in den unteren Klassen das taboritische Regiment an Sympathien verlor.

Von den kommunistischen Sekten, die nach dem Untergang Tabors in Böhmen erstanden, zum Teil von zerstreuten taboritischen Elementen gebildet, ist die der Anhänger Chelčickys, die Chelčicer Brüder, die bedeutendste geworden.

Unter Peters Jüngern ragte besonders hervor Bruder Gregor, ein Edelmann, aber so verarmt, daß er sich vom Schneiderhandwerk nähren mußte. Als ehemalige Taboriten eine Kolonie in dem Dorfe Kunwald bei Senftenberg gründeten, einer Gegend, in der sich taboritische Gesinnungen erhalten hatten, wählten sie Gregor zu ihrem Haupte und Organisator, 1457. Ihm ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß die Kolonisten, die „Brüder", Chelčickys Lehre annahmen und ihr in jeder Weise nachlebten.

Die ursprüngliche Organisation der böhmischen Brüder ist keineswegs völlig klar, denn die späteren Brüder schämten sich ihres kommunistischen Ursprungs und suchten ihn möglichst zu verdunkeln. Geht man jedoch von der späteren Organisation der böhmischen Brüder aus, zu deren Erhellung man noch die wohlbekannte Organisation der Herrnhuter, ihrer Nachfolger, heranziehen kann, und zieht man die inneren Kämpfe in Betracht, aus denen sie hervorgegangen ist, dann ergibt sich uns folgendes Bild.**

---

* Vergleiche darüber Jaroslav Goll, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischen Brüder, II, Peter Chelčický und seine Lehre. Prag 1882.

** Die spätere Organisation der böhmischen Brüder ersieht man sehr gut aus des schon oben erwähnten J. A. Comenius „Kirchengeschichte

Selbstverständlich war jedem Mitglied der Brudergemeinschaft der Kriegsdienst, jede Beteiligung an der Staatsverwaltung durch Übernahme eines Staats- oder Gemeindeamtes strengstens verboten, ebenso jede Anrufung des Staates, jedes Erheben einer Anklage. Vollständige Gleichheit sollte in der Gemeinschaft herrschen, es sollte keine Armen und keine Reichen geben; das Betreiben jeder Art von Ausbeutung war untersagt. Jeder Reiche oder einem privilegierten Stande Angehörige mußte, ehe er zugelassen wurde, seinem Vermögen und seinen Privilegien entsagen. Handel, Verleihen von Kapitalien auf Zinsen und Gastwirtschaft durfte ein „Bruder" nicht betreiben. Andererseits war jeder einzelne sowie die Gemeinschaft verpflichtet, jedem Bruder, der in Not geraten war, zu helfen.

Das Privateigentum und die Einzelfamilie waren nicht verpönt, der Kommunismus äußerte sich den Familien gegenüber vornehmlich in der Betonung der Brüderlichkeit, des freudigen Teilens mit dem Genossen und in dem Bestreben nach Erhaltung der Gleichheit, daß keiner sich über die anderen erhebe, keiner unter sie sinke. Das war aber unter Beibehaltung des Privateigentums nur möglich, wenn die strengste Disziplin herrschte und wenn diese sich auf das gesamte gesellschaftliche Leben erstreckte. Selbst die intimsten Verhältnisse des Familienlebens blieben davon nicht verschont.

Die Priester und die Ältesten, beide von den Gemeinden gewählt, übten, im sonderbaren Gegensatz zu der anarchistischen Theorie Peters, die jeden Zwang als unchristlich und heidnisch verwarf, eine Disziplinargewalt aus, die einem modernen

der Böhmischen Brüder", ihrer Kirchenordnung von 1609 und dem Glaubensbekenntnis, das sie dem König Ferdinand 1535 überreichten (alle drei enthalten in der deutschen Ausgabe der „Kurzgefaßten Kirchenhistorie der Böhmischen Brüder" des Comenius, Schwabach, verlegt bei „J. J. Enderes, hochfürstlich privilegiertem Buch- und Disputationshändler", 1739). Die Kämpfe, die zu dieser Organisation führten, sind eingehend geschildert in A. Gindelys Geschichte der Böhmischen Brüder, Prag 1857, 2 Bände.

Menschen unerträglich erscheinen würde, um so unerträglicher, als bei den böhmischen Brüdern jener finstere, muckerische Geist, den wir bereits als die Eigentümlichkeit des mittelalterlichen Kommunismus überhaupt bezeichnet haben, besonders scharf zutage trat, wohl eine Folge des Jammers und des unsäglichen Elends, welche die Hussitenkriege im Gefolge hatten

Jedes Spiel, jeder Tanz war verpönt, als eine Falle, die der Teufel den Gläubigen stellt. Leben, arbeiten und still dulden war das einzige, was einem frommen Christen hienieden oblag. Den Sonntag feierten sie schon ganz puritanisch.

Waren auch Privateigentum und Einzelfamilie nicht verpönt, so galt doch der eheloſe Stand als ein höherer, heiligerer. Dem Klerus waren Besitzlosigkeit und Zölibat vorgeschrieben. Die eheloſen Leute wohnten, nach den Geschlechtern getrennt, in Brüder- und Schwesterhäusern, wo sie gemeinsam arbeiteten und lebten. Wir dürfen uns diese wohl nach dem Beispiel der Beghardenhäuser vorstellen.

Gleich den Taboriten wollten auch die böhmischen Brüder von den Gelehrten nichts wissen. Sie galten ihnen als einer der privilegierten Stände. Bis zu seinem Tode (1473) warnte der Bruder Gregor die Gemeinde vor den Gelehrten. Dagegen hielt sie ebenso wie die Taboriten viel auf eine gediegene Volksschule. Der demokratischen Kunst des Buchdrucks bemächtigten sie sich sofort nach deren Aufkommen mit großem Eifer. „Wohl selten," sagt Gindely, a. a. O., I, S. 39, „hat eine christliche Sekte so viele Schriften zu ihrer Verteidigung in die Welt gesandt, wie die Brüder." Die Zahl ihrer Schriften, von ihrem Beginn bis zu ihrem fast völligen Untergang nach dem Tode des Comenius (1670), ist viel größer als die der Produkte der gesamten anderen böhmischen Literatur der gleichen Zeit. Sie rühmten sich auch, die ersten zu sein, welche die Bibel in der Muttersprache drucken ließen (in Venedig), so daß die Böhmen darin den anderen Nationen vorausgingen.* Zu Anfang des sech-

* Comenius, a. a. O., S. 57.

zehnten Jahrhunderts gab es fünf Buchdruckereien in Böhmen: eine katholische in Pilsen, eine utraquistische in Prag, und drei, die den böhmischen Brüdern gehörten, in Jungbunzlau, Leitomischl und Weißwasser. Selbst diese drei genügten ihnen nicht immer, und sie ließen zeitweise noch in Nürnberg drucken.

Eigentümlich, aber ihrer strengen Disziplin völlig entsprechend war die Bestimmung, daß kein Mitglied der Gemeinschaft ein Buch ohne deren Zustimmung schreiben und herausgeben durfte. „Niemand," heißt es in ihrer Kirchenordnung, „hat bei uns Erlaubnis, Bücher herauszugeben, sie seien denn von den anderen untersucht und durch den allgemeinen Beifall bestätigt."*

Der Pole Johannes Lasitski, der die böhmischen Brüder 1571 besuchte, schreibt in seinem Werke: „De origine et rebus gestis fratrum Bohemorum" über ihre Bücherproduktion: „Es erschien nichts, das nicht vorher von mehreren Ältesten und Kirchendienern, die dazu erwählt und bestellt waren, untersucht worden.... Es pflegte auch nichts von einem allein zu erscheinen (es geschähe denn aus besonderen Ursachen), sondern jegliches erschien im Namen der ganzen Brüderschaft, damit ein Glied an dem geistlichen Leibe ebensoviel Ehre davon hätte als das andere, und dadurch der eitlen Ehrsucht, welche die Gemüter der Bücherschreiber in der Regel kitzelt, alle Gelegenheit abgeschnitten würde, die Schriften selbst aber ein desto größeres Gewicht und Ansehen hätten."**

Und trotzdem die kolossale literarische Produktivität!

Daß die neue Gemeinschaft, die so viel Taboritisches an sich hatte und ehemalige taboritische Elemente in sich schloß, trotz ihres friedfertigen, unterwürfigen Charakters den Machthabern vielfach verdächtig und gefährlich erschien, wird nicht wundernehmen. Schon 1461 brach eine heftige Verfolgung über sie herein, unter Georg von Podiebrad, den wir bereits als

* Comenius, a. a. O., S. 296.

** Zitiert bei Comenius, a. a. O., S. 328, Note.

den Vernichter der Selbständigkeit Tabors kennen. 1452 noch Landesverweser, war er 1458, nach des Königs Ladislav Tode, zum König von Böhmen gewählt worden. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Verfolgung der böhmischen Brüder, deren Führer, so Bruder Gregor und andere, eingekerkert wurden. Die Gemeinde in Kunwald wurde zersprengt, ihre Mitglieder vertrieben, jede Versammlung ihnen untersagt.

„Durch diese heftige Inquisition nun," schreibt Comenius, „die allenthalben wider die Brüder angeordnet wurde, ist es geschehen, daß die meisten von ihnen, insonderheit die Ersten unter ihnen, durch Berge und Wälder zerstreut wurden und sich in Höhlen aufhielten; wiewohl sie auch da nicht einmal sicher waren. Sie durften das Feuer, um dabei das Nötigste zu kochen, zu keiner anderen Zeit als bei Nacht ungefährdet anzünden, damit sie durch den aufsteigenden Rauch nicht verraten würden, und da saßen sie in der großen Kälte um das Feuer herum und brachten ihre Zeit mit dem Lesen der Heiligen Schrift und gottseligen Gesprächen zu. Wenn sie dann bei tiefem Schnee, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, hervorgehen mußten, so traten sie alle in die von einem gemachten Fußtapfen, und der letzte schleifte einen Tannenast hinter sich nach, der diese Fußtapfen wieder mit Schnee zufüllte, daß sie daran nicht erkannt wurden, und es aussah wie die Fußtritte eines Bäuerleins, das ein Bündel Holz nachgeschleift. Nach diesem Wohnen in Höhlen wurden sie von ihren Feinden zum Spott Jamnici, Höhlenbewohner, genannt."*

Sollte die Bezeichnung der „Jamnici" erst aus der Zeit dieser Verfolgung stammen? Im westlichen Deutschland führten bereits im vierzehnten Jahrhundert die beghardischen Sektierer wegen der Heimlichkeit ihrer Zusammenkünfte den Spottnamen „Winkler", im östlichen Deutschland den Namen „Grubenheimer"; das Wort „Jamnici" (vom

* Comenius, a. a. O., S. 45, 46.

tschechischen Jáma, die Grube, Höhle) ist eine Übersetzung desselben und deutet vielleicht darauf hin, daß die beghardische Überlieferung unter den böhmischen Brüdern wirksam war. Das Volk nannte sie nicht bloß Jamnici, sondern auch „Pikarden".

Die erste Verfolgung nahm erst mit Podiebrads Tod, 1471, ein Ende.

Auch später hatten die Brüder noch zeitweilige Verfolgungen zu leiden, aber im allgemeinen schädigten sie diese nur mehr wenig. Die Staatsgewalt war damals in Böhmen noch schwach, in einzelnen Herren und Städten fanden aber die Brüder kraftvolle Schützer; denn intelligente Leute erkannten früh, wie harmlos die Staatsfeindlichkeit und die Gleichheitsbestrebungen dieser Sekte seien, welch vortreffliches Ausbeutungsmaterial sie aber durch ihre Predigt des Fleißes, der Entsagung, des Duldens lieferten.

Nicht zum wenigsten diesem Schutze hatte die Gemeinschaft es zu danken, daß sie selbst während der ersten schweren Verfolgung rasch anwuchs. Die Gewinnung von Proselyten wurde aber auch dadurch erleichtert, daß sie, ganz im Sinne der Taboriten, jedoch im Widerspruch zum Geiste der übrigen kirchlichen Organisationen ihrer Zeit, die größte Toleranz in Glaubenssachen verkündeten. Die Brüdergemeinschaft konnte das tun, denn sie war nicht wie die anderen kirchlichen Organisationen eine Herrschaftsorganisation. Bereits der erste Brüderkongreß, der 1464 in den Bergen von Reichenau stattfand und den Delegierte nicht bloß aus Böhmen, sondern auch schon aus Mähren besuchten, erklärte, die Fragen der sozialen Organisation seien die Hauptsache, die Fragen des Glaubens ständen in zweiter Linie. Und diesen Grundsatz haben sie stets festgehalten. Sie standen darin in schärfstem Gegensatz zur späteren lutherischen Lehre, daß der Glaube selig mache, nicht die Werke.

Dank dieser Toleranz gelang es ihnen, zahlreiche verwandte Genossenschaften und Gemeinden an sich zu ziehen.

Um so strenger waren sie dort, wo praktische Unterschiede bestanden. Auf dem zweiten Kongreß, zu Lhota 1467, der der Gemeinschaft eine endgültige Organisation gab, nachdem der von Reichenau ihr Programm festgestellt — um modern zu reden —, trafen auch Abgeordnete der Reste der Adamiten ein, um Vereinigungsvorschläge zu machen. Aber sie wurden abgewiesen. Der adamitische Kommunismus war den Brüdern zu weitgehend. Nur vereinzelt, nach Abschwörung ihrer „Irrtümer", wurden die Adamiten zugelassen.

Andererseits zerschlugen sich auch die Vereinigungsverhandlungen mit den Waldensern, die bereits zu opportunistisch, zu bürgerlich geworden waren. „Wir sprachen viel mit den Priestern der Waldenser," berichtet Bruder Gregor in seinem Traktat („Wie sich die Menschen gegen die römische Kirche verhalten sollen"), „besonders mit dem Priester Stephan, der sich niemals dazu hergab, die gottesdienstlichen Handlungen nach römischer Weise zu verrichten (wie es waldensische Priester pflegten, um sich vor Verfolgungen zu schützen. K. K.). Er fungierte bei den Waldensern geheim unter den Deutschen, und deshalb wurde er später verbrannt. Er bot sich uns an, alles zu verbessern, was an ihnen als dem Glauben Christi und einem christlichen Leben zuwiderlaufend erkannt werden würde, und es der apostolischen Schrift gemäß so einzurichten, wie es einst in der ersten Kirche war. Wir waren bereit und wollten es in der Tat durchführen, allein da sie mit den Priestern römischer Weihe befreundet waren, vertrauten sie sich ihnen und diese verhinderten es." So kam es zu keiner Vereinigung. „Einige Waldenser," erzählt Gregor weiter, „gaben zu, daß sie sich von dem Wege ihrer ersten Vorfahren entfernt hatten; auch fand man bei ihnen dies Schädliche, daß sie von den Leuten Geld nehmen, Reichtümer sammeln und sich um die Armen nicht kümmern, da es doch dem christlichen Glauben zuwider ist, daß ein Priester Schätze anhäufe, indem er weltliche Güter und selbst das eigene, von den Eltern ererbte Ver-

mögen auf Almosen verwenden und die Armen in ihrer Not nicht verlassen soll" usw.*

Aber das Schicksal der Waldenser sollte bald auch das der böhmischen Brüder werden.

Der Puritanismus, durch den diese gegen die bestehende Gesellschaft protestierten und durch den sie sich von ihr absonderten, war gerade ein treffliches Mittel, in der Gesellschaft der Warenproduktion vorwärtszukommen. Wir haben bereits darauf hingewiesen (S. 209), wie sehr dieser Puritanismus sich trotz mancher äußerlicher Ähnlichkeiten von der Askese des Urchristentums unterschied. Predigten beide die Eitelkeit, ja Verwerflichkeit der Lebensfreude und jeglichen Genusses, so war doch die urchristliche Askese mit stumpfsinniger Trägheit, der Puritanismus der Reformationszeiten dagegen mit unermüdlicher und umsichtiger Arbeitsamkeit seiner Bekenner verbunden. Dieser arbeitsame Puritanismus, das Evangelium der „Spar-Agnes", vermöchte es heute, im Zeitalter des hochentwickelten großindustriellen Kapitalismus, freilich nicht, Lohnarbeiter, Bauern und Kleinbürger in Masse in eine sie befriedigende Lage zu erheben. Damals, im Beginn der Umwandlung der Naturalwirtschaft mit eingesprengter einfacher Warenproduktion in allgemeine, zum Teil schon kapitalistische Warenproduktion war er jedoch ein höchst wirksames Mittel, Kleinbürger in Kapitalisten zu verwandeln, um so wirksamer, je mehr noch die Masse der Bevölkerung jener naiven Lebensfreudigkeit huldigte, die im allgemeinen mit der Naturalwirtschaft verknüpft ist, in der nicht für den Verkauf, sondern für den Selbstgebrauch, nicht für das Ansammeln, sondern für das Genießen produziert wird. Neben dem Puritanismus muß die gute allgemeine Schulbildung der Brüder sie geschäftlich sehr gefördert haben.

* Ein Auszug aus dem tschechischen Original mit deutscher Übersetzung findet sich bei Goll, Quellen und Untersuchungen usw., I, Der Verkehr der Brüder mit den Waldensern, Prag 1878, S. 98 ff.

Hatte unter den Taboriten die Kriegsbeute eine Wohlhabenheit erzeugt, die ihrem Kommunismus ein Ende machte, so stellte sich unter den böhmischen Brüdern bald Wohlhabenheit ein infolge ihres Fleißes, ihrer Genügsamkeit und Sparsamkeit und ihrer Intelligenz.

Ihre Wohlhabenheit warb ihnen aus den verschiedensten Kreisen zahlreiche neue Anhänger, die aus sehr weltlichen Gründen zu ihnen kamen. Mit dem Steigen der Wohlhabenheit empfanden aber auch viele der älteren Mitglieder die strenge Disziplin immer mehr als eine Fessel. Diese Disziplin gestattete im Interesse der Gleichheit nicht, daß die einen reicher wurden als die anderen, sie verpönte auch jede Anlegung des gewonnenen Vermögens in gewinnbringender Weise — im Handel oder im Wucher. Mit dem Wohlstand erwuchsen ferner Konflikte in Vermögenssachen, Prozesse wurden notwendig, man brauchte die Staatsgewalt zum Schutze des Erworbenen.

So bildete sich nach und nach eine mildere Richtung unter den Brüdern aus, die noch nicht wagte, die ursprünglichen Vorschriften zu leugnen, die aber dahin strebte, daß sie nur als Ideale einer höheren, ausnahmsweisen Heiligkeit, nicht als allgemein verbindliche rechtliche Satzungen aufgefaßt werden sollten.

Der Zwiespalt zwischen beiden Richtungen trat zuerst zutage (Ende der siebziger Jahre), als zwei Herren und mehrere Ritter sich zur Aufnahme in die Brüderschaft meldeten. Die strengere Richtung wollte sie nur aufnehmen, wenn sie ihrem Vermögen und ihrem Stande entsagten. Die mildere Richtung wünschte ihnen das zu erlassen. Aber noch siegte die erstere, und nur jene unter den Bewerbern wurden zugelassen, die sich den Anforderungen der Gemeinschaft in allem fügten.

Aber 1480 finden wir bereits einen Erfolg der gemäßigten Richtung: ein Gelehrter, Lukas, wurde aufgenommen, andere folgten. War deren Eintritt ein Erfolg der Gemäßigten, so trugen die gelehrten Elemente wieder dazu bei, diese zu stärken. Umsonst kämpften die Strengen in Wort und Schrift, an

ihrer Spitze der Weber Gregor aus Wotic, gegen die überhandnehmende Lauheit. Auf dem Kongreß, der Synode, zu Brandeis an der Adler (1491) siegte die gemäßigte Richtung. Es wurde beschlossen, daß Reiche und Hochgestellte fortan ohne Verzicht auf Vermögen und Rang aufgenommen werden dürften. Man sollte sie nur darauf aufmerksam machen, wie leicht sie ohne diesen Verzicht ihr Seelenheil verlieren könnten. Die Forderung der Gleichheit war damit, wenn nicht völlig beseitigt, so doch in das Gebiet der frommen Wünsche verwiesen.

In ähnlicher Weise wußten sich die frommen Brüder den Weg zur Teilnahme an der Staatsgewalt zu eröffnen. Sie erklärten auf demselben Kongreß: „Wenn durch die weltliche Gewalt einem Bruder der Befehl zukäme, Richter, Geschworener oder Zunftmeister zu sein oder in den Krieg zu gehen, oder wenn er im Verein mit anderen seine Zustimmung zur Folterung oder Hinrichtung eines Verbrechers zu geben hätte: so erklären wir, daß dies Dinge sind, zu denen sich ein reuiger Mensch nicht aus gutem und freiem Willen drängen, sondern die er lieber fliehen und meiden soll. Kann er sich ihnen aber weder durch inständige Bitten noch auf andere Weise entziehen, so soll er der Macht nachgeben.“ Aber es wurde den Brüdern nicht nur erlaubt, an der staatlichen Zwangsgewalt teilzunehmen, ein Amt zu akzeptieren oder in den Krieg zu ziehen, wenn sie dazu gezwungen würden, nein, sie durften fortan auch selbst diese Zwangsgewalt, den Richter, anrufen, ja sie durften auch Ausbeutung, Gastgewerbe und Handel treiben — natürlich nur im Notfall.

Die strengere Richtung war wütend über diese Beschlüsse, welche die bisherige Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit völlig über den Haufen warfen. In energischer Gegenagitation gewannen sie ihren Bischof, Matthias von Kunwald, für sich, schüchterten die Unschlüssigen ein oder rissen sie mit sich fort; Matthias berief auf ihr Drängen eine neue Synode ein, welche die Brandeiser Beschlüsse umstieß und die unbedingte Rückkehr zu den alten Grundsätzen verkündete.

Aber die Freude war kurz. Nicht innere Kraft, sondern Überrumpelung hatte den Strengen zum Siege verholfen. 1494, auf der Synode zu Reichenau, waren sie wieder in der Minorität, und wie sie jetzt erkannten, hatten sie jede Aussicht verloren, in der Gemeinschaft noch einmal ihre Grundsätze zur Geltung zu bringen. So kam es zur Spaltung. Ein Einigungsversuch, der 1496 gemacht wurde, führte bloß zu gegenseitigen Vorwürfen und zur Verschärfung des Gegensatzes.

Die strengere Richtung hieß die kleinere Partei. Sie war geringer an Zahl, nur ungebildete Leute, Bauern und Handwerker, gehörten ihr an, und sie stand im Widerspruch zu den Bedürfnissen der gesellschaftlichen Entwicklung. So siechte sie dahin. Als 1527 mehrere Mitglieder der Sekte in Prag verbrannt wurden, verschwand sie aus der Öffentlichkeit.

Die gemäßigte Richtung dagegen, verstärkt durch reiche und mächtige Leute, mit der Freiheit, einzugreifen in die Staatsverwaltung und diese zu ihren Zwecken auszunutzen, mit einer Organisation, die den Bedürfnissen der gesellschaftlichen Entwicklung entsprach, gedieh rasch; 1500 besaß sie schon 200 Kirchen; während des sechzehnten Jahrhunderts wurde sie ein wichtiger politischer und ökonomischer Faktor in Böhmen. Wie stark der Adel in ihr vertreten war, ersieht man unter anderem aus einer Bittschrift, die von adligen Mitgliedern der Brüdergemeinschaft 1575 an den Kaiser abgesandt wurde; sie ist von 17 Baronen und 141 Rittern unterzeichnet.

Jede Einrichtung schwand, die an den kommunistischen Ursprung erinnern konnte, auch in ihrer Literatur wurden, wie schon bemerkt, die kommunistischen Überlieferungen sorgfältig ausgemerzt. Hatten sie den Reichen den Zutritt gestattet, so kam es andererseits auch so weit, daß sich Bettler unter den Brüdern fanden. „Soweit als möglich," sagt ihre Kirchenordnung von 1609, „bewahren wir unsere Leute vor dem Betteln." Eine unbedingte Verpflichtung, dem Bruder zu helfen, bestand nicht mehr.

„Aus den böhmischen Puritanern“ sagt Gindely (a. a. O., II, S. 312) „ja aus den böhmischen Fanatikern, die zu Peter von Cheldic mehr wie zu Hus hielten, die nach Paulinischer Lehre die Ehelosigkeit vorzogen, keinen Eid schworen, kein Amt verwalteten, keinen Luxus sich gestatteten, keinen Reichtum duldeten, nicht auf Zinsen liehen, den Krieg verabscheuten, waren ganz wohlhabende Kapitalisten geworden, ganz ehrbare Ehemänner, ganz geschickte Gewerbsmänner, ganz anständige Bürgermeister und Geschworene, ganz tüchtige Generäle und Staatsmänner.“

Bis zum Dreißigjährigen Krieg, zur Schlacht am Weißen Berge 1620, währte ihr Gedeihen. Diese Schlacht brachte die letzte Entscheidung in dem langen Kampfe zwischen dem böhmischen Adel und dem Absolutismus der Habsburger, die den böhmischen Thron seit 1526 einnahmen, sie führte zur völligen Ausrottung des ersteren, zur Konfiskation seiner Güter und deren Verteilung an die Jesuiten und höfische Kreaturen; sie brachte auch den böhmischen Brüdern den Untergang. Nur mühsam erhielten sich fortan hier und da noch spärliche Überreste, die schließlich durch den pietistischen Grafen Zinzendorf auf seinen sächsischen Besitzungen in Herrnhut ein Asyl erhielten, 1722.

Aber in den Herrnhutern lebte weder der kommunistische Enthusiasmus der strengeren, noch die Weltklugheit der gemäßigten Richtung fort. Arme, verkümmerte Bauern und Handwerker, die nur dadurch der Verfolgung entgangen waren, daß sie in den entlegensten, rückständigsten Winkeln gelebt haben, sie von dem Wesen der Brüdergemeinschaft wenig mehr zu bewahren gewußt.

Im sechzehnten Jahrhundert hörten die böhmischen Brüder auf, eine Rolle in der Geschichte des Sozialismus zu spielen. Im siebzehnten Jahrhundert erlischt auch ihre Bedeutung für die allgemeine Geschichte.

Gesamt-Ausgabe des literarischen Nachlasses von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von **Franz Mehring.** Zweite, mit einem Nachwort versehene Auflage. Erster Band: **Von März 1841 bis März 1844.** — Zweiter Band: **Von Juli 1844 bis November 1847.** — Dritter Band: **Von Mai 1848 bis Oktober 1850.** — Vierter Band: **Briefe von Lassalle an Marx und Engels.** — Alle vier Bände zusammen gut gebunden Mk. 20.—

Theorien über den Mehrwert. Aus dem literarischen Nachlaß von **Karl Marx.** Herausgegeben von **Karl Kautsky.** Erster Band: **Die Anfänge der Theorie vom Mehrwert bis Adam Smith.** Preis broschiert Mk. 5.50, gebunden Mk. 6.— Zweiter Band, erster Teil: **David Ricardo.** I. Preis broschiert Mk. 4.50, gebunden Mk. 5.— Zweiter Band, zweiter Teil: **David Ricardo.** II. Preis broschiert Mk. 5.—, gebunden Mk. 5.50. — Dritter (Schluß-)Band: **Von Ricardo zur Vulgärökonomie.** Preis broschiert Mk. 7.50, gebunden in Leinen Mk. 8.— Zusammen in vier Bänden in Leinen Mk. 24.50, in Halbfranzband Mk. 28.50.

Briefe und Auszüge aus Briefen von Joh. Phil. Becker, Jos. Dietzgen, Friedrich Engels, Karl Marx u. A. an F. A. Sorge und Andere. XVI und 422 Seiten. Preis broschiert Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

Die Briefe Marx' und Engels', die sich über einen Zeitraum von 28 Jahren erstrecken, zeigen uns die beiden Altmeister des modernen Sozialismus in ihrer geistigen Werkstatt, wir möchten sagen in Hemdsärmeln. Manches scharfe Wort wird geschrieben, mit und ohne Berechtigung, das bei manchem Anstoß erregen dürfte, aber überall bricht versöhnend die heiße Liebe durch für die arbeitende Klasse, der sie den Wegweiser schufen durch das Labyrinth der alten Gesellschaft in eine neuere, bessere Zukunft. — Jedem Buche wird die in der Neuen Zeit im 25. Jahrgang Bd. 1 Nr. 1 und 2 abgedruckte Besprechung von Dr. F. Mehring beigelegt werden.

Zur Kritik der politischen Ökonomie. Von **Karl Marx.** Herausgegeben von **Karl Kautsky.** Dritte, durch eine Einleitung des Verfassers vermehrte Auflage. LII und 203 Seiten 8°. Preis gebunden Mk. 2.50.

Revolution und Konter-Revolution in Deutschland. Von **Karl Marx.** Ins Deutsche übertragen von **Karl Kautsky.** Zweite Auflage. XXXII und 142 Seiten 8°. Preis gebunden Mk. 2.—

Das Elend der Philosophie. Von **Karl Marx.** Deutsch von **Eduard Bernstein** und **Karl Kautsky.** Mit Vorwort und Noten von **Friedrich Engels.** Fünfte Auflage. XXXVI und 188 Seiten. Preis gebunden Mk. 2.—

Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Von **Friedrich Engels.** Siebte, unveränderte Auflage. XX und 354 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.—

Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Von **Friedrich Engels.** Vierzehnte Auflage. XXIV u. 188 Seiten. Preis gebunden Mk. 1.50.

Der Ursprung des Christentums. Eine historische Untersuchung von **Karl Kautsky.** Preis broschiert Mk. 5.—, gebunden Mk. 5.75.

Vorläufer des neueren Sozialismus. Von **Karl Kautsky.** Dritte, unveränderte Auflage. Erster Band: **Kommunistische Bewegungen im Mittelalter.** Preis broschiert Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.— Zweiter Band: **Der Kommunismus in der deutschen Reformation.** Preis broschiert Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.—

Karl Marx' Ökonomische Lehren. Gemeinverständlich dargestellt und erläutert von **Karl Kautsky.** Vierzehnte, durchgesehene Auflage. XX und 261 Seiten. Preis gebunden Mk. 2.—

Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Teil erläutert von **Karl Kautsky.** Elfte, durchgesehene Auflage. VIII und 264 Seiten 8°. Preis gebunden Mk. 2.—

Thomas More und seine Utopie. Von **Karl Kautsky.** Zweite, verbesserte Auflage. Preis broschiert Mk. 2.50, gebunden Mk. 3.—

Ethik und materialistische Geschichtsauffassung. Von **Karl Kautsky.** VIII und 144 Seiten. Sechstes und siebtes Tausend. Preis gebunden Mk. 1.50.

Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft. Von **Karl Kautsky.** Preis broschiert Mk. 1.50, gebunden Mk. 2.—

o o

Die Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie. Von **Franz Mehring.** Fünfte, unveränderte Auflage. Erster Band: **Bis zur Märzrevolution.** — Zweiter Band: **Bis zum preußischen Verfassungsstreit.** — Dritter Band: **Bis zum Deutsch-Französischen Krieg.** — Vierter Band: **Bis zum Erfurter Programm.** — Alle vier Bände zusammen gut gebunden Mk. 20.—

Die Lessing-Legende. Zur Geschichte und Kritik des preußischen Despotismus und der klassischen Literatur. Von **Franz Mehring.** Dritte Auflage. Mit einem neuen Vorwort. XXXII und 426 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.—

o o

Marxistische Probleme. Beiträge zur Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung und Dialektik. Von **Max Adler.** VIII und 320 Seiten. Preis gebunden 3,50 Mk.

Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution. Von **Ed. Bernstein.** Zweite, durchgesehene, vermehrte und illustrierte Ausgabe. XVI und 367 Seiten. Preis broschiert Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.—

Babeuf und die Verschwörung für die Gleichheit. Von **Ph. Buonarroti.** Uebersetzt und eingeleitet von **Anna** und **Wilhelm Blos.** Preis gebunden Mk. 2.50.

In unserem Verlag sind folgende Schriften von **August Bebel** erschienen:

Aus meinem Leben.

Erster Teil.

Zweite, durchgesehene Auflage.

VIII und 236 Seiten. Preis gebunden Mk. 2.—

o o

Aus meinem Leben.

Zweiter Teil.

VIII und 420 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.—

o o

Die Frau und der Sozialismus.

Einundfünfzigste Auflage.

Nach der Jubiläums-Ausgabe unverändert.

XXXII und 519 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.—

o o

Charles Fourier.

Sein Leben und seine Theorien.

Mit einem Porträt Fouriers und einer Abbildung der Phalanstères.

Dritte Auflage.

Preis gebunden Mk. 2.50.

o o

Zur Lage der Arbeiter in den Bäckereien.

IV und 184 Seiten. Preis Mk. 1.—

Kleine Bibliothek.

Nr. 1. **Braun, Ad., Die Tarifverträge und die deutschen Arbeiter.**
Nr. 2. **Tscherewanin, A., Das Proletariat und die russische Revolution.**
Nr. 3. **Kautsky, Karl, Die Klassengegensätze in der französischen Revolution.**
Nr. 4. **Gorter, H., Der historische Materialismus.** Aus dem Holländischen übersetzt von Anna Pannekoek.
Nr. 5. **Duncker, Käte, Die Kinderarbeit und ihre Bekämpfung.** Zweite, durchgesehene Auflage.
Nr. 6. **Volkswirtschaftliche Grundbegriffe.** Leitfaden für Unterrichtskurse von Dr. Hermann Duncker. Zweite Auflage.
Nr. 7. **Plechanow, G., Die Grundprobleme des Marxismus.** Autorisierte Uebersetzung von Dr. M. Nachimson.
Nr. 8. **Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie.** Von Friedrich Engels. Mit Anhang: Karl Marx über Feuerbach. Vom Jahre 1845. Fünfte Auflage.
Nr. 9. **Linke, Felix, Ist die Welt bewohnt?**
Nr. 10. **Reitz, Dr. Adolf, Die Bakterien.** Eine Einführung in das Reich der Mikroorganismen.
Nr. 11. **Woldt, Richard, Der industrielle Großbetrieb.** Eine Einführung in die Organisation moderner Fabrikbetriebe.
Nr. 12. **Kautsky, Karl, Parlamentarismus und Demokratie.**
Nr. 13. **Frank, Dr. Ludwig, Die bürgerlichen Parteien des deutschen Reichstags.** Historische Skizzen.
Nr. 14. **Linke, Felix, Kann die Erde untergehen?** Betrachtungen über die kosmische Stabilität unseres Erdenlebens.
Nr. 15. **Bommeli, R., Die Geschichte der Erde. Erster Teil: Wie Berg und Tal entstehen.** Kurzer Abriß der dynamischen Geologie.
Nr. 16. **Deutsch, Julius, Aus alten Tagen.** Soziale Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
Nr. 17. **Woldt, Richard, Das großindustrielle Beamtentum.** Eine gewerkschaftliche Studie.
Nr. 18. **Hannah Lewin-Dorsch, Die Technik in der Urzeit. Das Feuer. Der Wohnungsbau.**
Nr. 19. **Reitz, Dr. Adolf, Die Chemie im Alltag.**
Nr. 20. **Lipschütz, Dr. A., Die Arbeit der Muskeln.**
Nr. 21. **Bommeli, R., Die Geschichte der Erde. II. Die Weltalter.** Kurze Charakteristik der geologischen Perioden und Formationen.
Nr. 22. **Cunow, Heinrich, Die Technik in der Urzeit. II.** Nahrungsbeschaffung und Ernährung.
Nr. 23. **Rühle, Otto, Grundfragen der Erziehung.**
Nr. 24. **Cunow, Heinrich, Die Technik in der Urzeit. III.** Entstehung der Waffen. Körperschmuck. Die Technik der Bekleidung.
Nr. 25. **Mehring, Fr., 1807—1812: Von Tilsit nach Tauroggen.**
Nr. 26. **Mehring, Fr., 1813—1819: Von Kalisch nach Karlsbad.**

Der Preis jedes Bändchens ist broschiert 75 Pf., gebunden 1 Mk.

Date Due

HX
708
K21

41741

AUTHOR
Kautsky, K.

TITLE Vorläufer des neueren sozialismus. bd.1.

DATE LOANED	BORROWER'S NAME	DATE RETURNED
5/3/55	Letter	✓

(Die fehlenden Nummern sind vergriffen.)

Band

1 **Dr. H. Tschulok, Entwicklungstheorie.** (Darwins Lehre.) Mit 49 Abbildungen im Text. Gebunden M. 3.—

2 **Karl Kautsky, Karl Marx' Ökonomische Lehren.** Gemeinverständlich dargestellt. 14. Auflage. Gebunden M. 2.—

5 **Karl Kautsky, Thomas More und seine Utopie.** Mit einer historischen Einleitung. Dritte Auflage. Gebunden M. 3.—

6 **A. Bebel, Charles Fourier.** Sein Leben und seine Theorien. Mit einem Porträt Fouriers und einer Abbildung des Phalansteres. 3. Aufl. Gebunden M. 2.50.

8 **J. Stern, Die Philosophie Spinozas.** Mit Porträt Spinozas. Dritte Auflage. Gebunden M. 2.—

9 **A. Bebel, Die Frau und der Sozialismus.** 140. Tausend. Gebunden M. 3.—

10 **Lissagaray, Die Geschichte der Kommune von 1871.** Vierte Auflage. Illustrierte Ausgabe. Gebunden M. 3.—

11 **Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates.** 14. Auflage. Gebunden M. 1.50.

12 **Karl Marx, Das Elend der Philosophie.** Antwort auf Proudhons „Philosophie des Elends". 5. Aufl. Geb. M. 2.—

13 **Karl Kautsky, Das Erfurter Programm** in seinem grundsätzlichen Teile. 11. Auflage. Gebunden M. 2.—

14 **Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England.** Vierte Auflage. Gebunden M. 2.50.

16 **Dr. J. B. Simon, Die Gesundheitspflege des Weibes.** Achte Auflage. Mit 34 Abbildungen im Text und einer farbigen Tafel. Gebunden M. 2.50.

17 **Franz Mehring, Die Lessing-Legende.** Zur Geschichte und Kritik des preußischen Despotismus und der klassischen Literatur. Dritte Auflage. Mit einem neuen Vorwort. Gebunden M. 3.—

18 **Dr. H. Lux, Etienne Cabet** und der Ikarische Kommunismus. Gebunden M. 2.—

21 **Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft.** 8. Auflage. Gebunden M. 3.—

24 **Karl Marx, Revolution u. Konter-Revolution in Deutschland.** Dritte Auflage. Gebunden M. 2.—

26 a, b, c **Dr. H. Dodel, Aus Leben und Wissenschaft.** Gesammelte Vorträge und Aufsätze. In drei Teilen.

26 a — **Leben und Tod.** Illustriert. Vierte Auflage. Gebunden M. 2.—

26 b — **Kleinere Aufsätze und Vorträge.** 4. Auflage. Gebunden M. 2.—

26 c — **Moses oder Darwin?** Eine Schulfrage. 11. Auflage. Gebunden M. 1.50.

27 **Lindemann (C. Hugo), Städteverwaltung und Munizipal-Sozialismus in England.** 2. Auflage. Mit einem neuen Vorwort. Gebunden M. 2.50.

30 **Karl Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie.** Dritte Auflage. Gebunden M. 2.50.

33 **Leo Deutsch, Sechzehn Jahre in Sibirien.** Erinnerungen eines russischen Revolutionärs. Mit 7 Porträts und 6 Illustrationen. 10. Tausend. Gebunden M. 3.50.

35 **Karl Marx, Theorien über den Mehrwert.** Aus dem nachgelassenen Manuskript „Zur Kritik der politischen Ökonomie" von Karl Marx. Herausgegeben von Karl Kautsky. Erster Band. 2. Auflage. Gebunden M. 6.—

36 — —, Zweiter Band, erster Teil. 2. Auflage. Gebunden M. 5.—

37 — —, Zweiter Band, zweiter Teil. 2. Auflage. Preis gebunden M. 5.50.

37a — —, Dritter Band. Gebunden M. 8.—

38 **Karl Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung.** 6. und 7. Tausend. Gebunden M. 1.50.

39 **Hillquit, Geschichte des Sozialismus in den Vereinigten Staaten.** Gebunden M. 3.—

40 **K. K. Paschitnow, Die Lage der arbeitenden Klasse in Rußland.** Uebersetzt von M. Nachimson. Gebunden M. 3.—

41 **Leo Deutsch, Viermal entflohen.** 4. und 5. Tausend. Gebunden M. 2.—

42 **Peter Maßlow, Die Agrarfrage in Rußland.** Die bäuerliche Wirtschaftsform und die ländlichen Arbeiter. Uebersetzung von M. Nachimson. Gebunden M. 3.—

43 **Paul Louis, Geschichte des Sozialismus in Frankreich.** Aus dem Französischen übertragen von Hermann Wendel. Gebunden M. 3.—

44 **Ed. Bernstein, Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution.** Illustrierte Ausgabe. Gebunden M. 4.—

45 **Karl Kautsky, Der Ursprung des Christentums.** Eine historische Untersuchung. 5. u. 6. Tauf. Gebunden M. 5.75.

46 **L. B. Boudin, Das theoretische System von Karl Marx.** Aus dem Englischen übersetzt von Luise Kautsky. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe von Karl Kautsky. Gebunden M. 3.—

47 **K. Kautsky, Vorläufer des neueren Sozialismus.** Dritte Auflage. Erster Band: Kommunistische Bewegungen im Mittelalter. Gebunden M. 3.—

48 — —, Zweiter Band: Der Kommunismus in der deutschen Reformation. Geb. M. 3.—

49 **Ph. Buonarroti, Babeuf und die Verschwörung für die Gleichheit.** Uebersetzt und eingeleitet von Anna und Wilhelm Blos. Gebunden M. 2.50.

50 **Karl Kautsky, Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft.** Gebunden M. 2.—

51 **Paul Louis, Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich (1789 bis 1912).** Autorisierte Übersetzung von Hedwig Kuruc-Eckstein. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Dr. G. Eckstein. Gebunden M. 3.—

52 **Joseph Salvioli, Der Kapitalismus im Altertum.** Studien über die römische Wirtschaftsgeschichte. Nach dem Französischen übersetzt von Karl Kautsky jun. Mit einem Vorwort von Karl Kautsky. Gebunden M. 3.—

53 **Max Adler, Marxistische Probleme.** Beiträge zur Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung. Gebunden M. 3.50.

54 **Laufenberg, Der politische Streik.** Gebunden M. 2.50.

55 **Emile Vandervelde, Neutrale und sozialistische Genossenschaftsbewegung.** Gebunden M. 1.50.